

CHRONIK '88 AKADEMIE DER DIÖZESE
ROTTENBURG-STUTTGART

CHRONIK '88

Inhalt

Vorwort	3
Überblick	4
Chronologische Veranstaltungsübersicht	4
Gesamtübersicht der Gastveranstalter	20
Zahlen zur »Chronik '88«	21
Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie	22
Berichte	23
Berichte von Tagungen nach Themenbereichen	23
Berichte von Gastveranstaltungen	23
Themen	129
Dialogprogramm Wirtschaft und christliche Ethik	129
Arbeitsmigration	131
Reihen	136
Beiträge aus der Forschung	136
Clubabende in Weingarten	137
Akademie intern	138
Personalien	138
Publikationen – Neuerscheinungen '88	143

Akademie – ein Ort redlicher Zeitgenossenschaft

Wer in der gegenwärtigen Zeit lebt, der vermag angesichts der sich überstürzenden Informationen, widersprechenden Positionen und der nahezu unbegrenzten Angebote verschiedenster Lebensstile kaum der Diagnose einer »neuen Unübersichtlichkeit« (Habermas) unserer Kultur im Ganzen zu widersprechen. Angesichts dieser Wahrnehmung ist die Versuchung groß, der Beliebigkeit Tribut zu zollen und sich von einem *diffusen Zeitgeist* resigniert hin und her treiben zu lassen: eben »mit der Zeit zu gehen«. – Aber wer möchte schon als bloßer Mitläufer und Spielball von Moden zum passiven Opfer von Entwicklungen eines Zeitgeistes werden, der erfahrungsgemäß nur von kurzlebiger Natur, oberflächlich und obendrein wetterwendisch ist? Gewiß nicht für Christen allein gilt demnach auch gegenüber dem Zeitgeist das, was Paulus den Seinen schreibt: »Wir wollen nicht Unmündige sein, ein Spiel der Wellen, hin und her getrieben von jedem Widerstreit der Meinungen, dem Betrug der Menschen ausgeliefert, der in die Irre führt«. (Eph. 4,14)

Die *Flucht aus der Zeit* ist uns, die wir leben, versperrt. Auch für den, der Verdikte gegen den Zeitgeist ausspricht, bleibt die Position der Zeitenthobenheit ein frommer Wunsch. So bleibt allein die *Deutung der Zeit*, will der Mensch – immer schon von Situationen und Konditionen eingeschränkt – an der (kleinen) Freiheit der ihm wirklich bleibenden Möglichkeiten festhalten, ohne die die Rede von Praxis und Verantwortung sinnlos ist (vgl. H. R. Schlette).

Deutung der Zeit aber fordert einerseits »*Aufmerksamkeit*«, die nach Paul Celan das »natürlichste Gebet unserer Seele« ist, andererseits bedarf sie der *Verwurzelung in eine Identität*, ohne die alle Zeitwahrnehmung in beliebiger Mehrdeutigkeit verbleibt.

Verwurzelt in den Glauben an Gott, den »Liebhaber des Lebens« (Weish. 11,26) und gebunden an eine christliche Identität im Interesse des ganzheitlichen Gelingens der menschlichen Person im Kontext von Gesellschaft und Umwelt, versuchte die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart bewußt und mit Sensibilität auch im Jahre 1988 wieder Anteil zu nehmen an dem, was sich »in der Zeit« vollzieht und vorbereitet. Sie verwirklichte damit nach ihren Möglichkeiten den Auftrag, »Orientierung zu bieten in den geistigen Auseinandersetzungen unserer Zeit und die Entwicklung in Gesellschaft und Staat zu verfolgen« († Bischof Dr. Georg Moser). Die vorliegende Chronik '88 dokumentiert dieses Bemühen und läßt sich am eigenen Anspruch kritisch messen.

Die so versuchte Verwirklichung *christlicher Zeitgenossenschaft* ist demnach nicht Mitläufertum. Sie bedeutet vielmehr, »sich mit äußerster Wachheit und Aufmerksamkeit all dem auszusetzen, was »unsere Zeit« konstituiert« (H. R. Schlette). Die Akademie wagt diese »ehrliche Zeitgenossenschaft, nicht nur, um für die Not der Zeit etwas tun zu können, sondern um aus den Denkmöglichkeiten und Inspirationen der Zeit heraus die Sache, um die es geht, überhaupt neu gewinnen zu können« (M. Seckler).

Dr. Gebhard Fürst
Akademiedirektor

34 Offene Tagungen mit 2.601 Teilnehmern

Weingarten, 5. – 6. Januar

50 Teilnehmer

Mit allen Sinnen Gott erfahren

Die Weihnachtskrippe als Beispiel barocker Frömmigkeit

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

siehe Seite 42

Stuttgart-Hohenheim, 23. – 24. Januar

108 Teilnehmer

Ortsökumene: Mehr als Ökumene am Ort

Tagungsleitung:

Dr. Abraham Peter M. Kustermann

siehe Seite 40

Stuttgart-Hohenheim, 30. – 31. Januar

44 Teilnehmer

»Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs«

Ethische Fragen zur modernen Nutztierhaltung

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

Referenten:

Professor Dr. Andreas Nabholz, Säriswil

Professor Dr. Josef Schreiner, Würzburg

Professor Dr. Gotthard Martin Teutsch, Bayreuth

Weingarten, 18. – 20. Februar

127 Teilnehmer

Johann Baptist Hirscher

Glaube als Lebensform

Der Beitrag J. B. Hirschers zur Neugestaltung christlich-kirchlicher Lebenspraxis und lebensbezogener Theologie – damals und heute

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 23

Weingarten, 20. – 21. Februar

59 Teilnehmer

Georges Bernanos und das Drama christlicher Existenz

Tagungsleitung:

Dr. August Heuser

siehe Seite 76

Stuttgart-Hohenheim, 27. – 28. Februar

75 Teilnehmer

Leben als Leiden

Zur Philosophie Arthur Schopenhauers

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

siehe Seite 60

Stuttgart-Hohenheim, 11. – 13. März

151 Teilnehmer

Maria – für alle Frauen oder über allen Frauen?

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

siehe Seite 79

Stuttgart-Hohenheim, 20. März

17 Teilnehmer

»Memento Mori«

Auseinandersetzung mit einem Konzert
in Zusammenarbeit mit dem Süddeutschen
Rundfunk Stuttgart und der Internationalen
Bachakademie Stuttgart

Tagungsleitung:

Dr. August Heuser

siehe Seite 73

Weingarten, 25. – 27. März

68 Teilnehmer

Sanctuary

Christliche Tradition mit neuer Aktualität

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Dieter R. Bauer

siehe Seite 115

Stuttgart-Hohenheim, 26. – 27. März

106 Teilnehmer

»Standrechtlich gekreuzigt?«

Der Prozeß Jesu – neu befragt

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referenten:

Professor Dr. Karl Kertelge, Münster

Dr. Thomas Söding, Münster

Weingarten, 30. März – 3. April

64 Teilnehmer

»Wahrhaftig, dieser war Gottes Sohn!«

Karwoche in Weingarten

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

siehe Seite 31

Stuttgart-Hohenheim, 16. – 17. April

93 Teilnehmer

Christen in der Sowjetunion – Zwischen Bedrängnis und Hoffnung

Tagung zum Gebetstag 1988

Tagungsleitung:

Dr. Abraham Peter M. Kustermann

siehe Seite 39

Straßburg, 29. April – 1. Mai

50 Teilnehmer

Den Andern denken

Philosophisches Fachgespräch
mit Emmanuel Levinas

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Franz Josef Klehr

siehe Seite 48

Weingarten, 6. – 8. Mai

85 Teilnehmer

Hexen heute

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Professor Dr. Dieter Harmening

siehe Seite 86

Stuttgart-Hohenheim, 11. – 12. Juni

56 Teilnehmer

Gelegen oder ungelegen – Zeugnis für die Wahrheit

Zur Vertreibung des Rottenburger Bischofs
im Sommer 1938

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Dr. Abraham Peter M. Kustermann

siehe Seite 82

Stuttgart-Hohenheim, 28. Juni

134 Teilnehmer

Politische Gesprächskultur im Fernsehen

20 Jahre »Pro & Contra«

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Dr. Hermann-Josef Schmitz

siehe Seite 102

Stuttgart-Hohenheim, 9. September

82 Teilnehmer

**Entwicklungszusammenarbeit mit der
Volksrepublik China**

Chancen humanitärer Kooperation

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Dr. Gebhard Fürst

Dr. Hermann-Josef Schmitz

siehe Seite 106

Stuttgart-Hohenheim, 10. – 11. September

160 Teilnehmer

Die Religion des Ganzen

Teilhard de Chardin – der Theologe für »New Age«?

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 46

Weingarten, 10. – 11. September

43 Teilnehmer

Leben »auf Vernunft hin«

Zum 50. Todestag Edmund Husserls

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

siehe Seite 50

Weingarten, 20. September

28 Teilnehmer

Stuttgart-Hohenheim, 22. September

40 Teilnehmer

Wiedergelesen

Franz Werfel: Stern der Ungeborenen

Tagungsleitung und Referentin:

Elisabet Plünnecke

siehe Seite 77

Weingarten, 21. – 25. September

115 Teilnehmer

»Um der Menschen willen«

Begegnungen mit der Sowjetunion

Zweites Weingartener Symposion aus Anlaß der

Tausendjahrfeier der Taufe der Kiever Rus'

Tagungsleitung:

Dr. Abraham Peter M. Kustermann

Rainer Öhlschläger

siehe Seite 34

Stuttgart-Hohenheim, 23. – 25. September

57 Teilnehmer

Rilke – Hindemith: »Das Marienleben«

Hohenheimer Musikforum

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

siehe Seite 54

Weingarten, 26. September – 1. Oktober

73 Teilnehmer

Die Diözese Konstanz

Geschichte – Institutionen – Persönlichkeiten

Tagung in Zusammenarbeit mit dem Geschichts-

verein der Diözese Rottenburg-Stuttgart sowie

dem Kirchengeschichtlichen Verein für das Erz-

bistum Freiburg

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer, Stuttgart

Professor Dr. Karl Suso Frank, Freiburg

Professor Dr. Rudolf Reinhardt, Tübingen

siehe Seite 88

Weingarten, 8. – 9. Oktober

83 Teilnehmer

Von der Philosophie zur Kreuzeswissenschaft

Die Husserl-Schülerin Edith Stein

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

siehe Seite 50

Stuttgart-Hohenheim, 15. – 16. Oktober

87 Teilnehmer

Die Welt – Produkt des Zufalls oder Gottes Schöpfung?

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

siehe Seite 32

Weingarten, 29. – 30. Oktober

84 Teilnehmer

Die Fasnetshex

Narrenfigur mit Rollenproblemen

Tagungsleitung:

Dr. Abraham Peter M. Kustermann

Referenten und Gesprächspartner:

Martin Blümcke, Stuttgart

Gerd Herrigel, Friedrichshafen

Dr. Eva Kimminich, Freiburg i.Br.

Jörg Kraus, Tübingen

Dr. Werner Mezger, Rottweil

Alex Moser, Obernheim

Gritt Moßmann, Bonn

Werner Riegel, Donaueschingen

Stuttgart-Hohenheim, 5. – 6. November

41 Teilnehmer

Judenpogrome

Zum 50. Jahrestag der »Reichskristallnacht«

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

siehe Seite 83

Weingarten, 11. – 13. November

36 Teilnehmer

Volkstümliche Frömmigkeit im Spiegel von Andachtsbuch und kleinem Andachtsbild

Tagung und Ausstellung unter Mitarbeit von

Diözesanbibliothek und Diözesanmuseum

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Dr. August Heuser

siehe Seite 89

Stuttgart-Hohenheim, 12. – 13. November

71 Teilnehmer

»... was noch niemals geschehen ist«

Reinhold Schneiders Friedensethik

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

siehe Seite 52

Stuttgart-Hohenheim, 10. Dezember

53 Teilnehmer

Alltag einer Utopie

Mit Behinderungen leben – Mit Behinderten leben

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referenten:

Dr. Dieter Fischer, Würzburg

Pfarrer Friedrich König, Tübingen

Weingarten, 10. – 11. Dezember

60 Teilnehmer

Wie ER erscheint auf seinem Fest

Zum Gottesbegriff jüdischer und christlicher Feste

Chanukka – Weihnachten

Tagungsleitung:

Dr. Abraham Peter M. Kustermann

siehe Seite 28

Stuttgart-Hohenheim, 27. – 28. Dezember

175 Teilnehmer

Gott sah, daß alles gut war

Schöpfung als Gabe und Aufgabe

Tagung in Kooperation mit der Gesellschaft für

Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Stuttgart

und dem Katholischen Bibelwerk Stuttgart

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 26

**62 Fachtagungen und Tagungen
für Zielgruppen
mit 2.331 Teilnehmern**

Stuttgart-Hohenheim, 18. – 20. Januar

21 Teilnehmer

Soziokultureller Hintergrund – Türkei

Tagung für Mitarbeiter aus dem sozialpädagogischen Bereich in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie Bad Boll

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Wolfgang Rose

Monika Weibler

Referenten:

Nesteren Inci-Bergemann, Darmstadt

Willi E. M. Stevens, Saarbrücken

Harald Stingele, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 4. – 6. Februar

55 Teilnehmer

Beruf – Betrieb – Familie: Rollenkonflikte

Tagung für die Akademie für handwerkliche Berufe, Stuttgart

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referent:

Heinz-Werner Lüders, Frankfurt

Gesprächspartner:

Ulrich Jäger, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 17. Februar

160 Teilnehmer

Aschermittwoch der Künstler*Tagungsleitung:*

Dr. August Heuser

Referenten:

Dr. Dorit Sedelmeier, Stuttgart

Klaus Weber, Stuttgart

Reinald Ziegler, Stuttgart

EXVOCO-Gruppe, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 18. – 20. Februar

82 Teilnehmer

Die Kunst des Verzichtens

Tagung für Katechetinnen/Katecheten und Gemeindereferentinnen/Gemeindereferenten

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Johanna Kneer

Referenten:

Ursula Grouls, Stuttgart

Willi Haller, Aldingen

Domkapitular Dr. Bernhard Krautter, Rottenburg

Dr. Gerhard Mertens, München

P. Dr. Albert Ziegler SJ, Zürich

Stuttgart-Hohenheim, 22. Februar

57 Teilnehmer

Volkskirche – Gemeindekirche

Studientag

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Referenten:

Professor DDr. Rupert Feneberg, Weingarten

Professor Dr. Karl Gabriel, Osnabrück

Dr. Hermann Josef Heinz, Limburg

Stuttgart-Hohenheim, 22. – 24. Februar

19 Teilnehmer

Sprachloser Glaube?

Hohenheimer Symposion zur Christlichen

Pädagogik 1988

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

siehe Seite 56

Weingarten, 22. – 26. Februar

23 Teilnehmer

Weingarten, 12. – 16. September

26 Teilnehmer

Führung, Organisation und Veränderung

Seminar für leitende Mitarbeiter aus dem kirchlichen und sozialen Bereich

in Zusammenarbeit mit dem

Gottlieb-Duttweiler-Institut, Zürich

Tagungsleitung:

Rainer Öhlschläger

Referenten:

Michael Braune-Krickau, Rüslikon

Barbara Langmaack, Hamburg

Stuttgart-Hohenheim, 2. – 4. März

50 Teilnehmer

Himmlers Hexenkartothek

Das Interesse des Nationalsozialismus an der

Hexenverfolgung

Fachtagung mit dem Arbeitskreis Interdisziplinäre

Hexenforschung

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Dozent Dr. Sönke Lorenz

siehe Seite 84

Weingarten, 8. – 10. März

20 Teilnehmer

Fortschrittstheorie und Fortschrittskritik in der Moderne

Studientage für Studenten und philosophisch

Interessierte

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

siehe Seite 58

Stuttgart-Hohenheim, 9. – 10. März

65 Teilnehmer

Krankheit: Verhängnis – Schuld, am Beispiel von AIDS

Begegnungs- und Studientagung für Seelsorger und Mitarbeiter in der Beratung

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Bruno Ernsperger M.A.

Hermann-Josef Ihle

siehe Seite 91

Stuttgart-Hohenheim, 28. – 29. März

28 Teilnehmer

Weingarten, 5. – 6. September

27 Teilnehmer

Stuttgart-Hohenheim, 14. – 15. November

29 Teilnehmer

Im Grenzbereich von Leben und Tod

Vom Umgang mit Schwerkranken und Sterbenden

Tagung für Krankenpflegeschüler

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

siehe Seite 100

Stuttgart-Hohenheim, 16. – 17. März

23 Teilnehmer

Beruf oder Familie: eine fragwürdige Alternative

Familiale Werte und Unternehmenskultur

Kolloquium

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referenten:

Monika Jaeckel, München

Jürgen Sass, München

Dr. Randolph Vollmer, Paderborn

Stuttgart-Hohenheim, 23. – 24. April

69 Teilnehmer

Jugend und Religion

Zugänge junger Menschen zur religiösen Dimension ihres Lebens

Tagung mit dem Verband der Religionslehrer in der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.

Tagungsleitung:

Bernhard Bosold

Dr. Gebhard Fürst

Referenten:

Professor Dr. Ralph Sauer, Vechta

Dr. Günther Schiwy, Steinebach/Wörthsee

Pfarrer Walter Schmidt, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 24. – 25. März

19 Teilnehmer

Begegnungstreffen mit den Mitarbeitern der Evangelischen Akademie Bad Boll

Bad Boll, 25. – 27. März

31 Teilnehmer

Soziokultureller Hintergrund: Jugoslawien

Tagung für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Ausländerbehörde des Amtes für öffentliche Ordnung der Stadt Stuttgart in Zusammenarbeit mit isoplan

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Wolfgang Rose

Willi E. M. Stevens

Niederlande, 24. – 28. April

26 Teilnehmer

Ausländerpolitik im Vergleich:

Das Beispiel Niederlande

Studienreise in Zusammenarbeit mit der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Karl Maissenhälter

siehe Seite 111

Stuttgart-Hohenheim, 4. Mai

20 Teilnehmer

Informations- und Kommunikationstechnik

Chancen und Risiken neuer Entwicklungen

Arbeitskreis Wirtschaft und Ethik

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Rainer Öhlschläger

Referenten:

Dr. Werner Andexser, Stuttgart

Vizepräsident Paul Burkhardt, Stuttgart

Dr. Wolfgang Kessler, Konstanz

Dieter Klumpp, Stuttgart

Dipl.-Theol. Walter Lesch, Tübingen

Referenten:

Matthias Bach, Pliezhausen

Dorothea Bogusch, Rudersberg

Hans Brender, Mannheim

Camill Fux, Lahr-Reichenbach

Werner Hülstrunk, Mannheim

Professor Dr. Franz Knapp, Ludwigshafen

Konrad Ritter, Offenburg

Manfred Schwarz, Karlsruhe

Stuttgart-Hohenheim, 11. Mai

28 Teilnehmer

Stuttgart-Hohenheim, 1. – 3. Juli

17 Teilnehmer

Weingarten, 14. – 16. November

12 Teilnehmer

Gesichtspunkte zur Novellierung des Ausländergesetzes

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Referenten:

Klaus-Henning Rosen, Bonn

Dr. Peter Köppinger, Bonn

Herr Kost, Bonn

Stuttgart-Hohenheim, 14. – 15. Mai

110 Teilnehmer

Schwerst- und mehrfach Behinderte im Elternhaus

Tagung mit dem Landesverband zur Förderung

und Betreuung körperbehinderter Kinder,

Jugendlicher und Erwachsener in Baden-

Württemberg e.V.

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Stuttgart-Hohenheim, 16. Mai

36 Teilnehmer

Kontinuität und Erneuerung in der sozialen Lehre

Die Enzyklika »Sollicitudo rei socialis«

Studientag

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Referenten:

Franz Baum, Rot an der Rot

Dr. Eberhard Straub, Stuttgart

Doz. Dr. Karl Anton Wohlfarth, Mainz

Stuttgart-Hohenheim, 24. – 27. Mai

74 Teilnehmer

NEW AGE

Orientierendes zu einem schillernden Zeit-Wort

Tagungsleitung:

Johanna Kneer, Rottenburg

Dr. Abraham Peter M. Kustermann

Referenten und Gesprächspartner:

Dipl.-Theol. Harald Baer, Hamm

Dipl.-Theol. Dieter Bauer, Stuttgart

Dr. habil. Reinhart Hummel, Stuttgart

Dr. med. Franz-Paul Merz, Tübingen

Professor Dr. Heinz-Günther Stobbe, Münster

Thomas Völkner, München

Professor Dr. Ludger Zinke, Weingarten

Weingarten, 13. – 17. Juli

55 Teilnehmer

**Geistliche Körperschaften und Territorien
im Schwäbischen Reichskreis**

Studientage mit dem Institut für Geschichte der
Technischen Hochschule Darmstadt

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer, Stuttgart

Professor Dr. Fritz Kallenberg, Darmstadt

Referenten:

Dr. Armgard Gräfin zu Dohna, Darmstadt

Dr. Peter Fleck, Darmstadt

Dr. Hartmut Zückert, Berlin

Stuttgart-Hohenheim, 31. August – 1. September

84 Teilnehmer

**Zwischen Nationalstaat und offener
Republik**

Bestimmungsfaktoren und Perspektiven
deutscher Ausländerpolitik

Interdisziplinäres Seminar für Journalisten und
Vertreter der Ausländerarbeit in Zusammenarbeit
mit dem Forschungsprojekt Medienethik

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Dr. Michael Kessler

siehe Seite 109

Stuttgart-Hohenheim, 5. – 6. September

35 Teilnehmer

Hat die Volkskirche eine Zukunft?

Die Kirche in der Welt von heute
Theologisches Seminar der Region III

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Referent:

Professor DDr. Rupert Feneberg, Weingarten

Stuttgart-Hohenheim, 27. September

13 Teilnehmer

**Stadtentwicklung unter demographischen
Gesichtspunkten**

Expertengespräch

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Paul Dingwerth

Stuttgart-Hohenheim, 29. September

40 Teilnehmer

Anpassung auf Rezept?

Schüler und Psychopharmaka

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

siehe Seite 93

Stuttgart-Hohenheim, 5. Oktober

60 Teilnehmer

Alkohol am kirchlichen Arbeitsplatz

Tagung in Zusammenarbeit mit der Katholischen
Sozialethischen Arbeitsstelle e.V., Abtl. Sucht-
gefahren, Hamm

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Referenten und Gesprächspartner:

Peter Deinhard, Mainz

Wolfgang Lipp, Freiburg

Albrecht Pönitzsch, Freiburg

Herbert Schlotter, Stuttgart

Hermann Steur, Rottenburg

P. Dietmar Weber OSC, Essen-Heidhausen

Herbert Ziegler, Hamm

Stuttgart-Hohenheim, 6. – 8. Oktober

44 Teilnehmer

Eichendorffs Modernität

Internationales interdisziplinäres Symposium

Tagungsleitung:

Dr. Michael Kessler

Professor Dr. Helmut Koopmann

Referenten:

Professor Dr. Alexander von Bormann,
Amsterdam

Professor Dr. Helmut Börsch-Supan, Berlin

Professor Dr. Hans Eichner, Toronto

Maria-Stephanie Kemmerling M.A., Augsburg

Dr Michael Maurer, Göttingen

Professor Dr. Arno Schilson, Mainz

Professor Dr. Gerhard Schul, Melbourne

Dr. habil. Hartwig Schultz, Frankfurt

Dr. habil. Waltraud Wiethölter, Tübingen

Professor Dr. Winfried Woesler, Osnabrück

Alfred Peter Wolf, Schwäbisch Gmünd

Stuttgart-Hohenheim, 12. Oktober

143 Teilnehmer

Sinn und Wert des Jugendwohnheims

Tagung in Zusammenarbeit mit der
Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Jugend-
sozialarbeit Baden-Württemberg

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Harald Odenkirchen

siehe Seite 97

Ellwangen, 16. – 17. Oktober

46 Teilnehmer

Kirche im ländlichen Raum

Theologisches Seminar der Region VI

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referenten:

Hans Hay, Stuttgart

Pfarrer Libert Hirt

Domdekan Prälat Georg Kopp, Rottenburg

Pater Peter Renju CSsR

Karl Schneiderhan, Rottenburg

Schwester Berthelma Selb

Schwester Felicia Stark

Weingarten, 17. – 18. Oktober

74 Teilnehmer

Kirche im ländlichen Raum

Strukturen auf dem Land – eine pastorale

Herausforderung

Theologisches Seminar der Region X

Tagungsleitung:

Rainer Öhlschläger

Referenten und Gesprächspartner:

Dr. Guntram Blaser, Ravensburg

Prälat Alfred Ebert, Rottenburg

Pfarrer Libert Hirt, Stuttgart

Ministerialdirigent Richard Knoblauch, Stuttgart

Domdekan Prälat Georg Kopp, Rottenburg

Stuttgart-Hohenheim, 21. – 24. Oktober

59 Teilnehmer

Theologie – wozu?

Tagung für Abiturienten

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Josef Scherer, Tübingen

Rolf Seeger, Rottenburg

Referenten:

Dr. Gebhard Fürst, Stuttgart

Hildegard König, Esslingen

Dr. Marius Reiser, Tübingen

Dr. Peter Walter, Tübingen

Weingarten, 23. – 25. Oktober

36 Teilnehmer

Von lateinamerikanischen Gemeinden lernen

Tagung mit dem Berufsverband der Pastoral-
referentinnen und -referenten

Tagungsleitung:

Dr. Abraham Peter M. Kustermann, Stuttgart

Hermann Merkle, Tübingen

Referenten:

Professor Dr. Albert Biesinger, Salzburg

Carlos Alberto Calderón, Kolumbien/Luzern

Sergio Vesely, Chile/Esslingen

Ellwangen, 23. – 25. Oktober

29 Teilnehmer

Hat die Volkskirche eine Zukunft?

Die Kirche in der Welt von heute
Theologisches Seminar der Region IV

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Referent:

Professor DDr. Hubert Ritt, Wuppertal

Weingarten, 25. – 27. Oktober

32 Teilnehmer

Kirchliche Sozialarbeit mit muslimischen Flüchtlingen

Tagung für Mitarbeiter der Caritas-Sozialdienste

Tagungsleitung:

Klaus Barwig, Stuttgart

Markus Günter, Freiburg

Thomas Reuther, Stuttgart

Helmut Stapf, Augsburg

Referenten:

Dr. Nasrin Bassiri, Berlin

Dr. Karl Binswanger, München

Ralph Ghadban, Berlin

Fatma-Nesteren Inci-Bergemann, Darmstadt

P. Hans Vöcking, Frankfurt

Stuttgart-Hohenheim, 7. – 8. November

34 Teilnehmer

Kirche und Kunst im Dialog

Theologisches Seminar der Region VII

Tagungsleitung:

Dr. August Heuser

Referenten:

Franz Bernhard, Jockgrim

Pfarrer Karl-Josef Maßen, Krefeld

Werner Meyer, Leonberg

Professor Johannes Schreiter, Langen

Untermarchtal, 14. – 15. November

37 Teilnehmer

Kultur des Sonntags

Theologisches Seminar der Region IX

Tagungsleitung:

Dr. Abraham Peter M. Kustermann

Referenten und Gesprächspartner:

Domkapitular Msgr. Werner Redies, Rottenburg

Heidjer Reetz, Freiburg i. Br.

Pfarrer Dr. Robert Trottmann, Aachen

Stuttgart-Hohenheim, 15. – 16. November

29 Teilnehmer

Die Meisterprüfung im Maler- und Lackierhandwerk:

Zur Organisation eines dualen Systems

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referenten:

Johannes Gräter, Stuttgart

Heinz Hörner, Schwäbisch Gmünd

Weingarten, 16. – 20. November

37 Teilnehmer

Vom Bistum zum Kirchspiel

Entwicklung und Ausformung der Pfarrorganisation im Mittelalter

Wissenschaftliche Studientagung

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Doz. Dr. Sönke Lorenz

Referenten:

Dr. Dietmar Flach, Koblenz

Rosi Fuhrmann, Konstanz

Professor Dr. Wilhelm Janssen, Düsseldorf

Doz. Dr. Harald Kleinschmidt, Stuttgart

Dr. Michael Menzel, Göttingen

Dr. Michael Reinbold, Göttingen

Dr. Volker Rödel, Wertheim

Hans von Rütte, Bern

Klaus Sackenreuther, Stuttgart

Professor Dr. Josef Semmler, Düsseldorf

Doz. Dr. Jörn Sieglerschmidt, Mannheim

Dr. Gerhard Streich, Göttingen

Dr. Bernhard Theil, Stuttgart

Elke Weiberg, Göttingen

Stuttgart-Hohenheim, 21. – 22. November

53 Teilnehmer

Kirche in der Großstadt

Facetten einer zukunftsorientierten Pastoral
Theologisches Seminar der Region I

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referenten:

Dr. Hans Czarkowski, Essen

Professor Dr. Walter Fürst, Bonn

Klaus Kaiser, Stuttgart

Sybille Loew, München

Professr Dr. Hans Maier, München

Dekan Berthold Mogel, Heidelberg

Pfarrer Heinz-Manfred Schulz, Frankfurt

Dr. Eberhard Straub, Stuttgart

Weingarten, 21. – 23. November

43 Teilnehmer

NEW AGE

Orientierendes zu einem schillernden Zeit-Wort

Tagung für Vikare

Tagungsleitung:

Regens Dr. Johannes Kreidler, Rottenburg a. N.

Dr. Abraham Peter M. Kustermann

Referenten:

Dr. Michael Krämer, Stuttgart

Professor Dr. Heinz-Günther Stobbe, Münster

Thomas Völkner, München

Dr. Barbara Zinke, München

Stuttgart-Hohenheim, 5. – 7. Dezember

26 Teilnehmer

Theologische Dimensionen der Akademiearbeit am Beispiel der Wirtschaftsethik

Tagung der Arbeitsgemeinschaft baden-
württembergischer Akademien

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referenten und Gesprächspartner:

Privatdozent Dr. Georges Enderle, St. Gallen

Professor Dr. Heinz Frisch, Frankfurt

Professor Dr. Johannes Hoffmann, Frankfurt

Professor Dr. Martin Honecker, Bonn

Privatdozent Dr. Werner Krämer, Dortmund

Rüdiger Weiser, Bad Boll

Stuttgart-Hohenheim, 7. – 8. Dezember

15 Teilnehmer

Ethische Probleme der Erforschung und Entwicklung prozeßtechnologischer Innovation aus der Sicht der Wissenschaft

Expertengespräch zum »Dialogprogramm

Wirtschaft und christliche Ethik«

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referenten:

Professor Dr. Alfons Auer

Privatdozent Dr. Georges Enderle

Prviatdozent Dr. Klaus Kornwachs

Professor Dr. Robert Schnörr

Professor Dr. Hans-Jürgen Warnecke

Dr. Joachim Warschat

35 Abendveranstaltungen mit 2.867 Teilnehmern

Dienstagsgespräche:

Weingarten, 12. Januar

27 Teilnehmer

Weingarten, 10. Februar

11 Teilnehmer

Weingarten, 8. November

8 Teilnehmer

Clubabende in der Akademie:

Weingarten, 21. Januar

45 Teilnehmer

Weingarten, 18. Februar

28 Teilnehmer

Weingarten, 17. März

52 Teilnehmer

Weingarten, 21. April

100 Teilnehmer

Weingarten, 19. Mai

35 Teilnehmer

Weingarten 16. Juni

75 Teilnehmer

Weingarten, 15. September

54 Teilnehmer

Weingarten, 20. Oktober

22 Teilnehmer

Weingarten, 17. November

75 Teilnehmer

Weingarten, 15. Dezember

55 Teilnehmer

siehe Seite 137

Stuttgart-Hohenheim, 22. Januar

194 Teilnehmer

Offensive gegen den Patriarchalismus

Positionen auf dem Prüfstand

Gesprächsleitung:

Dieter R. Bauer

siehe Seite 78

Stuttgart-Hohenheim, 6. Februar

74 Teilnehmer

Otto Karrer:

Kirchenkrise – Kirchentreue

Samstagabend

Gesprächsleitung:

Dieter R. Bauer

Referent:

Professor Dr. Victor Conzemius, Luzern

siehe Seite 44

Weingarten, 19. Februar

225 Teilnehmer

Zum 200. Geburtstag Johann Baptist Hirschers

Gesprächsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referenten:

Bischof Dr. Georg Moser

Professor Dr. Max Seckler, Tübingen

Stuttgart-Hohenheim, 19. März

102 Teilnehmer

Madeleine Debrêl – Christsein in atheistischer Umgebung

Samstagabend

Gesprächsleitung:

Monika Rappenecker

Referentin:

Annette Schleinzer, Stuttgart

siehe Seite 44

Stuttgart-Hohenheim, 29. April

76 Teilnehmer

Zivilreligion

Ein Restbestand der Religion nach der Aufklärung?

Positionen auf dem Prüfstand

Gesprächsleitung:

Franz Josef Klehr

Referent:

Professor Dr. Hermann Lübbe, Zürich

Gesprächspartner:

Dr. Hermann Boverter, Bergisch-Gladbach

Professor DDr. Walter Sparn, Bayreuth

Stuttgart-Hohenheim, 3. Dezember

60 Teilnehmer

Boethius – Die philosophische Prüfung des christlichen Glaubens

Samstagabend

Gesprächsleitung:

Dr. Abraham Peter M. Kustermann

Referent:

Professor Dr. Stephan Otto, München

Sozialpädagogische Kurse für Junge Untersuchungsgefangene

11 Veranstaltungen

Stuttgart-Hohenheim, 30. April

60 Teilnehmer

Friedrich von Hügel – Mystik und Weltverantwortung

Samstagabend

Gesprächsleitung:

Monika Rappenecker

Referent:

Professor Dr. Peter Neuner, München

siehe Seite 44

Stuttgart-Hohenheim, 17. September

90 Teilnehmer

Augustinus – der afrikanische Kirchenvater

Samstagabend

Gesprächsleitung:

Monika Rappenecker

Referent:

Dr. Wilhelm Geerlings, Bochum

Stuttgart-Hohenheim, 19. November

105 Teilnehmer

Origenes – der bedeutendste Lehrer der frühen griechischen Kirche

Samstagabend

Gesprächsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referent:

Professor Dr. Hermann-Josef Vogt, Tübingen

Kunstaussstellungen

siehe Seite 62

Stuttgart-Hohenheim, 22. Januar – 13. März

80 Teilnehmer zur Vernissage

Ludwig Schaffrath

Farbige Zeichnungen

Eröffnung:

Werner Meyer, Leonberg

Musik:

Professor Bernd Konrad (Saxophon), Stuttgart

Weingarten, 14. März – 8. Mai

35 Teilnehmer zur Vernissage

Arne Bernd Rhaue

Bilder

Eröffnung:

Dr. Katharina Winnekes, Köln

Musik:

Michael Rieber (Kontrabaß), Reutlingen

Stuttgart-Hohenheim, 24. März – 13. Mai

115 Teilnehmer zur Vernissage

Lore Sapper

Coudragen – Stationen – Objekte

Eröffnung:

Dr. Ehrenfried Kluckert, Nürtingen

Musik:

Arien von Vivaldi und Händel

gesungen von Jeanette Schneider und

Philipp Wenger

Theo Schneider (Klavier), Steinenbronn

Bildhauerklasse Brodwolf am Kloster Weingarten

siehe Seite 62 f.

Weingarten, 12. – 15. Januar

15 Teilnehmer

Arbeitssitzung

Weingarten, 21. – 24. März

15 Teilnehmer

Vorstellung der Entwürfe

Weingarten, 16. Mai – 18. September

105 Teilnehmer zur Präsentation der Modelle

Klasse Brodwolf

Platzprojekt

Eröffnung:

Professor Jürgen Brodwolf, Stuttgart

Musik:

Bernd Winkler (Cello), Ravensburg

Weingarten, 30. Mai – 18. Juni

15 Teilnehmer

Aufbau der Arbeiten

Weingarten, 19. Juni

300 Teilnehmer

Präsentation der fertigen Arbeiten

Eröffnung:

Jupp Eisele, Ravensburg

Musik:

Pauken- und Trompetenstücke des Barock

Weingarten, 8. August

40 Teilnehmer

Kunst und Kirche

Matineegespräch

Gesprächsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Stuttgart-Hohenheim, 19. Mai – 30. Juni

30 Teilnehmer zur Vernissage

Ingrid Hartlieb

Zeichnungen und Skulpturen

Eröffnung:

Werner Meyer, Leonberg

Musik:

Norbert Goerlich (Klavier), Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 7. September – 10. Oktober

130 Teilnehmer zur Vernissage

Joseph Beuys

Radierungen und Lithographien

Eröffnung:

Professor Dr. Friedhelm Mennekes, Köln

Musik:

Thomas Wenk (präpariertes Klavier), Freiburg

Die Ausstellung fand in Zusammenarbeit mit der Galerie Swetec, Düsseldorf, statt.

Weingarten, 22. September

90 Teilnehmer zur Vernissage

Angela Heuser

Ikonen

Weingarten, 13. November

36 Teilnehmer zur Vernissage

Rottenburger Sammlungen kleiner Andachtsbilder

Eröffnung:

Heribert Hummel, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim,

24. November – 22. Dezember

53 Teilnehmer zur Vernissage

Emil Wachter

Tuschezeichnungen

Eröffnung:

Christian Schneider, Weiler im Allgäu

Musik:

Christoph Theinert (Cello), Gaienhofen

Gastveranstaltungen

64 Gastveranstaltungen in Stuttgart-Hohenheim mit 2.388 Teilnehmern

Ackermannsgemeinde, Stuttgart

Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen

in Baden-Württemberg

Arbeitsgemeinschaft Katholischer Organisationen und Verbände in der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Arbeitsgemeinschaft Psychologischer Beratungsdienste, Stuttgart

Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung, Stuttgart

Bischöfliches Ordinariat, Ausländerreferat, Rottenburg

Bischöfliches Ordinariat, Schulumt, Rottenburg

Bischöfliches Ordinariat, Seelsorgereferat, Rottenburg

Caritaskonferenzen der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Caritasverband für Württemberg e.V.

Deutsch-chinesische Freundschaftsgesellschaft

Deutscher Gewerkschaftsbund, Stuttgart

Diakonische Akademie, Stuttgart

Diakonisches Werk für Württemberg, Stuttgart

Diözesan-Bildungswerk, Stuttgart

Diözesanstelle Betriebsseelsorge, Stuttgart

Diözesanstelle Ehe und Familie, Stuttgart

Fachstelle für Medienarbeit Stuttgart

Franz-Schubert-Schule, Stuttgart

Genossenschaftsakademie, Stuttgart

Ikebana-Schule, Stuttgart

Institut für Auslandsbeziehungen, Stuttgart

Institut für Fort- und Weiterbildung, Rottenburg

Internationale Gesellschaft für Nutztierhaltung, Stuttgart

Katholischer Akademischer Ausländer-Dienst, Bonn

Katholisches Bibelwerk e.V., Stuttgart

Katholisches Büro, Stuttgart

Katholische Militärseelsorge, Böblingen

Katholisches Pfarramt St. Antonius, Stuttgart

Landeszentrale für politische Bildung Baden-

Württemberg, Stuttgart

Ministerium für den ländlichen Raum Baden-
Württemberg
Oberschulamt Tübingen
St. Gerhardswerk e.V., Stuttgart
Staatliches Schulamt, Stuttgart
Süddeutscher Rundfunk, Stuttgart
Universität Stuttgart
Verband der Religionslehrer, Reutlingen
Verlag Kath. Bibelwerk GmbH, Stuttgart
Wilhelm-Hauff-Schule, Stuttgart

**76 Gastveranstaltungen in Weingarten
mit 1.829 Teilnehmern**

Arbeitsstelle Kurseelsorge, Stuttgart
Berufsgenossenschaft für Gesundheitsdienst und
Wohlfahrtspflege, Hamburg
Bischöfliches Ordinariat, Rottenburg
Bischöfliches Ordinariat, Schulamt, Rottenburg
Bund der Vertriebenen
Caritasverband für Württemberg e.V., Stuttgart
Deutscher Staatsbürgerinnen-Verband
Diözesanbildungswerk Münster
Diözesanstelle Berufe der Kirche, Rottenburg
Diözesanstelle Betriebsseelsorge, Stuttgart
Diözesanstelle Ehe und Familie, Stuttgart
Evangelische Dekanatämter Biberach und Ravensburg
Evangelische Gesamtkirchengemeinde, Ravensburg
Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Erwachsenen-
bildung, Stuttgart
Evangelisches Bildungswerk, Bad Waldsee
Fachstelle für Medienarbeit, Stuttgart
Firma Habisreutinger, Weingarten
Humpisschule, Ravensburg
Industrie- und Handelskammer Bodensee

Institut für Auslandsbeziehungen – Nordamerikareferat,
Stuttgart
Theologenkonvikt Wilhelmsstift – Johanneum, Tübingen
Justizministerium Baden-Württemberg, Stuttgart
Katholische Arbeitnehmer-Bewegung Gau Bodensee
Katholischer Kirchengemeinderat, Bodnegg
Katholisches Bildungswerk Kreis Ravensburg e.V.
Katholisches Schuldekanatamt, Ravensburg
Katholisches Volksbüro, Ravensburg
Kloster Schöntal
Landesseniorenrat
Landratsamt, Ravensburg
Oberpostdirektion, Stuttgart
Oberschulamt Tübingen
Pädagogische Hochschule, Weingarten
Religionspädagogisches Institut, Ravensburg
Staatliches Liegenschaftsamt, Weingarten
Swissair, Ravensburg
Universität Tübingen
Zahnradfabrik Friedrichshafen
Zonta-Club, Stuttgart

Zahlen zur »Chronik '88«

	Stuttgart-Hohenheim		Weingarten		auswärtige Veranstaltungen		insgesamt	
	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer
Offene Tagungen	18	1550	15	1001	1	50	34	2601
Fachtagungen, Tagungen für Zielgruppen	40	1630	17	498	5	203	62	2331
Sozialpädagogische Kurse für junge Untersuchungsgefangene					11	165	11	165
Gastveranstaltungen	61	2388	67	1829			128	4217
Zwischensumme	119	5568	99	3328	17	418	235	9314
Tagungen mit der Evangelischen Akademie Bad Boll					1	31	1	31
Summe Tagungen	119	5568	99	3328	18	449	236	9345
Abendveranstaltungen, einschließlich Eröffnungen von Kunstausstellungen	15	1381	20	1486			35	2867
Summe Veranstaltungen	134	6949	119	4814	18	449	271	12212

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie

Leitung der Akademie:

Dr. Gebhard Fürst, Akademiedirektor

Geschäftsführer:

Martin Lambrecht

Akademiereferenten:

Klaus Barwig, Dieter R. Bauer, Paul Dingwerth, Dr. August Heuser, Franz Josef Klehr, Dr. Abraham Peter Max Kustermann, Rainer Öhlschläger (Tagungshaus Weingarten), Monika Rappenecker, Dr. Hermann-Josef Schmitz, Michael Wörz (ab 1. Oktober 1988)

Sekretariat Stuttgart:

Akosua Baah-Bellmann (ab 1. September 1988), Gertrud Bayer, Susanne Bialas (ab 1. Oktober 1988), Käthe Horn, Irmgard Kaufmann, Elisabeth Kreimer, Carola Lang, Ruth Magar (bis 30. September 1988), Cäcilie Maniura, Claudia Herrmann, Anneliese Rathgeber, Edeltraud Rothweiler, Gabriele Samendinger, Gudrun Soika, Mechtild Walter

Sekretariat Weingarten:

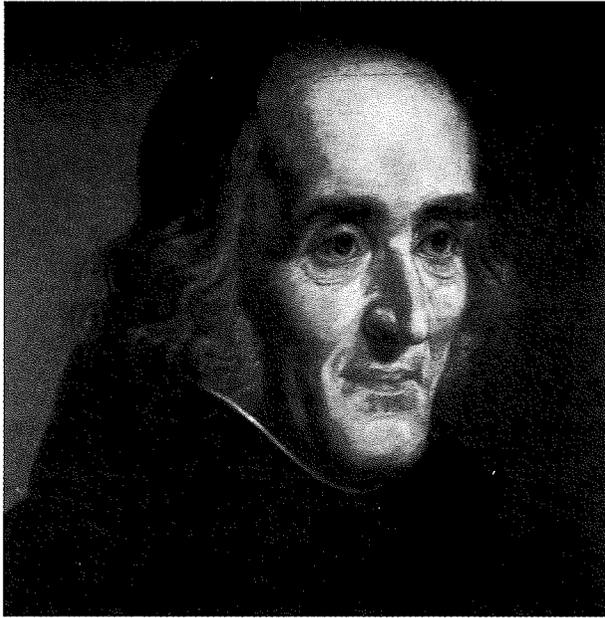
Anne Hurst, Margret Sauter

Tagungshaus Hohenheim:

Anni Weiß HWL, Ursula Wacker HWL

Tagungshaus Weingarten:

Gabriele Heizmann HWL, Ursula Flock HWL



Glaube als Lebensform

Der Beitrag J. B. Hirschers zur Neugestaltung christlich-kirchlicher Lebenspraxis und lebensbezogener Theologie – damals und heute

18. – 20. Februar
Weingarten
127 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Gebhard Fürst

Referenten:
Professor Dr. Albert Biesinger, Salzburg
Professor Dr. Eugen Biser, München
Professor Dr. Gottfried Bitter CSSP, Bonn
Professor Dr. Walter Fürst, Bonn
Msgr. Dr. Werner Groß, Rottenburg
Bischof Dr. Georg Moser, Rottenburg
Professor Dr. Josef Rief, Regensburg
Präsident Dr. Otto Rundel, Karlsruhe
Professor Dr. Max Seckler, Tübingen

Am 20. Januar 1788 wurde Johann Baptist Hirscher bei Ravensburg in Oberschwaben geboren. Aus Anlaß seines 200. Geburtstags fand im Tagungshaus Weingarten der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart die Jubiläumsveranstaltung »Glaube als Lebensform« statt. Unter diesem Thema stand der »Beitrag Johann Baptist Hirschers zur Neugestaltung christlich-kirchlicher Lebenspraxis und lebensbezogener Theologie – damals und heute« zur Debatte.

Obwohl die Tagung sich in den verschiedenen Aspekten der Theologie und des ebenso bewegten wie bewegenden Lebens Hirschers intensiv annahm, diente sie doch nicht primär historischem Interesse. Es ging ihr vielmehr zentral um die Relevanz der Theologie Hirschers für die heutige Situation von Kirche und Christentum, die sich als Zeit eines gewaltigen Umbruchs darstellt.

Viele sprechen vom Abschmelzen der Glaubenssubstanz oder vom Verlust des Glaubens fast so, als ob man den Glauben wie einen Gegenstand verlieren könnte. Aber: »Man verliert nicht den Glauben, er hört auf, dem Leben Form zu geben, das ist alles.« (Georges Bernanos, Tagebuch eines Landpfarrers.) Mit dieser prägnanten Formulierung ist präzise das ausgesprochen, was mit dem Thema »Glaube als Lebensform« intendiert ist. Ein Glaube, der keine Lebensform besitzt, ist nicht tradierungsfähig. Hirscher selbst gebraucht den Begriff »Lebensform«. Er schreibt: »Die Jugendlichen in das christliche Leben einzuführen heißt: sie in das kirchliche Leben einzuführen, denn in der Kirche hat das Christentum seine Lebensform.« – Hat der Glaube die Kraft verloren, das Leben zu formen, dann fehlt ihm das Entscheidende, die anschauliche Verwirklichung, in die eingeführt werden und durch die die lebendige Überlieferung stattfinden kann. Eine zentrale Einsicht der Synode der Diözese Rottenburg-Stuttgart weist in diese Richtung: »Weitergegeben und entfaltet wird das Wort Gottes durch die lebendige Überlieferung in der Gemeinschaft der Glaubenden. Lebendige Überlieferung geschieht nicht nur durch das Wort, sondern auch durch das Zeugnis des Lebens.« (Theologische Grundfragen, I, 8).

Die Formulierung »Glaube als Lebensform« darf nicht individualistisch mißverstanden werden. Es geht um beides: Um die existentielle Dimension und um die soziale Verfaßtheit des Glaubens. Es geht um die Suche »nach der Gestalt des christlichen Lebens und der christ-

lichen Gemeinde in unserer Zeit des Umbruchs« (Jürgen Moltmann).

Neben der rationalen Verantwortung des Glaubens und der intellektuellen Redlichkeit im Umgang mit ihm ist es heute besonders die hier angesprochene ästhetische Dimension des Glaubens, die im Interesse seiner Weitergabe reklamiert wird. Gerade hier liegt Hirschers Aktualität. Seiner Theologie eignet ein ästhetischer Grundzug. Christliche Wahrheit ist ihm mehr als ein abstraktes System von Sätzen. Christliche Wahrheit ist für ihn Leben, in dem sie sich verwirklicht und in dem sie angeschaut werden kann. Sie ist eine Wahrheit, die sich im Leben darstellt, personal und sozial zur Erscheinung drängt. »Seht, wie sie einander lieben!« heißt es von den ersten christlichen Gemeinden.

Die Frage nach der »Lebensform des Glaubens« zielt somit auf die Bemühungen um die angemessene Inkarnation des ewigen Wortes Gottes in unsere endliche Zeit, in die vorläufige Geschichte und Gesellschaft hinein. »Glaube als Lebensform« thematisiert nicht nur den dem Menschen möglichen angemessenen Ausdruck des Reiches Gottes, sondern auch die wesentliche Gestaltbarkeit des Christentums. In der pluralistischen Gesellschaft unserer Tage hängt heute die Glaubwürdigkeit des Christlichen mehr denn je daran, ob das Christliche zu einer plausiblen Gestalt, zu einer glaubwürdigen Erscheinungsform, eben zu einer überzeugenden Lebensform findet. Wo dies gelingt, wird die Kirche, in der sich dann anfanghaft Gottes Reich ereignet, zum »Signum elevatum ad populos«, zu dem für die Völker aufgerichteten Zeichen (Jesaja 62, 10).

Die bekanntesten deutschsprachigen Hirscher-Experten, die für diese Tagung gewonnen werden konnten, stellten vor diesem Hintergrund Hirscher in seiner Zeit und zentrale Aspekte seiner Theologie vor. Dabei zeigte sich seine erstaunliche Aktualität für die kirchliche Gegenwart, in der auf neue Weise die Frage nach der dem Glauben angemessenen Lebensform aufbricht. Denn Hirschers theologisches Denken geht von der »Idee des Reiches Gottes« aus und zielt auf deren Verwirklichung im Leben. Er favorisiert eine bibelorientierte Moraltheologie und eine heilsgeschichtlich bestimmte Katechetik. Seine betont reformkatholische Einstellung und Aktivität erstreckt sich auf die Fragen der Kirchenreform – Liturgie, theologische Aus- und Weiterbildung, Synodenbewegung, ökumenische Verständigung –

sowie der Staatskirchenpolitik. Theologie versteht Hirscher als Wissenschaft »aus dem Leben für das Leben«. Dem nur wenige Wochen später verstorbenen Bischof der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Herrn Dr. Georg Moser, ist die Akademie zu besonderem Dank verpflichtet: Durch seine persönliche Anwesenheit und das an alle Tagungsteilnehmer gerichtete Grußwort lenkte der Bischof in eindrücklicher Weise den Blick auf Johann Baptist Hirscher als einer der großen Gestalten der Theologie des 19. Jahrhunderts.

Grußwort von Bischof Dr. Georg Moser († 9. Mai 1988)

Es ist für mich von großer symbolischer Bedeutung, daß aus Anlaß des 200. Geburtstags von Johann Baptist Hirscher im Tagungshaus der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart eine Jubiläumsveranstaltung stattfinden konnte, die auf so breites Interesse gestoßen ist. Denn dieser Mann, eine Lichtgestalt der katholischen Kirche, ist nicht tot. War er auch für lange Zeit verdrängt und vergessen worden und schienen ihn manche Entwicklungen in der Kirche ins Abseits zu verweisen, so ist er dennoch lebendig geblieben. Seine Schriften werden wieder gelesen, sein persönliches Lebenszeugnis zündet. Ja, vielleicht kommt seine Stunde erst noch. Denn auch wir bleiben nicht stehen und dürfen es nicht, sondern müssen und wollen Kirche bauen für das nächste Jahrzehnt und das nächste Jahrhundert.

Nicht aus Lokalpatriotismus und Schwabenstolz heraus, nicht von einem runden Datum her wenden wir uns diesem Mann und seinem Werk erneut zu. Wir tun dies, weil wir ihn auf unserem Weg in die Zukunft brauchen. Vieles wird dazu in den Referaten und Diskussionen der Akademietagung gesagt und im einzelnen entfaltet. Seine Biographie möchte ich nicht mehr aufrollen, obwohl sie jedem zur bleibenden Lehre wird, der sie aufmerksam zur Kenntnis nimmt und innerlich nachvollzieht. Ich möchte eher in einigen Linien nachzeichnen, was mich seit meiner Studienzeit und in meiner ganzen pastoralen Erfahrung an Johann Baptist Hirscher beeindruckt und von ihm her begleitet hat.

Beeindruckend ist zunächst die Vielseitigkeit des wachen und reichen Geistes von Hirscher. Dieser ist ihm allerdings bei aller Begabung nicht in den Schoß gefallen. Ein permanenter Kampf war ihm zugemutet, und er wich ihm nicht aus. In einer großen geistigen und geistlichen Anstrengung schuf er sein Werk und rechtfertigte es. Knapp und schön hat er es einmal formuliert: «... ich glaubte, es tue der Kirche in den Gefahren und Bedürfnissen der Gegenwart not, das, was ich gesagt und angeregt habe, auszusprechen. Ich habe nicht geschrieben, weil es mir eben so gefiel, sondern weil ich es für Pflicht hielt.»

Die Vielseitigkeit Hirschers führte aber nie zum Vielerlei. Der Organismusgedanke, der die frühe Tübinger Theologie entscheidend prägte, wirkte sich dahin aus, die Mitte niemals zu verlieren und alle Wirklichkeiten des Menschen und der Welt zusammenzuhalten. Die Kraft der einen Zentralidee des Reiches Gottes durchdrang alle Gebiete und Themen, die Hirscher schriftstellerisch berührte. Vor allem lag ihm die lebensnahe Darstellung des Glaubens am Herzen. »ich bin von der Offenbarungs-idee, daß es ein Reich Gottes oben gäbe, und daß dasselbe eine Provinz auf Erden habe, ausgegangen, ... also von einer lebendigen Anschauung, von der Idee eines Reiches, zu welchem auch wir gehören. Ich habe von den ethischen Kräften und Gesetzen im Menschen geredet, aber nicht in ihrer Vereinzelung für sich, sondern in ihrem Zusammenhang und ihrer Zusammengehörigkeit zur Verwirklichung eines Gottesreiches auf Erden. ... Ich lehrte eine lebendige Moral, ich lehrte die Verpflanzung des im Himmel ewig herrschenden Gottesreiches auf die Erde. Abstraktionen waren mir tot, und ich war und bin ein Gegner der alten und nun wieder neu florierenden Scholastik, trotz aller Autoritäten, die an ihrer Spitze stehen. Im übrigen wollte ich nicht bloß lehren, sondern auch anregen.«

So wirkte Hirscher nicht nur vom Katheder aus, sondern auch von der Kanzel. Aber auch hierin erschöpfte sich seine praktische Tätigkeit nicht. Weitsichtig initiierte er Caritasarbeit und verwirklichte ganz konkrete Projekte, wie zum Beispiel Kinderheime.

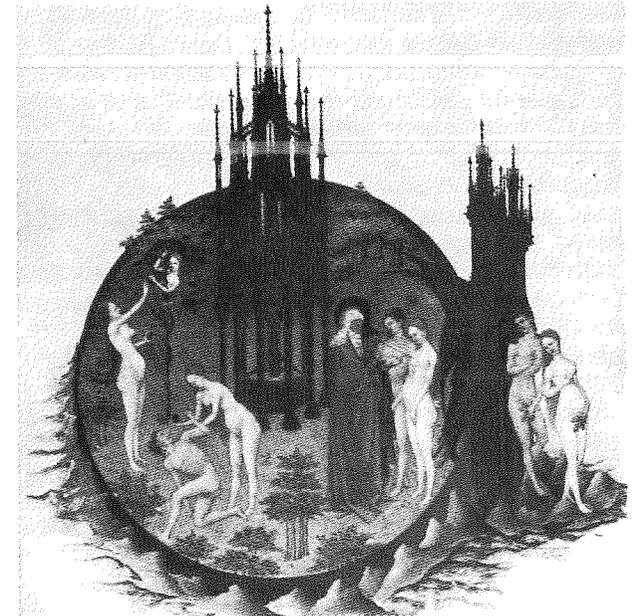
Mit seinem durch Wort und Tat geschaffenen Werk packte er an allen kritischen Punkten seines Jahrhunderts mit an. Die erfahrene, bedachte und befolgte »Geschichte Jesu Christi, des Sohnes Gottes und Welthelandes«, bildet das Herzstück von Hirschers außerordent-

licher Liebe zum katholischen Glauben und zur Kirche. Mit allem Freimut wirkte er in ihr und übte Verantwortung. Obwohl er vieles durchzustehen und zu erleiden hatte, arbeitete Hirscher zäh und kraftvoll weiter. Viele der von ihm gemachten Reformvorschläge waren damals reiner Traum und pure Utopie, zum Beispiel eine Synode mit Laien. Trotzdem ließ er sich nicht entmutigen und hielt daran fest, das Volk Gottes habe in der Welt weder mundtot noch bevormundet zu leben. Genauso wenig zog sich Hirscher in einen Schmolllwinkel zurück, als seine Ideen nicht durchkamen. Eine Leuchtgestalt ist er auch dadurch, daß er die Anfeindungen und Konflikte in ungebrochener Treue zur Kirche durchstand. Selbst ein Konservativer, Stephan Lösch nämlich, mußte einräumen: »Der unrühmliche Kampf gegen Hirscher« gehöre »zu den dunklen Blättern in der deutschen Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts«. Trotz aller Zerreißproben hat er sich nie verweigert und ist dem Anruf der Zeit nicht entwichen. Es gelang ihm, seinen Glauben immer neu zu durchbeten und zu durchdenken. Daher berührt es einen auch innerlich, wenn man merkt und spürt, wie Hirscher einfach nie »aus dem Rahmen fällt« oder das Feld grimmig und bitter verläßt.

So ist es Hirscher wirklich zu einem guten Grad gelungen, Kirchlichkeit und Freiheit in eins zu bringen, was manchem wie die Quadratur des Kreises erscheint. Weder hat er die Kirchlichkeit der Freiheit gegenüber verraten oder ausgespielt noch umgekehrt. Letztlich konnte das daher geschehen, weil er in seinem ganzen Dasein und Forschen und Suchen, in all den Spannungen und Anfeindungen aus einer tragenden Idee heraus gelebt hat. Die ihn tragende Idee war keine hausgemachte und irgendwie ersonnene oder ersponnene, sondern sie war aus dem Evangelium geschöpft. Quelle, Wurzel und Mitte für ihn war, daß er in diesem Reich Gottes lebte, es in seiner ganzen Fülle mehr und mehr erkannte und alle seine Dimensionen ausschritt, in Lehre und Leben. Er hatte kein leichtes Leben, aber er hatte ein großes Leben, das nur möglich war, weil es aus der Perspektive dieses Reiches gelebt wurde, in unermüdlichen, immer neuen Anläufen. Die Bereitschaft zu einem solchen Lebensweg, einschließlich des Geradestehens im Opfer und der Annahme von Belastungen, scheint mir aus seinem Antlitz herauszuleuchten. Nicht umsonst ist ihm der Beiname der »edle« Hirscher gegeben worden.

So kommt es nicht von ungefähr, daß Johann Baptist

Hirschers Denken gerade in unserer unruhigen Umbruchszeit neu entdeckt wird. Er gehört nicht zu den Vergessenen, die uns nichts mehr zu sagen hätten. So schließe ich mich bejahend einem Wort an, das vor vierzig Jahren der damalige Generalvikar August Hagen hellichtig schrieb: »Hirscher würde eine geistige Auferstehung verdienen. Er ist eine der größten Zierden des Schwabenlandes.«



Der Garten Eden, Stundenbuch des Duc de Berry

Alle Dinge in der Natur
sind miteinander verbun-
den. Was immer der Erde
zustößt, stößt auch den
Söhnen und Töchtern der
Erde zu.

Gott sah, daß alles gut war

Schöpfung als Gabe und Aufgabe

27. – 28. Dezember
Stuttgart-Hohenheim
175 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst

Referenten:
Professor Dr. Pinchas Lapide, Frankfurt
Dr. Dr. Juan Miranda, Stuttgart
Professor Dr. Dieter Nestle, Basel
Professor Dr. Martin Rock, Mainz
Professor Dr. Franz Josef Stendebach, Mainz

Die ersten Seiten der hebräischen Bibel bezeugen den Glauben an Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat. Mit den ersten Worten ihres Glaubensbekenntnisses bekennen die Christen ihren Glauben an Gott, als den Schöpfer des Himmels und der Erde. Diese fundamentale Übereinstimmung unter Juden und Christen ermöglichte das Thema der »Weihnachtstagung«, die wiederum in Kooperation mit der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit veranstaltet wurde.

Was der Bibel und dem christlichen Credo wert ist, an erster Stelle zu stehen, geriet durch eine ebenso seltsame wie folgenschwere Umkehr im Bewußtsein und im Weltverhalten der abendländischen Kultur auf die hinteren Plätze. – Herausgelöst aus dem Kontext hat zudem die isoliert gehörte Aufforderung »Macht euch die Erde untertan!« ihre verheerende Wirkung getan: Gottes Schöpfung wurde zum bloßen Objekt der ungehemmten Ausbeutung durch den Menschen degradiert. Die Natur und alles nicht-menschliche Leben konnte zum seelenlosen Material verkommen, mit dem der Mensch nach Belieben schalten und walten zu können glaubte. Unbestreitbar ist, daß vor allem nicht kirchlich gebundene und nicht theologisch gebildete Zeitgenossen die Würde der Natur zuerst erkannt und reklamiert haben. Sie haben die etablierte Theologie und Kirche gewissermaßen »von außen« wieder auf die großen und für unsere Zeitsituation außerordentlich bedeutsamen Grundüberzeugungen christlichen Schöpfungsglaubens aufmerksam gemacht.

Statt direkt einzelne ökologische Probleme zu thematisieren, um Strategien zu ihrer Überwindung zu diskutieren, ging die Tagung konzeptionell davon aus, »daß auch die günstigste ökologische Rettungsmaßnahme ohne ethische und geistesgeschichtliche Vertiefung wirkungslos bleiben wird« (Milan Machovec). Ohne die Sinnstiftung, nach der dem Menschen in seiner Umwelt Gottes Schöpfung begegnet, verbleibt ökologisches Handeln auf der Ebene technokratischer Problemlösungen des Machbarkeitsbewußtseins, das es im Interesse der Ökologie gerade zu überwinden gilt.

Der erste Glaubensartikel der geheiligten jüdisch-christlichen Tradition proklamiert Gottes Schöpfertum, aus dem die unbedingte Würde alles Geschaffenen resultiert. Mensch und Natur kommen darin überein, daß sie geschaffen sind. Alles ist Gottes Schöpfung: Die Weite des Kosmos und die Mikrostruktur der Moleküle und

Atome, das Lebendige und das Tote, Geist und Materie – alles stammt von Gott. »Und Gott sah, daß alles Geschaffene gut war – ja es war sehr gut« (Gn 1,31). Das religiöse Bewußtsein von der Würde der Schöpfung und die Ehrfurcht vor dem Leben gehört ins Zentrum der Religion des Judentums und des christlichen Glaubens: Augustinus z.B. hätte lieber auf allen Weltruhm verzichtet als eine Fliege töten können. Tiere sind bei Augustinus nicht nur Geschöpfe Gottes, sondern sie sind auch Adressaten seines Heilswirkens. »Denn von dem das Heil des Menschen ist, von dem ist auch das Heil des Tieres. Scheue dich nicht, dies vom Herrn, deinem Gott zu denken: vielmehr nimm es fest an und glaube und hüte dich, anders zu denken. Der dich heil macht, derselbe macht dein Pferd heil, derselbe macht dein Schaf heil und, um zum Geringsten zu kommen, derselbe macht auch deine Henne heil.« Franziskus wollte keinen Baum abschlagen, das Feuer nicht kränken, das Wasser nicht auf der Erde vergeuden. – Wie weit sind wir von diesem, dem christlichen Schöpfungsglauben entspringenden, ökologischen Bewußtsein entfernt!

Auf diesen inneren Zusammenhang zwischen Glauben (bzw. Unglauben) und Weltverhalten des Menschen wies Prof. Dr. Martin Rock in seinem Eröffnungsreferat besonders eindringlich hin. Stellvertretend für die Fülle wertvoller Einsichten, die die Referenten den Teilnehmern vermitteln konnten, sei diese Passage wiedergegeben.

»In unseren Tagen ist immer wieder von Umweltkrise die Rede. Bedenkt man aber, daß diese Umweltkrise (im Grunde und) in Wahrheit eine Innenwelt-Krise, ja eine religiöse Krise ist? Hören wir den alttestamentlichen Propheten Hosea: »Es gibt im Lande keine Treue mehr, keine Frömmigkeit, keine Gotteserkenntnis ... Darum trauert das Land und siecht alles dahin, samt den Tieren des Feldes und den Vögeln des Himmels« (4,1–3).

Demnach gibt es Verbindungen zwischen der moralischen Verfassung des menschlichen Innenlebens und den draußen in der Natur angerichteten Verhältnissen. Hosea schildert Zusammenhänge zwischen dem Aussehen der Umwelt und der »ethischen Landschaft« unserer Innenwelt. Abkehr von Gott und ethisches Fehlverhalten sind die Gründe bzw. Abgründe für die »Trauer des Landes«. Das Unheil in der Natur hat seine Ursache in religiöser Leere und moralischer Wüste, d.h. in der chaotischen Innenwelt. So präsentieren uns denn die

sterbenden Wälder um uns herum einen Spiegel für das, was in uns an ›Wäldern‹ zu sterben droht. Die Hl. Hildegard von Bingen drückt den Sachverhalt so aus: ›Die Elemente ... überschreiten die rechte Bahn ..., verwirrt durch die Sünden der Menschen.‹ Wegen der von Menschen begangenen Untaten werden die Elemente der Natur ›von unterst zuoberst gekehrt.‹

Man könnte sagen: ›Die Erde hört auf, Wohnstatt zu sein, wenn der Himmel aufhört, Heimat zu sein ... Wer den Himmel preisgibt, verdirbt die Erde‹ (Th. Kampmann).«

»Wir scheinen uns heute wohl der Tatsache mehr bewußt zu sein, daß die Nutzung der Erde, jenes Planeten, auf dem wir leben, eine vernünftige und gerechte Planung erfordert. Gleichzeitig aber bewirken diese Nutzung zu wirtschaftlichen und sogar militärischen Zwecken, diese unkontrollierte Entwicklung der Technik, die nicht eingeordnet ist in einen Gesamtplan eines wirklich menschenwürdigen Fortschrittes, oft eine Bedrohung der natürlichen Umgebung des Menschen, sie entfremden ihn in seiner Beziehung zur Natur, sie trennen ihn von ihr ab. Der Mensch scheint oft keine andere Bedeutung seiner natürlichen Umwelt wahrzunehmen als allein jene, die den Zwecken eines unmittelbaren Gebrauchs und Verbrauchs dient. Dagegen war es der Wille des Schöpfers, daß der Mensch der Natur als besonnener und weiser ›Hüter‹ und nicht als ›Ausbeuter‹ und skrupelloser ›Zerstörer‹ gegenübertritt.«

Johannes Paul II., aus: Redemptor hominis

Wie ER erscheint auf seinem Fest

Zum Gottesbegriff jüdischer und christlicher Feste Chanukka – Weihnachten

10. – 11. Dezember
Weingarten
60 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Abraham Peter M. Kustermann

Referenten:

Dr. Daniel Hoffmann, Heidelberg

Professor Dr. Arno Schilson, Mainz

Im Zentrum des achttägigen Chanukka-Festes steht ein Licht-Ritual: In Erinnerung an das von den Rabbinen überlieferte Ölwunder vor der Reinigung und Weihe des Jerusalemer Tempels in makkabäischer Zeit (1 Makk 4,36-59; 2 Makk 10,1-8) wird jeden Tag ein Licht mehr am Chanukka-Leuchter entzündet. In der Deutung des Rituals durchdringen sich sein historisch-gegenständlicher, sein moralisch-anagogischer und sein rein symbolischer Sinn.

Aus dem Referat von Dr. Daniel Hoffmann:

»Das acht Tage brennende Licht ist wie eine Schrift. In seinen verschiedenen Sinnebenen entfaltet es sich vor dem Menschen und schafft so in ihm ein angemessenes Verständnis der Wirklichkeit Gottes und der Welt. Das Ölwunder ist die Emphase des Chanukkafestes, die Erfahrung, daß sich im Lichterentzünden, im Entzünden des Wunders, eine Ordnung der unmittelbarsten Nähe zu Gott offenbart. Was kann diese Nähe anderes sein als ein Gebet? (...)

In der ersten Geschichte vom Ölwunder wird zunächst nur das erzählt, was sich begeben hat. Eine kleine Menge Öl war noch im Tempel vorhanden. In irgendeiner dunklen Ecke verborgen, war es dem Zerstörungswerk der Heiden entgangen. Darum war es reines Öl, aufbewahrt



Marc Chagall, Das fünfte Chanukka-Licht

im Schutz der Finsternis. Mit ihm konnten die Priester das ewige Licht entzünden.

Hier müßte die erste Geschichte schon enden, wenn es darum ginge, sie nur in ihren offenbaren, historisch gesicherten Tatsachen zu beschreiben. Wird aber der wörtliche Sinn der Wirklichkeit nicht durch das Ölwunder schon außer Kraft gesetzt? Kann vom Ölwunder geredet werden, als sei es ein Gegenstand, der sich unproblematisch unserem Wirklichkeitsverständnis einfügt? Auch in einer Wirklichkeit, die das Wunder erwartet, weil sie an diese Zeichen Gottes glaubt, wird ein Wunder noch diese Macht plötzlicher, uneingeforderter Gegenwart besitzen müssen. Mit dem Ölwunder verliert die Wirklichkeit ihren Literalsinn. Der unmittelbare, buchstäblich zu entziffernde Sinn des Geschehens tritt zurück. Ein anderer Sinn offenbart sich, eine andere, fremde Ordnung beginnt sich zu entfalten. Unvermittelt hat der Gläubige die Logik des Tatsächlichen eingeübt; vielmehr: es ist sinnlos geworden, mit ihr das Geschehen denken zu wollen. In der Geschichte vom Ölwunder verschmelzen die beiden Ebenen des Literalsinns und der Allegorie, weil

die Wirklichkeit sich von Anfang an als Erscheinung einer transzendenten Macht präsentiert. Das Wunder ist bereits die Allegorie der Gegenwart, der andere Sinn, der selbst erscheint und damit dem Menschen, der zunächst aus der Logik seines Sehens und Denkens verstehen will, seine eigene Ordnung aufdrängt. Das Wunder des acht Tage brennenden Lichtes ist für den Menschen eine neue, überraschende Zeiterfahrung. Er selbst beginnt zu zählen, er mißt den Bestand des Öls, wie lange es reichen könnte, da der Vorrat an einem Tag schon verbraucht sein wird. Das sind die Gedanken des ersten Tages. Aber sie sind bereits sinnlos, sie gehören eigentlich schon zu den Imaginationen, die beim Schein der Kerze entstehen. Denn das Wunder ist ohne Anfang. Es fing nicht am zweiten Tag an, so daß man das Wunder hätte zählen können. Ein Wunder dauert nicht sieben Tage lang, es geschieht in seiner eigenen Zeit.

Die Weisen haben sich die Frage gestellt, warum Chanukka acht Tage gefeiert wird, da es ja nur sieben Tage waren, an denen das Licht noch brannte, während für den ersten Tag ja genügend Öl vorhanden war. Aber das Wunder hat keine erzählbare Geschichte, keinen Anfang, von dem aus seine Geschichte rekonstruiert werden könnte. Ein solches Wunder wäre nur ein Wunder in den Gedanken der Menschen, wenn es sich wie ein alltägliches Geschehen, in der herkömmlichen Weise also, bemessen lassen könnte. Es ist aber als unmittelbare Gegenwart der Allegorie eine Selbstmitteilung Gottes. In dem Augenblick, in dem das Licht entzündet ist, ereignet sich das Wunder. In der Dunkelheit beginnt es hell zu werden. Das entzündete Licht ist wahrhaft sich erhellende Dunkelheit. Und sie hat einen unglaublichen Rhythmus, der nicht der Rhythmus von Tag und Nacht ist und auch nicht der Rhythmus der Gott zugesprochenen Gebete, sondern der Rhythmus der sich ins Licht rückenden Ewigkeit. Das Licht ist selbst schon die Ewigkeit, es ist ein Ereignis der Ewigkeit.«

Der Festgedanke der Christmette (Messe zur Mitternacht) ist von allen drei Weihnachtsmessen vordergründig der schlichteste, faßbarste und scheinbar am allgemeinsten zugänglich: Gott kommt als Kind. Erlaubt er deshalb die gängige Verniedlichung des Weihnachtsgeschehens?

Aus dem Referat von Prof. Dr. Arnold Schilson:

»Daß Gott selbst zum Kind wird und so das Menschenlos teilt, verträgt sich nur schwer mit gängigen Gottesvorstellungen. Ein solcher Gott erscheint schutzlos und hilflos, ohnmächtig und ausgeliefert an die Menschen, die ihn – der biblischen Überlieferung von der Herbergssuche entsprechend – schon als Ungeborenen samt seinen Eltern aus ihrer Mitte ausschließen. Als Mensch, als Kind legt er sein Geschick in die Hände anderer Menschen, er vertraut und hofft auf deren Zuwendung, weil er – buchstäblich und in übertragenem Sinne – ohne solche Liebe nicht leben kann und will. Einem Kinde gleich, das in seiner ganzen Armseligkeit und Armut um Liebe bittet und nach Liebe verlangt, kommt dieser Gott an Weihnachten auf die Menschen zu – als ein Gott, der ohne die Menschen nicht sein und leben will, der die Nähe der Menschen sucht und sich nach ihrer Liebe sehnt. Um sich diesem Gott zu nähern, braucht man keine Ängste und Vorurteile abzubauen – er tritt dem Menschen entgegen in der Arglosigkeit kindlichen Vertrauens, er macht jenen neuen Anfang, den Menschen untereinander oft vergeblich versuchen und den gelegentlich erst Kinder zweier verfeindeter Sippen frisch und unbefangen wagen können. Diese weihnachtliche Gotteserscheinung im Kind erlaubt und ermöglicht freien und ungehemmten Zutritt: Sie schüchtert nicht ein, und sie macht den Menschen nicht klein und unscheinbar, sondern groß und bedeutungsvoll. Indem Gott als Kind und Mensch in diese Welt kommt, erfüllt er auf geradezu paradoxe Weise den insgeheimen Wunsch des Menschen, selbst zu sein wie Gott. Er zerstreut die beunruhigende Frage, ob es denn wirklich genüge, ein Mensch und nur ein Mensch zu sein, ob der Mensch nicht zu höheren und anderen Ehren geboren und bestimmt sei. Angesichts dieses Gottes, der Mensch und Kind geworden ist, zerplatzen alle falschen und fragwürdigen Träume von einem gottgleichen Leben, denn er desillusioniert die damit verbundenen hochfliegenden Erwartungen.

Gott hat es nämlich genügt, ein Mensch und nur ein Mensch, sogar nur ein Kind zu sein. Die weihnachtliche Feier der Menschwerdung Gottes hat so viel, ja alles mit der Menschwerdung des Menschen selbst zu tun. Wer künftig wie Gott sein will, dem wird dies am ehesten dann gelingen, wenn er ein Mensch oder gar ein Kind

wird. So schlägt Weihnachten den Bogen zur Verkündigung Jesu, nach der man die Gottesherrschaft allein dann annehmen kann, wenn man wird wie ein Kind, so klein und so bedürftig, so offen und so dankbar. Weihnachten ist ein revolutionäres Fest – es räumt unerbittlich auf mit überholten und falschen Gottesbildern. Gott selbst kehrt in seinem Fest, an Weihnachten, alle Verhältnisse um, indem er als Kind kommt und den Menschen an die Stelle rückt, die er selbst im Gefüge der Weltordnung einnimmt.«

»Zahlreiche Anzeichen deuten darauf hin, daß für den Rest dieses Jahrhunderts nicht die ›Sprache‹, nicht die ›materiellen Verhältnisse‹, nicht das ›Verhalten‹, sondern die Religion das große philosophische Thema abgeben wird.«

Hans Josef Horchem

»Wahrhaftig, dieser war Gottes Sohn!«

Karwoche in Weingarten

30. März – 3. April
Weingarten
64 Teilnehmer

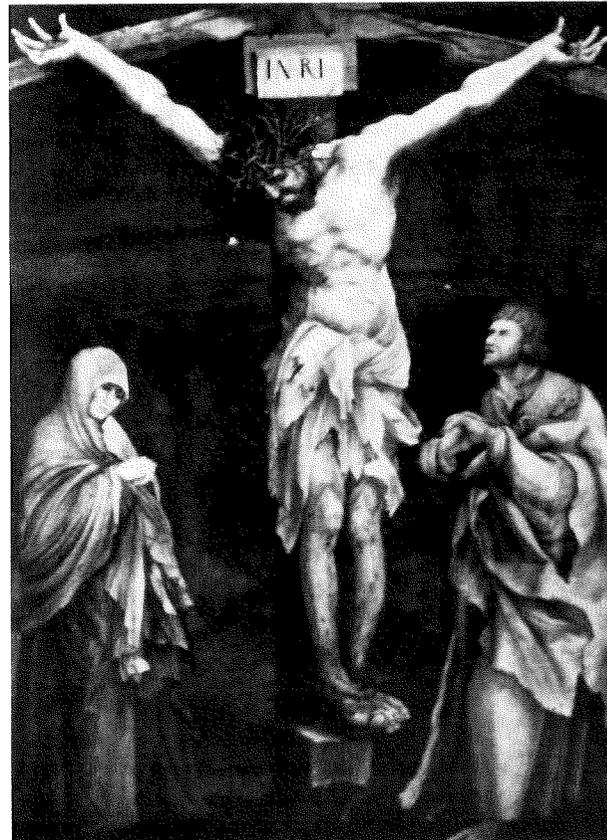
Tagungsleitung:
Monika Rappenecker

Referenten:
Professor Dr. Herbert Gutschera, Ludwigsburg
Pater Anselm Günthör OSB, Weingarten

Ein römischer Hauptmann legte das Bekenntnis »Wahrhaftig, dieser war Gottes Sohn!« ab. Die Jünger waren geflohen. Der Heide hatte ganz offensichtlich verstanden, worum es geht. Die Jünger, die doch Jesus auf seinem Weg begleitet hatten, haben versagt. Der Mangel an Verstehen und an Glauben auf Seiten der Jünger wird hier besonders deutlich.

Zuvor hatte einer der Zwölf Jesus verraten (Mk 14,10f.23-46), die übrigen flohen in der Nacht der Verhaftung (Mk 14,27.50). Petrus verleugnete Jesus (Mk 14,29-31.66-72), nachdem er mit Jakobus und Johannes im Garten Getsemani nicht hatte wachen können (Mk 14,32-41).

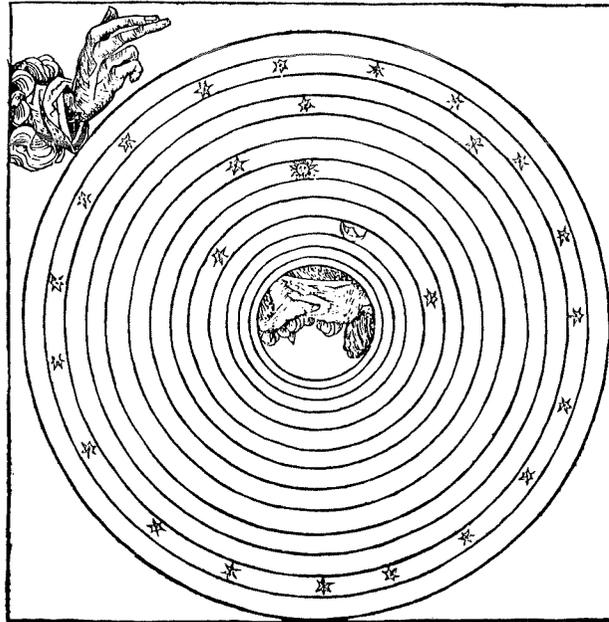
Das »Nichtverstehen« der Jünger Jesu durchzieht das ganze Markus-Evangelium. Wie die Jünger sein messianisches Wirken nicht verstanden (vgl. Mk 6,52; 8,17-21), so sind sie auch ahnungslos, wohin der Weg Jesu führt. Abweisend stehen sie den Leidensankündigungen gegenüber, Petrus versucht sogar, den Herrn von diesem, seinem Weg abzubringen. Wenn die Jünger aber in ihrem Glauben nicht zerbrechen sollen, müssen ihre Augen für die Notwendigkeit des Leidens und Sterbens ihres Herrn geöffnet werden. Dies gilt aber nicht nur für



M. Grünewald, Isenheimer Altar (Ausschnitt)

sie in der damaligen Situation, sondern auch weiter für die Gemeinde, die das schmachvolle Sterben Jesu als hart und unbegreiflich empfindet. Hier muß der göttliche Sinn dieses Geschehens offenbart, rückblickend voll erschlossen werden. Im Spiegel der Jüngerbelehrung erkennt die Gemeinde ihr eigenes Widerstreben, und die dreifache offene Prophetie Jesu soll sie tief und fest in die Gedanken Gottes hineinführen.

Gott ist stärker als das Versagen der Jünger und als das Versagen der Gemeinde. Die Auferstehung Jesu setzt einen Neuanfang.



Und Gott sprach (Schedelsche Weltchronik 1493)

Die Aussage des Glaubensbekenntnisses, daß Gott Himmel und Erde geschaffen hat, ist heute alles andere als selbstverständlich. Die Evolutionstheorie hat die Gültigkeit des biblischen Schöpfungsberichts und des kirchlichen Schöpfungsglaubens in Frage gestellt. Sie ist für viele zu einem umfassenden Paradigma der Erklärung der Wirklichkeit geworden, das selbst einen quasireligiösen Anspruch erhebt. So versucht der sogenannte Kreationismus, von vielen belächelt, von manchen aber auch ernstgenommen, die Naturwissenschaften nach biblischen Vorgaben zu betreiben. Interpretiert der Kreationismus die biblischen Texte sachgemäß?

Was wollen und was können diese Texte und die außerbiblischen Schöpfungsvorstellungen uns heute sagen? Gibt es nur die Alternative Evolutionstheorie oder Schöpfungsglaube? Sind Theologie und Naturwissenschaften, indem sie aufeinander hören und durch die Vermittlung der Philosophie miteinander sprechen, fähig, die legitimen Anliegen der jeweils anderen Seite aufzunehmen und zu integrieren?

Die Welt – Produkt des Zufalls oder Gottes Schöpfung?

15. – 16. Oktober
Stuttgart-Hohenheim
87 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Monika Rappenecker

Referate:

*Theogonien, Kosmogonien, Anthropogonien
Religiöse Deutungsmuster und ihre Konsequenzen*
Professor Dr. Burkhard Gladigow, Tübingen

*Alttestamentliche Schöpfungstheologie
Was bedeutet die Erschaffung der Welt für die Weltzuwendung Gottes und die Weltverantwortung des Menschen?*
Professor Dr. Walter Groß, Tübingen

Krisenpunkte des kirchlichen Schöpfungsglaubens
Dr. Johannes Schmid, Mömbris

Grenzen des naturwissenschaftlichen Weltbildes, aufgezeigt am Beispiel der »Evolutionären Erkenntnistheorie«
Dr. Andreas Knapp, Freiburg i.Br.

Die Entwicklung der Welt und der Lebewesen aus naturwissenschaftlicher Sicht
Günter Renz, Tübingen

Theologische Perspektiven für das Gespräch zwischen der Theologie und den Naturwissenschaften
Professor Dr. Walter Kasper, Tübingen

Die Tagung sollte eine Reihe von Veranstaltungen zum Gespräch zwischen Naturwissenschaften und Theologie eröffnen. Als Einstieg wurde das grundlegende Thema der Schöpfung gewählt. Der Religionswissenschaftler, der Alttestamentler, der Philosoph, der Dogmenhistoriker sowie der Naturwissenschaftler referierten je aus ihrer Perspektive. Die Vielzahl der teilweise sehr disparaten Informationen war gedacht, einen Überblick über den Problemhorizont zu vermitteln, in dem das Gespräch zwischen den »zwei Kulturen« (C.P. Snow) stattfindet. Das theologische Abschlußreferat versuchte, über die Einzelbeiträge hinausgehend, die Gesamtproblematik anzureißen:

Das Licht des Glaubens »ist weder eine Abdunklung noch ein Stoppschild für die Vernunft. Es ist ein Sehvermögen, das uns die Wirklichkeit erst in ihrer ganzen Höhe und Tiefe erkennen läßt. Der Glaube hilft uns, im Buch der Welt zu lesen und die Zeichen der Zeit zu deuten. Für die Glaubenden ist auch heute die Welt voller Zeichen und Spuren Gottes. Gerade in ihrer rationalen Betrachtung der Welt hat die Naturwissenschaft auch das Wunderbare der Welt hervorgehoben. Das Ergebnis des ganzen Evolutionsprozesses ist bei aller Gesetzmäßigkeit extrem unwahrscheinlich. So bleibt die Ordnung der Welt auch für den Naturwissenschaftler letztlich wundervoll. Die Theologie braucht sich deshalb nicht zu fürchten, sich den Phänomenen der Wirklichkeit zu stellen. Im Gegenteil, sie darf überzeugt sein, daß der Glaube sich an den Phänomenen der Wirklichkeit bewährt, und daß er darüberhinaus deren letzten Grund und deren letzten Sinn anzugeben vermag. Diese Deutung des Glaubens ist nicht zwingend, aber sie ist ein Angebot, ein Angebot, über das die Theologie wagt, rational zu diskutieren. Der Streit des Glaubens mit dem Unglauben ist deshalb nicht ein Streit um irgendwelche Über- und Hinterwelten; es ist ein Streit um das rechte Verständnis dieser Welt. Dieser Streit ist gerade heute in der Sinnkrise unserer westlichen Welt dringend notwendig. Naturwissenschaft und Theologie sollten deshalb ihre wechselseitige Gesprächslosigkeit und Indifferenz aufgeben und das Gespräch miteinander wieder intensiver aufnehmen. Sie tragen gemeinsam Verantwortung für die Zukunft der Menschheit.« (W. Kasper)

Eine Tagungsdokumentation ist bei der Akademie erhältlich: Materialien 7/88.

»Höchster, Allmächtiger, gütiger Herr,
Dein ist der Preis, die Herrlichkeit, die Ehre und
jeglicher Segen:
Dir allein, Allerhöchster, gebühren sie,
und der Menschen keiner ist würdig, Dich zu nennen.
Sei gepriesen, mein Herr, mit all Deinen Geschöpfen,
vornehmlich mit unserer Schwester, der Sonne:
sie wirkt den Tag und schenkt uns durch ihn das
Licht.
Schön ist sie und strahlend in großem Glanze
und Deines Wesens, Allerhöchster, ein Gleichnis.
Sei gepriesen, mein Herr, durch unseren Bruder, den
Mond die die Sterne:
Du hast sie am Himmel gebildet, leuchtend, kostbar
und schön.
Sei gepriesen, mein Herr, durch unseren Bruder, den
Wind,
durch die Luft und die Wolken, durch die heiteren
und düsteren Tage,
durch welche Du Deinen Geschöpfen Dauer
verleihst.
Sei gepriesen, mein Herr, durch unsere Schwester, das
Wasser:
Nützlich ist es sehr, voll Demut, köstlich und keusch.
Sei gepriesen, mein Herr, durch unseren Bruder, das
Feuer,
durch welchen Du die Nächte erleuchtest.
Schön ist er, heiter, sehr stark und gewaltig.
Sei gepriesen, mein Herr, durch unsere Schwester, die
Mutter Erde,
welche uns nährt und erhält
und viele Früchte gebiert und bunte Blumen und
Kräuter.
Preiset und lobt meinen Herrn und sagt ihm Dank:
und dienet ihm in großer Demut.«

(Franz v. Assisi, Sonnengesang)



Jürgen Zeeb, 1987

»Um der Menschen willen«

**Begegnungen mit der Sowjetunion
Zweites Weingartener Symposium aus Anlaß der
1000-Jahr-Feierlichkeiten der Taufe der Kiever Rus'**

21. – 25. September
Weingarten
115 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Abraham Peter M. Kustermann
Rainer Öhlschläger

Referenten und Gesprächspartner:
Willy Birkemeyer, Herne
Anatolij Bogushevski, Bonn
Johannes Bücheler, Tübingen
Professor Dr. Pjotr Fedossow, Dortmund

Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst, Stuttgart
Erzpriester Lukian Grabowski, Fürstenfeldbruck
Dr. Michael Hagenmeyer, Stuttgart
Professor Dr. Adolf Hampel, Gießen
Angela Heuser, Bonn
Friedrich Hitzer, Wolfratshausen
Erzpriester Vladimir Ivanov, Berlin
Weihbischof em. Walther Kampe, Limburg
Professor Dr. Wolfgang Kasack, Köln
Edwin Kelm, Möglingen
Dr. Wolfgang Kralewski, Tübingen
Weihbischof Franz Josef Kuhnle, Rottenburg
Bischof Longin (Talypin), Düsseldorf
Erzbischof Melchisedek (Lebedev) von Sverdlovsk und Kurgan
Staatssekretär Dr. Lorenz Menz, Stuttgart
Josef Riedmiller, München
Rudolf Riener, Leutkirch
Professor Dr. Siegfried Rother, Ravensburg
Dr. Hermann Scheer MdB, Bonn
Dr. Gerhard Scheuer, Schriesheim
Ludwig Schierl, München
Edwin Schulz, Weingarten
Sergius-Chor, Weingarten
Heinz Setzer, Tübingen
Dr. Dietrich Sperling MdB, Königstein
Professor Dr. Heribert Tilmann, Wolpertswende
Priv.-Doz. P. Dr. Andreas Wittig OSA, Würzburg
Dr. Lothar Wittmann, Bonn
Dr. Dietrich Wörn, Tübingen
Dr. Dmytro Zlepko, Bonn

Nicht erst, als das Thema zur Mode wurde, widmete sich die Akademie dem deutsch-sowjetischen Verhältnis und insbesondere den Beziehungen zwischen den Kirchen der Länder. Der Ost-West-Dialog gehört zur festen Tradition im Programm.

Vom 21.–25. September 1988 war das Tagungshaus in Weingarten Ort für das zweite Symposium aus Anlaß der Milleniumsfeier der Taufe der Kiever Rus. Das Moskauer Patriarchat und die Deutsch-Sowjetische Gesellschaft gestalteten die umfangreiche Tagung mit. Erzbischof Melchisedek aus Sverdlovsk war eigens aus der Sowjetunion angereist. Mit ihm und den zahlreich anwesenden Experten war ein offenes Gespräch möglich.



Von links nach rechts: Frau Dr. Rother, Weihbischof Franz Josef Kuhhle, Staatssekretär Dr. Lorenz Menz, Erzbischof Melchisedek, Erzpriester Vladimir Ivanov, Weihbischof Walther Kampe, Bischof Longin

Diethilf Treffert schreibt in einem von mehreren Zeitungen publizierten Artikel:

»Begegnungen mit der Sowjetunion sind trotz noch immer bestehender Hindernisse notwendig, um der Menschen willen. Diese Bilanz zog das zweite Symposium aus Anlaß der Tausendjahrfeiern der Taufe des Kiever Rus in der Katholischen Akademie im oberschwäbischen Weingarten vom 21. bis 25. September. Möglichkeiten, aber auch Schwierigkeiten loteten Vertreter der Kirchen, Politik und Wissenschaft aus. Die Diskussion unter den rund 120 Teilnehmern verlief dabei teilweise recht kontrovers.

Zwischen der russisch-orthodoxen und der katholischen Kirche beispielsweise stößt die Frage der Zulassung der seit 1916 in der Sowjetunion verbotenen ukrainisch-katholischen Kirche auf kaum überbrückbare gegensätzliche Positionen. Zwar konzedierte der Leiter der dreiköpfigen Delegation des Moskauer Patriarchats, Erzbischof Melchisedek von Swerdlowsk und Kurgan, dem Referenten zu diesem Thema, Prof. Dmytro Zletko, Objektivität und Ausgewogenheit, konnte sich aber zu einer wie immer gearteten Anerkennung der »Uniaten« nicht durchringen. Im Verlauf der Aussprache drückte er schließlich die Hoffnung aus, daß das Problem mit Hilfe des Heiligen Geistes »in brüderlicher Liebe« gelöst werden könne. Dem

stimmte auch der Limburger Weihbischof Walter Kampe zu, indem er einen »Neuanfang in Frieden« forderte, wie dies auch Papst Johannes Paul II. in seinem Millenniumsschreiben den Ukrainern zur Aufgabe gemacht habe.

»Es ist nicht unbedeutend für den Frieden in Europa, wie Orthodoxe und Katholiken ihr Verhältnis ordnen.« Diese Feststellung des Gießener Theologen Prof. Adolf Hampel konnte auch auf die erörterten wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Fragen übertragen werden. Es zeigten sich viel guter Wille, viele erfreuliche Ansätze zur Verständigung, aber auch viele Mühseligkeiten in der praktischen Verwirklichung. So sind die unterschiedlichen Wirtschaftssysteme in der Sowjetunion und der Bundesrepublik nur schwer zu überwinden. Diese Schwierigkeiten, so Michael Hagenmeyer vom baden-württembergischen Wirtschaftsministerium, haben sich durch die sowjetischen Wirtschaftsreformen eher verstärkt, weil die sowjetischen Manager mit den neuen Freiheiten nicht umzugehen wissen. Hagenmeyer gab jedoch bekannt, daß in naher Zukunft in Leningrad Seminare über Unternehmensleitung von bundesdeutschen Wirtschaftlern abgehalten werden...«



Aus Anlaß der Tagung gab das Land Baden-Württemberg einen Empfang für ca. 180 Ehrengäste. Im Rahmen dieser Veranstaltung erhielt auch Prof. Dr. Siegfried Rother das Bundesverdienstkreuz für seine Verdienste im Bereich der deutsch-sowjetischen Beziehungen. Staatssekretär Dr. Lorenz Menz vom Staatsministerium hielt die Rede (Auszug):

»Lassen Sie mich den Organisatoren der Akademie dafür danken, daß sie ein solch hochkarätiges Forum für Gespräche geschaffen haben.

Im Mittelpunkt der Tagung stehen religiöse Aspekte zum Verhältnis der Kirchen im Osten und Westen und zum religiösen Leben in der Sowjetunion. Gestatten Sie mir nur ein paar Randbemerkungen zu diesem Thema, das in profunden Ausführungen selbstverständlich den Theologen und Kulturhistorikern vorbehalten bleiben sollte. Es ist faszinierend, ein Jubiläum zu feiern, das 1000 Jahre umspannt. Faszinierend in einer Zeit, in der oft nur das Thema des Tages, das kurzlebige Schlagwort, die Hektik des scheinbar Neuen zählt; eine Zeit, in der schon das Vorgestern als belanglos empfunden wird.

In einer solchen Zeit ist es faszinierend, festzustellen, daß sich heute in der russisch-orthodoxen Kirche eine lebendige, wirkende Kirche präsentiert, deren Wirkkräfte vor 1000 Jahren angestoßen wurden.

Eine Kirche, die vielfach totgeglaubt und noch häufiger totgesagt wurde.

Es ist eine faszinierende Konstellation, daß diese Kirche als Teil eines Öffnungs- und Erneuerungsprozesses in der Sowjetunion verschüttet gewesene Freiräume zuge-

*Erzbischof Melchisedek
Erzpriester Vladimir Ivanov*

*Erzbischof Melchisedek
Erzpriester Vladimir Ivanov
Staatssekretär Dr. Lorenz Menz
Dr. Gebhard Fürst*

*Erzbischof Melchisedek
Oberbürgermeister Rolf Gerich
Prof. Dr. Siegfried Rother
Weihbischof Franz Josef Kuhnle
Dr. Friedrich Köndgen
Oberbürgermeister Hermann Vogler*

zugestanden bekommt, ja daß sie selbst als Teil der Perestroika Hoffnungsträger für die Erneuerung wird.

Wer hätte es vor wenigen Jahren für möglich gehalten, daß höchste politische Würdenträger in der UdSSR lobende Worte finden für den friedens- und sozialpolitischen Beitrag der Kirche? Sicher ist es kein Anlaß, die Festtagsreden zum Millenium schon als die Lösung aller Probleme und als Grund für leichtgläubige Euphorie zu sehen.

Die Realität zeigt sich im Alltag, im Detail. Und da gibt es sicher noch viele Fragen.

Gerade wir Schwaben sind da eher skeptisch als überschwenglich. Und dennoch ist unverkennbar, daß es viele Zeichen gibt, die zur Hoffnung Anlaß geben:

- Der politische Dialog zwischen Ost und West läßt Entspannung als machbar erscheinen.*
- Die Gesprächskontakte, die auf wirtschaftlichem Gebiet zu Kooperationen, Joint Ventures, gemeinsamen Aktionen führen, nehmen an Intensität zu.*

...

Die moderne Gesellschaft wird, wenn sie in Frieden leben will, eine Gesellschaft des Dialogs sein. Dieser Dialog lebt nicht von oberflächlichen Reden, sondern von den Gesprächen, die hilfreich immer wieder auf Bleibendes stoßen. Und welches Forum wäre geeigneter für solche Gespräche als gerade diese Akademie, die nicht vordergründige, sondern in die Tiefe gehende Fragen stellen will und muß? Und was könnte ertragreicher sein, als nachzufragen, was eigentlich 1000 Jahre lang, allen Widrigkeiten zum Trotz, eine Kirche lebendig sein ließ? Vor diesem Hintergrund könnte die russisch-orthodoxe Kirche Modell dafür sein, daß Treue zur Tradition und Offenheit für neue Anforderungen in einer modernen Welt sich nicht zu widersprechen brauchen, sondern daß die geschichtliche Kraft in Religion und Kultur auch eine Kraft sein kann, die zukünftige Entwicklung prägt.

Das russische Beispiel könnte auch als Modell dafür stehen, daß Staat und Kirche, gerade wenn es um Fortschritt geht, mehr von der Koexistenz als von der Konfrontation und vom Konflikt profitieren.

Die Begegnung mit dem Osten vollzieht sich nicht von allein und nicht im Abstrakten.

Hier brauchen wir vielmehr den Einsatz, die Erfahrung und die Vermittlung durch kompetente Persönlichkeiten.«

KNA-Informationsdienst Nr. 39 vom 29. September 1988:

Deutsch-Sowjetische Beziehungen: Kultur als Transmissionsriemen

Die beständigen Aufrufe Papst Johannes Paul II. an die Regierungen der Länder Europas »vom Atlantik bis zum Ural«, sich »auf das gemeinsame religiöse und kulturelle Erbe« zurückzubedenken, scheine praktische Konsequenzen zu zeitigen. Aber selbst wenn ein so direkter Zusammenhang nicht klar belegt werden kann, so ist es doch ganz im Sinne des »polnischen« Papstes, daß beim bevorstehenden Moskau-Besuch von Bundeskanzler Helmut Kohl (CDU) im Oktober offenbar die Intensivierung der kulturellen Beziehungen angestrebt werden soll, die dann als »Transmissionsriemen« für eine erweiterte wirtschaftliche und politische Zusammenarbeit zwischen der UdSSR und der Bundesrepublik dienen sollen.

Beide Seiten erwarten, daß ein Ergebnis des Zusammentreffens von Kohl und KPdSU-Generalsekretär Michail Gorbatschow der Abschluß eines gegenseitigen Kulturabkommens sein wird. Wie sich beide Regierungen einen derartigen Vertrag vorstellen, legten der Vertreter der Kulturabteilung im Bonner Auswärtigen Amt, Dr. Lothar Wittmann, und der Kulturattaché der sowjetischen Botschaft in Bonn, Antolj Boguschewski, am vergangenen Wochenende beim »Symposium aus Anlaß der 1000-Jahr-Feier der Taufe der Kiewer Rus« in der Katholischen Akademie Weingarten der Diözese Rottenburg-Stuttgart dar. Aus Sicht der Bundesregierung sollte die Kultur ein »Gegengewicht« zur militärischen Macht bilden. Ein breiter Austausch zwischen den Kulturen der beiden Staaten werde als gegenseitige Bereicherung angesehen, die sehr wohl »beide Seiten zu stimulieren vermag«.

Die Tagung wurde beschlossen mit einem feierlichen Pontifikalamt, das der Limburger Weihbischof Walther Kampe zelebrierte. Ein Auszug aus seiner Predigt:

»Um der Menschen willen« war das Leitwort der Tagung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart anläßlich der Tausendjahrfeier der Taufe der Kiewer Rus' hier in Weingarten. Natürlich war es nicht möglich, in wenigen Tagen all den Schutt zu beseitigen, den die Geschichte auch in den Kirchen abgelagert hat. Wir waren nicht in allen Fragen einer Meinung, aber wir haben in gegenseitigem Respekt den Standpunkt des anderen wahrgenommen. Es ist uns neu bewußt geworden, daß um der Menschen willen, um der Christen willen, die auch in anderen Kirchen als der eigenen ihren Glauben bekennen und leben, keine Kirche eine andere unterdrücken und auslöschen darf. Es ist oft genug in der Kirchengeschichte vorgekommen, daß staatliche Mächte solche Verfolgungs- und Unterdrückungsprozesse ausgelöst haben. Diese verhängnisvolle Bindung von Thron und Altar geht in unserer Zeit dem Ende entgegen. Die Kirchen müssen sich helfen, um gemeinsam ihre Freiheit von staatlicher Gewalt zu erreichen und dann gemeinsam allein dem Geist Gottes zu folgen, der in allen wirkt. Das ist der einzige Weg, um die Einheit zu erreichen, die der Geist will und die er trotz aller Spaltungen bewirkt. »Wenn nur der Herr seinen Geist auf alle legte«, dieses Gebet des Moses muß auch unsere Bitte sein. Auch wenn es uns noch nicht möglich ist, die hl. Eucharistie mit unseren orthodoxen Brüdern zu feiern, so sind wir doch auf dem Weg dahin. Auch heute schon können wir uns den Kuß des Friedens geben, denn der Geist Christi verbindet uns über alle Gräben hinweg.

erklärte Wittmann. Seine konkreten Vorschläge für die Praxis – Austausch von Künstlern und Wissenschaftlern – deckten sich mit den Erwartungen des sowjetischen Kulturattachés, der zudem hervorhob, Städtepartnerschaften sollten dabei eine besondere Rolle spielen. »Die Bundesregierung begrüßt solche Partnerschaften, sofern sie sich nicht nur in handverlesenen Gruppen abspielen«, schränkte Wittmann allerdings ein. (Ein Punkt, der beim Aushandeln des Vertrages Mühe machen dürfte.) Ein weiterer Schwerpunkt des Abkommens, so Wittmann, sollte der Jugendaustausch sein, wobei die Aufnahme deutscher Jugendlicher in sowjetische Familien gewünscht werde. Ebenso sollte es im Rahmen möglicher Städtepartnerschaften auch zu entsprechenden Schulpartnerschaften kommen. Boguschewski ergänzte diese Vorstellungen, indem er anregte, wie in jüngster Zeit probiert wird, dabei das Fernsehen mehr ins Spiel zu bringen. Die bisherigen »Telebrücken« seien in der UdSSR auf breite Resonanz gestoßen. Man könnte derartige Projekte fortsetzen und sie etwa durch Unterhaltungssendungen (»Was wissen Sie von der Sowjetunion/Bundesrepublik Deutschland?«) erweitern. Ebenso sei ein Austausch in den Bereichen Mode, Film, Literatur, Sprachstudium (in der UdSSR lernen 30 Prozent der Schüler Deutsch) denkbar. Der Sowjet-Diplomat erklärte auch: »Die intensiven Beziehungen der russisch-orthodoxen Kirche zu den Kirchen des Westens müssen fester Bestandteil des Abkommens werden.« Ein Vorschlag, der bei Bundeskanzler Kohl rückhaltlose Zustimmung finden dürfte. Daß dies aber nicht nur für die russisch-orthodoxe, sondern auch für die katholische und die evangelische Kirche in der UdSSR durch das Kulturabkommen ermöglicht werden sollte, das wird der Kanzler wohl bei seinen Moskauer Gesprächspartnern anmahnen müssen.

schichte vorgekommen, daß staatliche Mächte solche Verfolgungs- und Unterdrückungsprozesse ausgelöst haben. Diese verhängnisvolle Bindung von Thron und Altar geht in unserer Zeit dem Ende entgegen. Die Kirchen müssen sich helfen, um gemeinsam ihre Freiheit von staatlicher Gewalt zu erreichen und dann gemeinsam allein dem Geist Gottes zu folgen, der in allen wirkt. Das ist der einzige Weg, um die Einheit zu erreichen, die der Geist will und die er trotz aller Spaltungen bewirkt. »Wenn nur der Herr seinen Geist auf alle legte«, dieses Gebet des Moses muß auch unsere Bitte sein. Auch wenn es uns noch nicht möglich ist, die hl. Eucharistie mit unseren orthodoxen Brüdern zu feiern, so sind wir doch auf dem Weg dahin. Auch heute schon können wir uns den Kuß des Friedens geben, denn der Geist Christi verbindet uns über alle Gräben hinweg.



Wallfahrer im Kloster Zagorsk

Katholisches Sonntagsblatt vom 8. Mai 1988:

Ukrainisch-Katholische Kirche Zwischen den Mühlsteinen der Geschichte

Die vom Sowjetstaat am heftigsten bekämpfte Glaubensgemeinschaft war und ist die Ukrainisch-Katholische Kirche. Sie ist seit 1946 offiziell verboten, lebt aber im Untergrund fort. Ihr Besitz wurde dem Moskauer Patriarchat der Russisch-Orthodoxen Kirche zugeschlagen.

Ursprünglich gehörten die Christen in der Ukraine zur Ostkirche, die den byzantinischen Meßritus pflegt. 1448 erlangte die Russisch-Orthodoxe Kirche gegenüber dem Patriarchen von Konstantinopel, dem Oberhaupt der Ostkirche, volle Eigenständigkeit. Der Aufstieg des katholischen Polen (im 15. und 16. Jahrhundert) zur bestimmenden politischen Kraft in Osteuropa bewirkte, daß sich die ukrainischen Christen mehrheitlich vom Moskauer Patriarchat trennten und sich mit der Römisch-Katholischen Kirche verbanden (1596 »Union« mit Rom, daher »Unierte«). Im Laufe der Zeit gerieten die ukrainischen Katholiken immer wieder zwischen die Mühlsteine einander widerstrebender politischer Interessen. Nach dem Zweiten Weltkrieg zerschlugen die Sowjets die hierarchische Struktur der Ukrainisch-Katholischen Kirche,

Christen in der Sowjetunion –

Zwischen Bedrängnis und Hoffnung

Offene Tagung zum Gebetstag 1988

16. – 17. April
Stuttgart-Hohenheim
93 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Abraham Peter M. Kustermann

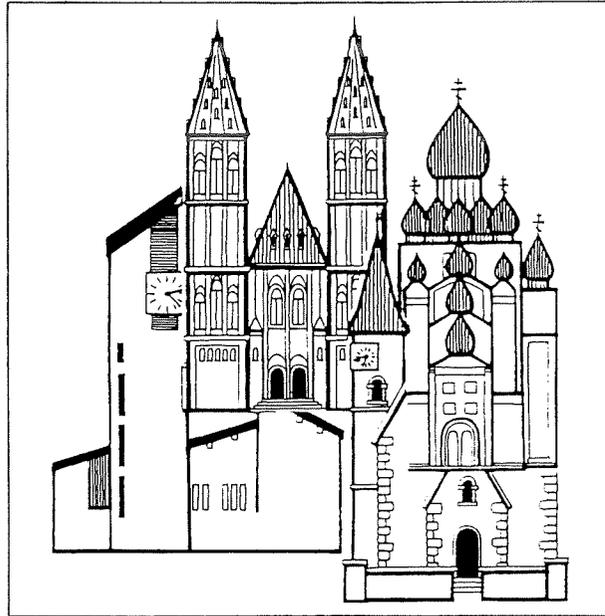
Referenten:

Leopold Erben, Stuttgart
Doz. P. Dr. Robert Hotz SJ, Zürich
Lotte Rodi, Schwäbisch Gmünd
Professor Dr. Siegfried Rother, Weingarten
Dr. Gerd Stricker, Zürich

anderem mit der Begründung, sie habe mit den deutschen Besatzungstruppen kollaboriert. Über die gegenwärtige Situation heißt es in einem Bericht für die Deutsche Bischofskonferenz: »Getragen von einer ihr treu ergebenen Gemeinde, zählt diese Kirche heute im Untergrund mehr als zehn Geheimbischofe, an die tausend Priester und ebensoviele Ordensleute. Ja, sie missioniert sogar in traditionell orthodoxen Gebieten und im fernen Sibirien.«

Auf einer Tagung der Katholischen Akademie in Stuttgart-Hohenheim Mitte April beklagte Dr. Robert Hotz, Seelsorger der Ukrainer in der Schweiz, die prekäre Lage der Ukrainisch-Katholischen Kirche im ökumenischen Dialog zwischen Ost und West: »Wenn die unierte Kirche wieder zugelassen würde, dann würde ein Großteil der Gläubigen der Russisch-Orthodoxen Kirche den Rücken kehren und mit fliegenden Fahnen zur Ukrainisch-Katholischen Kirche zurückkehren.« Das Moskauer Patriarchat wisse das. Auf der anderen Seite seien die Ukrainer aus der Sicht des Vatikans bei dessen Versuch, sich mit den russisch-orthodoxen Christen zu arrangieren, ein störender Faktor.

Der Papst hat jüngst aus Anlaß der Taufe Rußlands vor tausend Jahren getrennte Schreiben an die Russisch-Orthodoxe Kirche in Moskau und an die ukrainisch-katholischen Christen gerichtet. Er versucht damit, der komplizierten Situation Rechnung zu tragen.



Hans-Eduard Franke / ACK Baden-Württemberg

Ortsökumene: Mehr als Ökumene am Ort

23. – 24. Januar
Stuttgart-Hohenhem
91 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Abraham Peter M. Kustermann

Referenten:
Dr. Ansgar Ahlbrecht, Saarbrücken
Dr. Klaus Schmidt, Mainz
Dr. Wolfgang Thönissen, Stuttgart

Eigentlich beginnt »Ökumene am Ort« erst wirklich, *wo Christen aus der Betrachterrolle heraustreten* und beginnen, miteinander zu reden, zu beten und Gottesdienst zu feiern und zu handeln. Damit gewinnt auch das Einandererkennen eine neue, tiefere Dimension. Alle christliche Glaubenserkenntnis ist ja nicht auf ein abstraktes Wesen, sondern auf die *Taten Gottes* hingegordnet. Darum können wir mit der Wahrheit Gottes erst dann angemessen in Kontakt kommen, wenn wir selbst entsprechend tätig werden, wenn wir »die Wahrheit *tun* in Liebe« (Eph 4,15).

Um gleich bei diesem Kapitel des Epheserbriefes zu bleiben: Paulus spricht hier von der Einheit des Leibes Christi als einer wachsenden Wirklichkeit. Für diesen Wachstumsvorgang gebraucht er auch das Wort »oikodomé«, Hausbau. Wenn es uns gelänge, die allzu *statischen Kirchenbegriffe* aller Konfessionen aufzusprengen und *umzuwandeln in einen dynamischen Begriff*, Kirche also nicht mehr als ein schon fertiges Haus, sondern als eine Baustelle zu betrachten, dann brächte das automatisch auch unser ökumenisches Denken und Handeln immer aufs neue in Bewegung.

Die theologische Tradition pflegt die Kennzeichen der wahren Kirche Christi mit den vier Begriffen Einheit, Heiligkeit, Katholizität und Apostolizität zu benennen. Nach den Maßstäben des Epheserbriefes müßten auch diese vier Kennzeichen nochmals unter ein allen vorgeordnetes Vorzeichen gesetzt werden: Die wahre Kirche erweist sich daran, daß sie an Einheit, Heiligkeit, Katholizität und Treue zum apostolischen Erbe *wächst*. Darum auch ist alle ökumenische Öffnung, jedes nötige Überschreiten verengender konfessionalistischer Grenzen keine Gefährdung der wahren Identität der Kirche als des wachsenden Leibes Christi.

Überall, wo entschieden Ökumene am Ort gelebt wird, geschieht genau dies: Wachstum der Einheit des Leibes Christi. Viele christliche Ortsgemeinden leben heute schon in zunehmendem Maße alle wesentlichen Grundvollzüge von Kirchesein gemeinsam, nämlich martyria, diakonia und leitourgia (Glaubenszeugnis, Bruderdienst und Gotteslob). Und dies geschieht vielfach nicht bloß gelegentlich als Beigabe zum eigentlichen Gemeindeleben, sondern wird als Vollzug verpflichtender, dauerhafter Gemeinschaft verstanden (koinonia). Es wird in gemeinsamer Planung vorbereitet, von den Amtsträgern und den Leitungs- oder Beratungsgremien beider

Seiten gemeinsam verantwortet. Viele Gemeinden haben diese beginnende Integration auch durch den Bau eines gemeinsamen Gemeindezentrums augenfällig und auf Dauer verbindlich gemacht.

Von Ortskirchen, die ihr Wachsen auf die größere Einheit des Leibes Christi hin so verbindlich miteinander vollziehen, kann man eigentlich *nicht mehr* sagen, sie seien *getrennte Kirchen*. Sie sind *vielmehr Kirchen auf dem Weg zur vollen Einigung*, Kirchen, die das entscheidende Vorzeichen aller Erkennungszeichen wahren Kircheseins schon gemeinsam leben.

Das ist der eigentliche »theologische Überschub« praktizierter örtlicher Ökumene, der aber von der Theologie und der offiziellen kirchlichen Lehre noch gar nicht angemessen gewürdigt wird. Die Ekklesiologie, die Lehre von der Kirche, ist wohl überall noch zu sehr einem statischen Kirchenbegriff verhaftet, statt sich vom dynamischen Kirchenbegriff des Epheserbriefes leiten zu lassen. Und daher ist sie blind für die beständige Veränderung ihres Gegenstandes in der Praxis der Kirchen. Vielleicht liegt das auch daran, daß die theologische Lehre von der Kirche bisher – wenn wir einmal von dem, was in der Exegese zu diesem Thema geforscht wird, absehen – fast ausschließlich als Aufgabe der systematischen Theologie betrachtet wurde.

Neuerdings bekommen die Systematiker jedoch Konkurrenz: Eine starke Strömung in der alten katholischen Pastoraltheologie, die von ihren Vertretern bezeichnenderweise jetzt »Praktische Theologie« genannt wird, sieht ihre Aufgabe nicht bloß darin, eine »Kunstlehre« für die Seelsorge zu sein, die bloß Regeln, die sie von anderen Disziplinen der Theologie übernimmt, auf die Seelsorgepraxis anzuwenden hätte. Sie will vielmehr eigenständige Wissenschaft vom gesamten Handeln der Kirche, ja genauer: von der Kirche im Vollzug sein. So verstanden erwächst der bisherigen »essentiellen Ekklesiologie«, die von den unveränderlichen Wesensmerkmalen der Kirche handelt, eine Konkurrentin in der Praktischen Theologie als der »existentiellen Ekklesiologie«.

Der evangelische praktische Theologe Rudolf Bohren erkennt einer so verstandenen Praktischen Theologie eine »hermeneutische Funktion« zu. Das heißt: Sie hat bei der Ausarbeitung der Normen für die heutige Auslegung der Glaubensquellen ein entscheidendes Wort mitzureden. Diese Glaubensquellen bezeugen die Glaubenser-

fahrung vergangener Generationen und werden daher nur richtig gelesen und gedeutet, wenn dadurch auch uns die Möglichkeit zum Glauben und zu einem Leben in der Kirche als Glaubensgemeinschaft erschlossen wird. Der konkrete und bleibende Wahrheitsgehalt einer Aussage der Theologie und der kirchlichen Verkündigung sowie der Autoritätsanspruch kirchlicher Institutionen müssen sich also daran erweisen, daß sie wiederum Glauben und Leben aus dem Glauben ermöglichen und fördern. Damit wird *Praktikabilität* – neben *Plausibilität* – zu einem weiteren *Kriterium für Wahrheit*. Und eine praktische Theologie, die an einer solchen kritischen Hermeneutik arbeitet, wird – wieder mit R. Bohren gesprochen – zur »Wissenschaft von der *ecclesia semper reformanda*«. Sie soll der Kirche helfen, Hindernisse zu erkennen und wegzuräumen, die ihrer Aufgabe im Wege stehen, und ihre Strukturen so zu gestalten, daß sie Leben aus dem Glauben fördern.

Eine solche Theologie blickt ähnlich auf die kirchliche Wirklichkeit wie die einfachen Normalchristen an der ökumenischen Basis. Darum könnte sie auch die Aufgabe übernehmen, sie zu begleiten, ihre Erfahrungen zu reflektieren und der Gesamtkirche zu vermitteln. Und sie könnte ihnen dadurch zu Hilfe kommen, daß sie die »Instrumente der kirchlichen Einheit«, nämlich die kirchlichen Ämter, die Charismen, die Synoden und Konzilien und auch die einheitsbegründenden Sakramente nicht abstrakt behandelt, sondern fragt, was sie heute tatsächlich bewirken an realer Versöhnung und befreiender universaler Offenheit. Wenn man bei allen Partnern des ökumenischen Dialogs Wirklichkeit mit Wirklichkeit vergleichen und einander annähern würde, statt abstrakt Anspruch gegen Anspruch zu stellen, dann würde zunächst mancher dieser oft sehr selbstgefällig vorgebrachten Ansprüche zunächst einmal verblassen, aber dann würde der Weg frei zur gemeinsamen Besinnung auf Lösungen, die für alle Seiten akzeptabel wären. (Aus dem Vortrag von Dr. Ansgar Ahlbrecht.)

Siehe auch: Ansgar Ahlbrecht, Art. Ökumene, in: Ferdinand Klostermann – Rudolf Zerfaß (Hg.): *Praktische Theologie heute*. München-Mainz 1974, 277-287.



Augustinerkindl München (um 1600)

Mit allen Sinnen Gott erfahren

Die Weihnachtskrippe als Beispiel barocker Frömmigkeit

5. – 6. Januar
Weingarten
50 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Monika Rappenecker

Referenten:
Professor Dr. Werner Dettloff, München
Jürgen Hohl, Bad Wurzach
Professor Dr. Karlheinz Schaaf, Ravensburg
Alfons Rudolph, Esslingen

Im Zusammenhang mit der Fotoausstellung ›Barockkrippen in Oberschwaben‹, bei der Aufnahmen von Alfons Rudolph aus Esslingen gezeigt wurden, fand eine Tagung statt, die am Beispiel der Weihnachtskrippe barocke Frömmigkeit und ihre Ausdrucksformen verdeutlichte. »Es ist eine Leistung des Barocks, den geistlichen Raum kräftig aufgestoßen zu haben zur Welt, so kräftig, daß der Übergang von der Weltoffenheit zur Verweltlichung ständig drohte« (H. Bausinger). Die Predigt in Wort und bildender Kunst bot damals keine abstrakte Theologie, kein trockenes Pathos, sondern Bilder und Geschichten, in denen Gott und die Engel sichtbar, der Teufel leibhaftig wurden und Gvatter Tod zu Nutz und Frommen der verstrickten Menschen seinen Schrecken und seinen Trost verbreitete. Die Kunst des Barocks ist eine Sprache der Darstellung. Nur insofern sich etwas darstellt, ist es auch beachtenswert. Kein Wunder, daß der seit Franz von Assisi angestoßene Gedanke, das Weihnachtsgeheimnis darzustellen, als eine hohe Volkskunst gerade in dieser Zeit zur Vollendung kam. Im Wissen darum, daß der Mensch nicht zuletzt ein sehendes Wesen ist, daß ihm das Staunen der Anfang des Denkens ist, sind die Kunstwerke des Barocks entstanden.

»So gerne wir bereit sind, die Erzeugnisse der künstlerischen Schaffenskraft des Barocks zu bewundern, uns vielleicht sogar von ihnen verzaubern zu lassen – Weltbild, Denkweise und Grundstimmung jener Epoche sind uns fremd geworden. Sie ein wenig näher zu rücken, ist der Zweck« (O.B. Roegele).

Worin könnte nun der Grund zu suchen sein für die Begeisterung und für das Befremden, die barocke Lebensäußerungen im Betrachter hervorzurufen. Ein Grund für die strikte Ablehnung, die helle Begeisterung oder auch das zwiespältige Empfinden liegt sicher im unbefangenen Umgang des Barocks mit Bildern und Geschichten. Gott und die Welt erscheinen im Bild. Engel werden sichtbar, der Teufel leibhaftig. Alles, womit der aufgeklärte Mensch Schwierigkeiten hat, ist hier greifbar, regt an zur Auseinandersetzung.

Schon Franz von Assisi wollte alles »so greifbar als möglich mit leiblichen Augen schauen« (Th. Celano). Er hat zwar die Weihnachtskrippe nicht erfunden, aber er hat wohl die wichtigsten Impulse für die Zukunft gegeben. Mit der Krippenfeier von Greccio stellte sich Franziskus den Herausforderungen der neuen geistigen Bewe-

gung, dies nicht zuletzt gerade im Hinblick auf die Katharer, für die bei ihrer radikalen Abwertung alles Leiblichen es undenkbar war, daß der Gottessohn menschliches Fleisch und Blut annahm.

Die Krippenfeier des hl. Franziskus ist also ein besonderes Zeugnis für den Glauben an den Mensch gewordenen Gottessohn in einer Zeit, da dieses Zeugnis gerade von solchen beansprucht wurde, die sich von der Kirche getrennt hatten, und da dieser Glaube von anderen – den Katharern – radikal abgelehnt wurde.



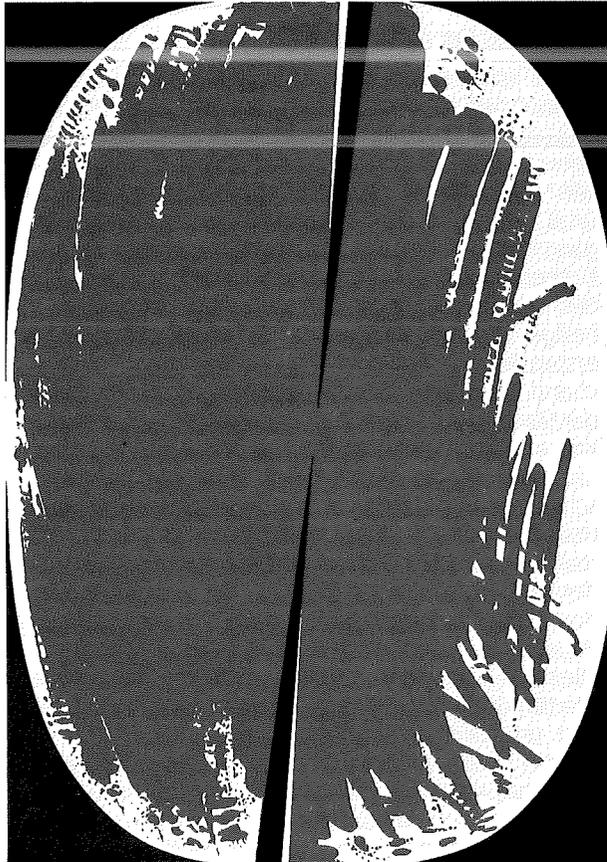
Geistliches Donnerwetter

Lasset krachen ihr Himmel! Lasset krachen die mit Donner gefüllte Wolken! Schießet hervor ihr feurige Wetterpfeil! Ertönet ihr gewaltige Donnerklapf, damit anheut Blitz und Donner alles erschlage!

Wie? Blitz und Donner? Was ist das für ein seltsamer Gruß, unfreundlicher Willkomm, schaudervolle Eingangsged? Wir bitten ja alle mit der christkatholischen Kirchen: a fulgure et tempestate libera nos Domine, von Blitz und Donner erlöse uns o Herr! Hat dann nicht ein heiliger Erzengel Raphael dem alterlebten Tobiae bei ersten Eintritt Trost und Freud angewunschen, sprechend: Freud sei mit dir allezeit? Hat dann nicht Samuel der Stadt Bethlehem mit seiner Ankunft Freud erwecket und Glück gebracht dem Hause Jesse? Hat dann nicht der Heiland der Welt Heil und Segen angewunschen dem Haus Zachariae als er zu Jericho eingezogen: Heut ist diesem Haus Heil widerfahren? Hat dann nicht mein Seraphischer Ordensvater Franziscus seinen Brüdern anbefohlen, wann sie in ein Haus eingehen werden, sollen sie zuvor sagen: der Fried sei in diesem Haus?

Allein, es seie wie ihm wolle. Ich halte mich meiner Worten und wünsche nicht so sehr, als daß euch alle Blitz und Donner erschlage. Was für Blitz? Was für Donner? Keine andere Blitz als die gesehen der apokalyptische Geistmann von dem Thron Gottes hervorbrechen. Keine andere Donner als die er krachen gehört in der himmlischen Offenbarung. Gählingen gingen von dem Thron Gottes heraus Blitz, Stimmen und Donner. Wodurch der scharfsinnige Schriftsteller Cornelius a Lapide versteht das Wort Gottes, so auf der Kanzel wird vorgetragen. Die Stimmen, so vom Thron Gottes ausgingen bedeuten die Predigten. Durch die Blitz wird entworfen die Kraft und Nachdruck des göttlichen Wortes. Die Donner stellen vor die Androhungen der Höll, des Gerichts und Zorn Gottes.

Nun dann ist mein herzlicher Wunsch, daß sotane Blitz und Donner all meinen Zuhörern das Lebendige treffe und gleich denen feurigen Donnerkeilen ihr Mark und Bein durchdringe, alle unordentliche Gemütsregungen zu lauter Aschen verbrennen (Clemens von Burghausen (1693-1731) in: Geistliches Donnerwetter, Bayer. Barockpredigten, hrsg. von Georg Lohmeier, dtv 1967).



Gestalten des geistlichen Lebens

Samstagabende in Hohenheim

Gesprächsleitung:
Dieter R. Bauer
Monika Rappenecker

Das Suchen nach dem Sinn des Lebens wächst, damit auch das Suchen nach Vorbild-Gestalten, an denen man sich orientieren kann. »Gemeinsam suchen wir nach der Gestalt des christlichen Lebens und der christlichen Gemeinde in dieser Zeit des Umbruchs. Die Lage ist so ernst geworden, daß wir alle Hilfe von den Zeugen der Vergangenheit brauchen, ganz gleich, welcher Konfession sie angehören« (Jürgen Moltmann).

Diesem Anliegen weiß sich die Reihe »Gestalten des geistlichen Lebens«, die von Herbst 1986 bis in den Sommer 1988 die Samstagabende in Hohenheim bestimmt hat, verpflichtet. Persönlichkeiten verschiedener Prägung sind vorbeigezogen. Der zeitliche Rahmen spannte sich vom 13. Jahrhundert bis in unsere Tage. Die Wirksamkeit jeder einzelnen Gestalt zeigte sich in unterschiedlicher Weise, ihre Ausrichtung auf das Evangelium Jesu Christi war die gleiche. Jede dieser Gestalten versuchte, in ihrem Leben einen Aspekt der christlichen Botschaft zu verwirklichen. In dieser Bemühung wurden sie bereits von ihren Zeitgenossen als Vorbilder erkannt. Durch die Faszination ihrer Persönlichkeit, zum Teil auch durch Ordensgemeinschaften oder durch die Anregung christlicher Lebensgemeinschaften wirken diese Gestalten noch in unserer Zeit.

Franz von Assisi verwirklichte das »öffentliche Leben Jesu«. In der Übernahme des Leidens und der Armut Christi erkannte er die frohe Botschaft des Evangeliums für seine Zeit.

Charles de Foucauld – ein Christ im Hintergrund – bemühte sich, dem »verborgenen Leben Jesu« nachzueifern. Sein Weg führte in der Nachfolge Christi in die Wüste, um den Auftrag des Evangeliums zu erfüllen: »Geht in alle Welt und verkündet das Evangelium« (Mk 16,15); auch die fernsten Gegenden wollte Bruder Karl mit christlichem Geist durchdringen. Auch Charles de Foucauld hat Nachahmer gefunden – die kleinen Brüder und Schwestern Jesu, die im Geiste des Evangeliums ihren Dienst an den Stellen tun, an die kein anderer möchte.

In ganz anderer Weise waren *Ignatius von Loyola* und *Maria Ward* einander zugeordnet. Tatkraft und Mystik verbinden beide zu einem Lebensentwurf: Klöster ohne Klausur für geistig Mündige. Die Gesellschaft Jesu hat in der Kirchengeschichte eindrückliche Spuren hinterlassen. Die Englischen Fräulein, deren Stifterin Maria Ward ist, gründeten Schulen für Mädchen aller Stände; diese sollten »nicht nur Zuschauerinnen sein bei dem, was in der Welt vor sich geht, sondern auch selbst etwas in die Hand nehmen können«.

Eine Verbindung wieder anderer Art tritt uns gegenüber in den Gestalten *Franz von Sales*, auf den sich die salesianischen Ordensgemeinschaften berufen und *Papst Johannes XXIII.* Das Denken und die Spiritualität des Kirchenlehrers Franz von Sales sind geprägt von einer Theologie des Willens und der Liebe. Entschlossenheit, Mut, Hingabe und weltoffene Lebenstat sind dafür ebenso charakteristisch wie christliche Freiheit, Menschlichkeit und Freude. Mit seiner ökumenischen Gesinnung und mit seinem Einsatz für weltoffenes Christsein, für die Bejahung der irdischen Wirklichkeit und für eine Spiritualität der Laien in der Welt vertrat er Ansichten, die in der Kirche erst mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil bestimmend wurden. Papst Johannes XXIII., der Papst des »aggiornamento«, bezeichnete Franz von Sales als seinen »großen Lehrmeister«. Mit der Einberufung des Zweiten Vatikanischen Konzils hat Johannes XXIII. die Tür zur Welt weit aufgestoßen.

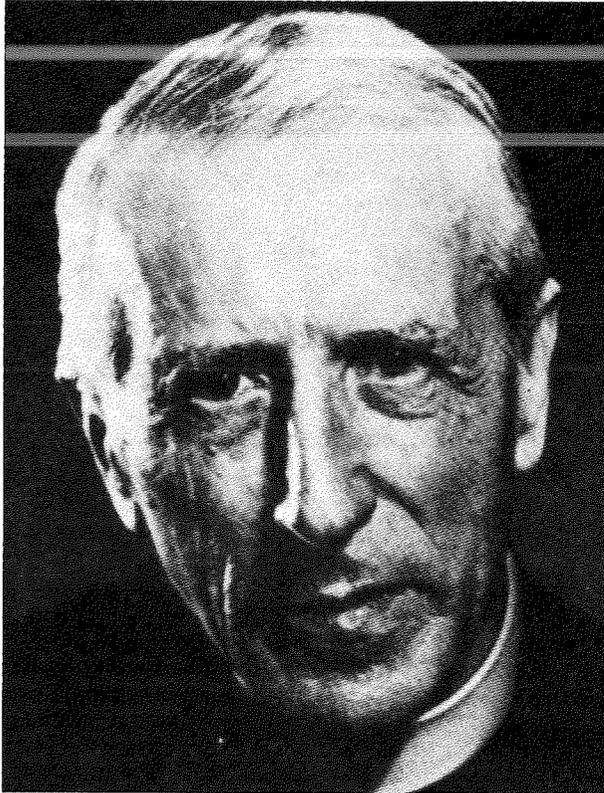
In einer tödlich endenden Auseinandersetzung mit der Welt, mit den Herrschern ihrer Zeit, standen *Thomas Morus* und in anderer Weise *Edith Stein*. Zentral ist bei Thomas Morus, dem Lordkanzler unter Heinrich VIII., sein wohlbedachter Widerstand gegen König und Krone, die Begründung dieses Widerstandes und die damit verbundene Kunst, nein zu sagen. Aus ganz anderen Gründen beendet der Staat das Leben Edith Steins. Jüdin – Atheistin – Philosophin – Christin – berufstätige Frau – Karmelitin – Opfer des NS-Rassenhasses in Auschwitz: all das ist Edith Stein, eine leidenschaftliche Sucherin nach der Wahrheit.

Der Name *Otto Karrer* ist mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil verbunden. Durch seine gute Kenntnis des evangelischen Glaubens – 1923/1924 ist er für kurze Zeit in die Lutherische Landeskirche in Bayern übergetreten – gehört er zu den katholischen Ökumenikern der ersten Stunde. Der älteren Generation war Otto Karrer Wegbegleiter; einer jüngeren bietet sein Lebensweg eine Hilfe, wie menschliche und institutionelle Unzulänglichkeiten in der Kirche durchgehalten werden können. *Madeleine Delbrêl* ist ein anderes »Modell des Christen der Zukunft«. Durch ihr Leben mit den Menschen des kommunistischen Arbeitermilieus in Ivry und herausgefordert durch den militanten Atheismus ihrer Umgebung hat Madeleine Delbrêl lange vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil die Situation des Christen in der säkularisierten Welt von heute vorweggenommen. *Friedrich von Hügel* gehörte am Beginn unseres Jahrhunderts zu den großen Anregern einer wissenschaftlichen und spirituellen Erneuerung des Katholizismus.

Die Samstagabende in Hohenheim erwiesen sich mit ihrer festen Form von Vortrag, Gespräch und Gottesdienst und der Vielfalt der vorgestellten Gestalten als ein gerne angenommenes Angebot der Akademie, das seit September 1988 seine Fortsetzung findet in der Reihe »Lehrer des Glaubens«.

»Was mich selber angeht, so finde ich in mir die Neigung, alles zu tun, was ich kann, um die alte Kirche intellektuell so wohnlich zu machen, wie ich es vermag.«

Friedrich Freiherr von Hügel



Die Religion des Ganzen

Teilhard de Chardin – der Theologe für »New Age«?

10. – 11. September
Stuttgart-Hohenheim
160 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Gebhard Fürst

Referent:
Dr. Thomas Broch, Stuttgart

Teilhard de Chardin (1881-1955), Theologe und Naturwissenschaftler, erfährt gegenwärtig bei namhaften Vertretern von New Age als Mystiker und Prophet erstaunliche Beachtung. So schreibt Günther Schiwy in seinem Teilhard-de-Chardin-Lesebuch: »Teilhard war nicht nur ein Mystiker, er war auch ein Prophet, seiner Zeit voraus. Deshalb wird seine zentrale Botschaft von Tag zu Tag aktueller, und sie wird so lange aktuell bleiben, als sie nicht zu einer Selbstverständlichkeit des menschlichen Bewußtseins geworden ist: die Botschaft, daß das Universum und der Mensch in ihm eine göttliche Dimension haben, der wir vertrauen können, die uns aber auch verpflichtet, mitzuwirken an der weiteren Entwicklung des Kosmos.«

Vor diesem Hintergrund versuchte die Tagung der Akademie auszuloten, inwiefern sich das von Teilhard selbst so bezeichnete eigene »religiöse Bemühen um das Ganze« mit den Intentionen der New-Age-Bewegung berührt und wo zwischen beiden philosophisch-religiösen Grundüberzeugungen doch entscheidende Differenzen benannt werden müssen.

Dr. Thomas Broch – mit einer Untersuchung über den Freiheitsbegriff bei Teilhard de Chardin promovierter Theologe – skizzierte zunächst das »neue Denken« des »New Age« und die Grundintention der Mystik Teilhards, um dann in seinem Abschlußreferat die entscheidende Alternative zu benennen: »Geht es um die Selbsterlösung des göttlichen Menschen (New Age) oder um die Erlösung des Menschen durch den ganz anderen Gott?« - Vom Standort des christlichen Glaubens aus formuliert, ist die Beantwortung dieser Frage unstrittig. Der Mensch ist erlösungsbedürftig, aber zugleich nicht in der Lage, sich selbst zu erlösen. Der Christ glaubt, daß die Erlösung des Menschen von Gott kommt und in Jesus Christus seinen Anfang genommen hat.

»Aber«, so formulierte Dr. Broch, »die sicher notwendige Kritik an der Vorstellungswelt des New Age soll nicht darüber hinwegtäuschen, daß doch sehr vieles daran bedenkenswert, wertvoll und wohl auch in einem guten Sinn herausfordernd ist. Wer wollte leugnen, daß die Sehnsucht nach der verlorenen Ganzheit und Einheit dem Leiden des modernen Menschen an seiner Zerrissenheit entspringt? Wer wollte das Bemühen um ein neues, schonendes, solidarisches Verhältnis des Menschen zur Natur verdächtigen? Wer sähe nicht den Fluch der Anonymität und Lieblosigkeit der heutigen Gesell-

schaft und die Suche nach Geborgenheit, mitmenschlicher Kommunikation, Zärtlichkeit und Wärme? Wer wollte die Angst und die Frage nach einem tragenden Sinn verdächtigen? Wer könnte nicht bis zu einem gewissen Grad den heutigen Zivilisationsüberdruß teilen, auch wenn New Age eigentlich ein typisches Kind einer überzivilisierten Wohlstandsgesellschaft zu sein scheint? Wer könnte nicht das Bedürfnis nach Innerlichkeit, nach spiritueller Erfahrung, nach Mystik verstehen, wo die moderne Welt ohne Seele geworden ist?»

Angesichts dieser Ausgangslage lassen sich viele gemeinsame Anliegen herausstellen: die mystische Vision einer kosmisch-göttlichen Einheit; eine neue Sicht von Geist und Materie, die grundlegende Bedeutung der Evolution und der Macht des Geistes als deren Triebfeder; das Bekenntnis zur Liebe und zum »Ewig-Weiblichen« als tiefste kosmische Wirklichkeit; die Zukunftsvision einer einmütigen Menschheitsfamilie.

Die nachweisbaren gemeinsamen Visionen dürfen allerdings nicht über fundamentale Unterschiede hinwegtäuschen. »Denn im Grunde handelt es sich bei dem, was als ›positives Denken‹ ausgegeben wird, um ein grenzenloses Bauen auf die Selbsterlösungsfähigkeit des Menschen, der sich selbst als göttlich erfährt und dem darum der ›ganz andere‹ Gott des christlichen Erlösungsglaubens eher eine hinderliche Vorstellung ist. Andererseits wird der einzelne Mensch in seiner unverwechselbaren Individualität und Einmaligkeit nicht ernst genommen. Das Ich ist Illusion; ›Es‹ ist alles. Ihre Bedeutung hat damit auch die menschliche Freiheit verloren, insbesondere als die konkrete Fähigkeit zum Guten und zum Bösen. Gut und Böse werden zu einander ergänzenden Polen. Die Dramatik einer stets dunklen und nicht berechenbaren Zukunft wird nun in einen geradezu abenteuerlich naiven Optimismus aufgelöst. Und auch der Tod des einzelnen Menschen als Ausdruck einer letzten Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit seines Lebens wird austauschbar in der Abfolge immer neuer Daseinsformen. Das alles gibt sich den Anstrich der Wissenschaftlichkeit. Aber genau genommen werden Teilerkenntnisse der modernen Naturwissenschaften in unzulässiger Weise verallgemeinert und zur Untermauerung spekulativer Theorien mißbraucht; daß viele Menschen in ihrer naiven Wissenschaftsgläubigkeit gerade auf diese Scheinwissenschaftlichkeit hereinfließen, ist bezeichnend. Andererseits ist die Theoriefeindlichkeit das Prinzip. Das Bemühen um

begriffliche Klärung und um Argumentation wird als Ausdruck überholten Denkens, ja als ›heruntergekommene Form der Kommunikation‹ (G. Trevelyan) betrachtet; alles Mögliche und sogar Widersprüchliche ist gleichermaßen Ausdruck der einen Wahrheit.« (Broch)

Teilhard de Chardin setzt nicht an beim Appell an ein ›positives Denken‹. Er begründet vielmehr die Gewißheit einer gelingenden Menschheitszukunft, um die es auch New Age geht, im Glauben an einen transzendenten und personalen Gott; auch der einzelne Mensch wird von diesem Glauben her in seiner Einmaligkeit und Unsterblichkeit gesehen. Mystik ist nicht Verschmelzung von Mensch, Natur und Gott, sondern lebendige Begegnung, aus der leidenschaftliches Engagement für die Welt entspringt. Zwischen Mensch, Kosmos und Gott wird eine tiefe Einheit betont, aber nur der ganz andere Gott kann Menschheit und Kosmos erlösen.

Diese tiefgreifenden Unterschiede zwischen Teilhard und dem Denken des New Age gründen darin, daß er »Gottes Transzendenz und Personalität sehr ernst nimmt und damit auch die ›Weltlichkeit‹ der Welt und die Eigenständigkeit und Freiheit des Menschen. Das bedeutet freilich nicht, daß in seinem Denken Gott der Weltgeschichte im Sinne eines ›Schlecht-Unendlichen‹ (Hegel) beziehungslos gegenüberstünde, daß endzeitliche Erlösung dem geschichtlichen Befreiungs- und Vollendungsgeschehen gleichsam wie etwas Fremdes übergestülpt würde. Die absolute Fülle Gottes kann für Teilhard nur so gedacht werden, daß die ganze Frucht einer zur Vollendung gelangten Weltgeschichte zu ihr gehört. So findet die Vollendungsgeschichte ›von unten‹ in der Erlösung ›von oben‹ ihre höchste Erfüllung; so findet das tiefste Fragen und Suchen des Menschen nach der Sinnfülle seiner selbst in der Selbstoffenbarung des ganz anderen Gottes seine innerste Entsprechung. Beides ist unlösbar aufeinander hingeordnet in der umfassenden Einheit des Geschehens, in welchem sich Vollendung der Welt und der Menschheit und Vollendung Gottes miteinander verbinden. Die ›Welt‹ mit all ihren Hoffnungen und Strebungen erhält in diesem Denken eine nicht zu überbietende Bedeutung und Würde. Und gerade die Moderne mit ihren großen Utopien – Fortschritt, Humanität, Technik und Wissenschaft, Internationalität, Freiheit – die vom New Age einerseits übernommen, andererseits verdächtigt und abgelehnt wird, erfährt hier eine grandiose Würdigung und kritische Weiterführung.«

Den Andern denken

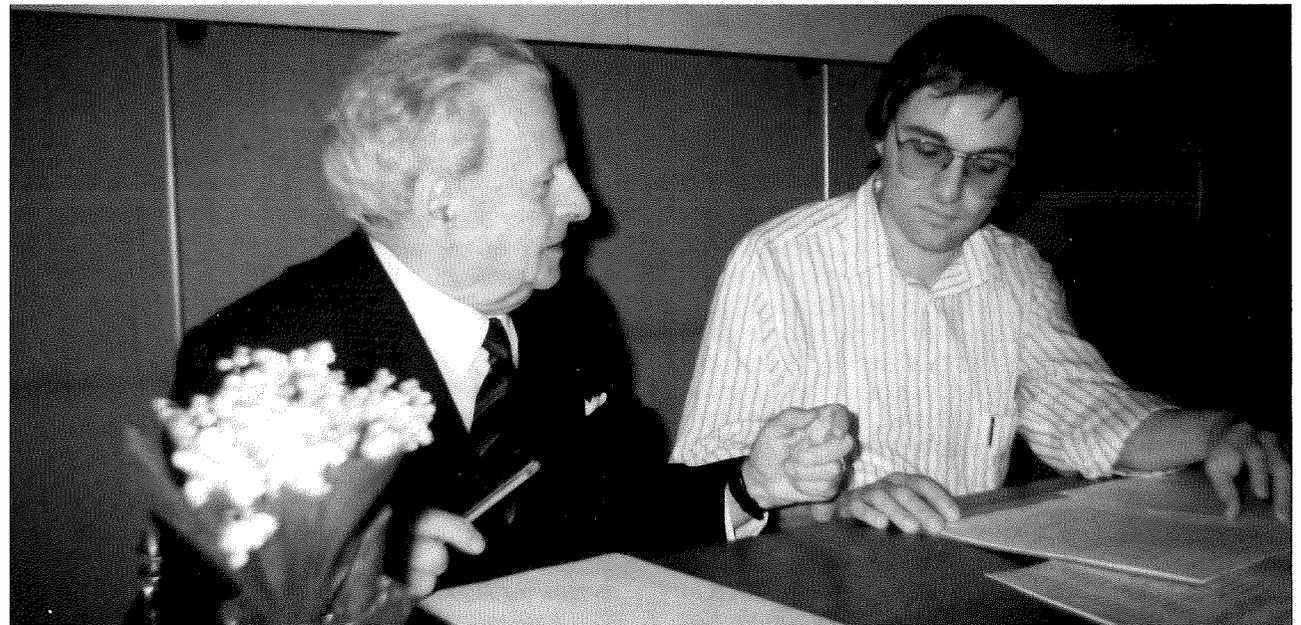
**Philosophisches Fachgespräch
mit Emmanuel Lévinas**

29. April – 1. Mai
Centre Culturel Saint-Thomas, Straßburg
50 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Gebhard Fürst
Franz Josef Klehr

Referenten:
Dipl.-Theol. Walter Lesch, Tübingen
Professor Dr. Emmanuel Lévinas, Paris
Dr. Ludwig Wenzler, Freiburg
Dr. Thomas Wiemer, Bonn

*Emmanuel Lévinas im Gespräch mit Ludwig Wenzler (oben)
und Walter Lesch (unten)*



Neue Zürcher Zeitung vom 17. Mai 1988

Grenzgänge des philosophischen Diskurses

Zu einer Tagung mit Emmanuel Lévinas in Straßburg von Dr. Christoph von Wolzogen

Seit der Antike gehört es zum Selbstverständnis der Philosophen, mit ihrer Rede Universalität zu beanspruchen, aber auch seit der Antike werden sie – wie in Platons ›Symposion‹ – durch die Gegenrede von Fremden in Atem gehalten. War vielleicht diese Tradition gemeint, als Martin Heidegger im vielzitierten »Spiegel«-Gespräch den französischen Denkern bescheinigte, »sie kämen mit ihrer Sprache nicht durch«? Jedenfalls hatte der jüdische Philosoph und Franzose aus Sympathie Emmanuel Lévinas schon 1961 mit seinem Werk *Totalité et Infini* einen glänzenden Gegenbeweis geliefert und auf seine ganz eigene und fundamentale Weise noch Heideggers Ontologie »überwunden«, indem er gegen deren »Nichts-Neues-Sagen«, das, »was die Alten schon meinten«, in einer gänzlich neuen »Optik«, nämlich im Licht des Fürden-Anderen, zur Sprache brachte.

Daß Lévinas inzwischen unbestritten auch in Deutschland zu den bedeutendsten Denkern der Gegenwart gezählt wird, ist vor allem dem Arbeitskreis um den Freiburger Religionsphilosophen Bernhard Casper zu danken, der sich seit etwa zehn Jahren regelmäßig mit dem französischen Philosophen zu Diskussionen trifft. Daran anknüpfend und aus Anlaß der Erscheinens der deutschen Übertragung von *Totalität und Unendlichkeit* hat die Katholische Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart auf Initiative ihres Referenten Franz Josef Klehr 1986 und 1987 Fachgespräche zum Werk von Lévinas veranstaltet. Bei der jüngsten Tagung (29. April bis 1. Mai) in Straßburg – dem, für ihn so sprichwörtlichen Ort an der Grenze – war nun der Philosoph selbst anwesend.

Dem besonderen Charakter dieser Arbeitstagungen entsprechend, lag den Teilnehmern die von Ludwig Wenzler besorgte Rohübersetzung eines Aufsatzes von 1985 vor: »Diachronie et représentation (Diachronie und Vergegenwärtigung)«. In ihm führt Lévinas, was er in seinen frühen Vorträgen »Die Zeit und der Andere« nur andeutete, »bis zum Ende: Das Mit-dem-Menschen-Sein ist Zeitlichkeit«. Und es wird deutlich, daß es vielleicht gar nicht so sehr auf den »Inhalt« ankommt – der nur allzuleicht der Gefahr von Erbaulichkeit ausgesetzt ist –, sondern auf die Art und Weise, wie Lévinas vorgeht, wenn er der Sprache ihren ursprünglich ethischen Sinn zurückgibt. In diesem Sinne vollzog Lévinas in seinem erstmals in deutscher Sprache vorgetragenen Beitrag über den Begriff der »Eigentlichkeit« unter dem Titel »Sterben-für« einmal mehr seine »verbindende Trennung« von Heidegger. Zwar »über-

zeugt, daß »Sein und Zeit« von 1927 »unverjährbar« sei, genauso wie ewige, seltene Bücher der Philosophie«, lautete der Grundgedanke seiner Intervention entschieden genug: »Eigentlichkeit und der Andere, das sind zwei unvereinbare Wege.« Der berühmten Seite 250 von »Sein und Zeit«, wo mit dem Tod als dem »eigensten Sein können ... alle Bezüge zu anderem Dasein gelöst« sind, hielt Lévinas Vers 23 von Samuel Kapitel 1 vor, wo es um eine Verbundenheit, stärker als der Tod, geht, »um über das Wesen der Liebe zu belehren, die gerade jenseits des rein quantitativen Begriffs der Intensität steht. (...) Das Menschliche des Sterbens für den Anderen, das Menschliche des Strebens für den Anderen, welches Verantwortung für den Anderen, der Sinn der Liebe selbst wäre, in der vielleicht das Ursprüngliche der Reflexivität, der Befindlichkeit liegt.« Und genau in der »Heiligkeit«, in dem, was Pascal Liebe »ohne Gelüste« nannte, sieht Lévinas »eine Utopie..., dem Dasein entrissen, dem Lebensraum, den Pascal nicht als Dasein des Menschen betrachtet...: Mein Platz unter der Sonne – damit habt ihr Beginn und Urbild der widerrechtlichen Besitzergreifung der ganzen Erde.«

Ist dieses »In-Ohnmacht-Fallen des Seins, das In-die-Humanität-Fallen ist«, möglicherweise – wie Walter Lesch ein gängiges Vorurteil zitierte – nichts als »Rhetorik«? Es ist für das Verständnis von Lévinas' Werk entscheidend, wie Thomas Wiemer – ausgewiesen als Übersetzer und bedeutender Interpret (Thomas Wiemer: *Die Passion des Sagens*. Zur Deutung der Sprache bei Emmanuel Lévinas und ihrer Realisierung im philosophischen Diskurs. Verlag Karl Alber, Freiburg i.Br. 1988) – unterstrich, dem »Grenzgang zwischen Gesagten (›dit‹) und Sagen (›dire‹)« zu folgen, dieser Bewegung fortgesetzte Revidierung (»Nie-Genug«), die bis in die Syntax eingeeht: Gedankenstriche ersetzen häufig Konjunktionen; ganze Sätze als »ein« Wort. Und schließlich sei das Ethische bei Lévinas nicht als Programm, sondern als »Passion«, als auf »eigene Kosten« zu Tragendes zu verstehen.

In gewisser Weise bedeuten diese drei Tage im Straßburger Centre culturel Saint-Thomas eine Zäsur und Neubeginn in der deutschsprachigen Auseinandersetzung mit Lévinas. Vor allem durch eine charakteristische, in einem Nebensatz eher angedeutete Akzentverschiebung des zentralen Themas – vielleicht, im Pascalschen Sinne, sich davon zu trennen, um nicht auf ewig davon getrennt zu sein, der endgültige »Ausstieg aus dem Griechentum«: »Das, was man mit dem nicht leicht annehmbaren Wort ›Ethik‹ bezeichnet, was so ein wenig bourgeois klingt – mir ist jetzt viel lieber, das Wort ›Heiligkeit‹ zu benutzen; ›Ethik‹ ist ein griechisches Wort, ›Heiligkeit‹ ist ein Wort der Bibel. Mein Versuch... ist, gerade in diesem Sinne nicht nur irgendeinen Teil des Menschlichen zu sehen, sondern im Verkehr mit dem Anderen.«

Edmund Husserl und Edith Stein



Leben »auf Vernunft hin« zum 50. Todestag Edmund Husserls

10. – 11. September
Weingarten
43 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr

Referenten:
Dr. Felix Belussi, Freiburg
Hans Rainer Sepp, Freiburg
Dr. Christoph von Wolzogen, Frankfurt/Main

Im Rahmen der Offenen Tagungen, die sich die Vergegenwärtigung herausragender Inhalte der philosophischen Tradition zum Ziel gesetzt haben, stand aus Anlaß des 50. Todestages die Beschäftigung mit Edmund Husserl an. Zugleich sollte das Feld bereitet werden für die Folgetagung am 8./9. Oktober 1988: »Von der Philosophie zur Kreuzeswissenschaft. Die Husserl-Schülerin Edith Stein«. Damit war auch ein Stück Wiedergutmachung der Folgen von Husserls Isolation durch die Nazionalsozialisten beabsichtigt. Denn Husserl wirkt zwar weiter in einer weltweit starken phänomenologischen Bewegung; in Deutschland hat er aber immer noch nicht jene Hochschätzung wiedererlangt, die er vor 1933 genossen hatte.



Von der Philosophie zur Kreuzeswissenschaft Die Husserl-Schülerin Edith Stein

8. – 9. Oktober
Weingarten
83 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Monika Rappenecker

Referenten:
Professor Dr. Josef Stallmach, Mainz
Dr. Karl-Heinz Lembeck, Trier
Dr. Lina Börsig-Hover, Benediktbeuren
Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, München
Ilse Baumann, Asperg
Friedemann Treutlein, Reutlingen

Bei Edmund Husserl war es der 50. Todestag, der Anlaß bot, sich mit seiner Person und seinem Werk zu beschäftigen. Edith Stein, seine Schülerin ist weit mehr bekannt durch ihren Lebensweg und ihre Spiritualität als durch ihr philosophisches Schaffen. Die kritische Einschätzung Edith Steins als Philosophin ist nach wie vor ein Desiderat der Edith-Stein-Forschung. Die Philosophin Edith Stein und ihre philosophischen Schriften einem größeren Publikum näherzubringen, war Ziel der Tagung.

»Wer die Wahrheit sucht, der sucht Gott, ob es ihm klar ist oder nicht«, so kann Edith Stein im Rückblick auf ihren eigenen Lebensweg sagen. Die Frage nach der Wahrheit entspringt einem ursprünglichen Interesse nach verlässlicher Lebensorientierung: sie ist eine Grundfrage des menschlichen Lebens. Diese Grundfrage begleitete Edith Stein von Jugend an. Auf der Suche nach Wahrheit wandte sie sich vom angestammten Judentum zum Atheismus. Edith Stein studierte in ihrer Vaterstadt u.a. Psychologie, weil sie die Grundlagen und den Sinnzusammenhang der menschlichen Existenz erforschen wollte. Sie stieß dabei aber auf die naturwissenschaftliche, mechanische Methode, eine »Psychologie (...) ohne Geist«. Durch dieses Urteil bestätigt, hatte Edith Stein nur noch den Wunsch, Breslau zu verlassen und bei Edmund Husserl in Göttingen weiter zu studieren. Sie beschreibt ihre Situation wie folgt: »In meinem vierten Semester bekam ich den Eindruck, daß Breslau mir nichts mehr zu bieten hätte und daß ich neue Anregungen brauche ... Es drängte mich fort ... Ich wußte ... niemanden, der mir raten konnte. Und so suchte ich mir ganz getrost selbst meinen Weg.« Die Philosophie – näherhin die Phänomenologie Husserls – versprach weiterzuführen. Husserl mühte sich um eine Wiederentdeckung des Geistes, um eine saubere Geisteswissenschaft.

Das Denken Edith Steins entwickelt sich fortschreitend »von der Philosophie zur Kreuzeswissenschaft«. »Das Streben nach Wahrheit in Leben und Philosophie führt (Edith Stein) zur Anschauung der Wahrheit selbst, zur seligen und mystischen Schau ... (Ihr Weg dorthin läßt eine Gliederung in drei Perioden zu. Grundlage der ersten Periode ist ihre Liebe zur Wahrheit und der Wille, das Erkannte umzusetzen und sich erneut auf die Suche zu begeben ... Die Grundlage des Forschens in der zweiten Periode ist die natürliche Vernunft. Als einzig rechtmäßige Erkenntnisquelle läßt (Edith Stein) die natürliche Erfahrung gelten. In dieser Zeit beschäftigt sich Edith Stein eingehend mit der geistigen Struktur des Menschen. ... Ihrer dritten philosophischen Schaffensperiode verdanken wir ihr Hauptwerk »Endliches und ewiges Sein«. Hatte in der zweiten Periode ausschließlich die natürliche Erfahrung und die natürlich beweisbare Wahrheit Geltungswert, so wird nun die offenbarte Wahrheit Maßstab aller Wahrheit. Die Offenbarung wird als Ergänzung zur eigenen Vernunft herangezogen.« (L. Börsig-Hover).

»Vom Standpunkt ... des wissenschaftlichen Philosophierens, insbesondere auch vom Standpunkt des phänomenologischen Forschungsprogramms her, bedeutet diese Entwicklung allerdings einen großen Verlust. Die Philosophie begibt sich weitgehend ihrer Diskursfähigkeit, wenn sie sich Kriterien zu eigen macht, die sich gerade durch ihren radikalen Mangel an Einsichtigkeit auszeichnen ... Sollte man ... die Probleme an andere Instanzen delegieren wollen, so ist das erlaubt; nur käme dies einem Abschied von der Philosophie gleich, einem Abschied, den man persönlich zwar nehmen kann, der aber selbst schon nicht mehr philosophisch ist.« (K.-H. Lembeck).

Dem Weg, der Edith Stein aus dem öffentlichen Leben in die Stille des Karmels führte, entspricht eine Entwicklung von der Philosophie weg zur Kreuzeswissenschaft, eine Entwicklung, die ihr Denken angestoßen durch die Beschäftigung mit Thomas von Aquin nahm. Die Entscheidung, ob und wenn ja wann Edith Stein aufhörte, Philosophin zu sein, und ab welchem Zeitpunkt sie zur Theologin und Mystikerin wurde, muß offen bleiben.

Hier fällt die Entscheidung je nach dem Standpunkt des Betrachters.

Materialien 4/88 (E. Husserl), 6/88 (E. Stein).



»... was noch niemals geschehen ist«

Reinhold Schneiders Friedensethik

12. – 13. November
Stuttgart-Hohenheim
71 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr

Referenten:
Hans Jürgen Schultz, Stuttgart
Dr. Karl-Josef Kuschel, Tübingen
Prof. Dr. Ekkehard Blattmann, Bochum

Am 22. Oktober 1988 verabschiedeten in Stuttgart 120 katholische, evangelische und freikirchliche Delegierte des »Ökumenischen Forums über Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung« einstimmig eine Erklärung. Dieser Schritt gehört zum Weg des Konziliaren Prozesses, also zum Weg auf jenen Friedensaufruf hin, der von einer Weltkonferenz aller Christen in Seoul im Jahre 1990 ergehen soll.

So wichtig es sein mag, daß sich neben den Bemühungen moderner Konfliktforschung und des politischen Krisenmanagements die vielen Stimmen der Christen zusammenschließen, um mit einer Friedensstimme zu sprechen, so wichtig bleibt die Friedensstimme des einzelnen, dessen Gewissen Quellort des Friedens ist, »darin der Frieden unversehrbar ruht« (Reinhold Schneider). Eine solche Friedensstimme war vernehmbar in Reinhold Schneiders Paulskirchenrede von 1956 mit dem Appell, »daß geschehen muß, was noch niemals geschehen ist«.

Im Zusammenhang der kirchlichen und gesamtgesellschaftlichen Friedensdiskussion stellte die Tagung die Frage, welches realpolitische Gewicht der Gewissensstimme des einzelnen zukomme.

Nach *Hans Jürgen Schultz* antwortet Schneider auf die gestellte Frage so, »daß Friede in und bei uns selber beginnen müsse. Unser Verhalten im Alltag, in der Familie oder im Beruf oder im Straßenverkehr, kann eine Mikrologie des Friedens von globaler Auswirkung werden. ›Seelenfriede‹ und ›Weltfriede‹ korrespondieren miteinander. Wie die furchtbaren Waffen, die unsere Ära bestimmen, rückschließen lassen auf den geistigen und sittlichen Grundriß, auf dem sie erfunden wurden, so wird an künftigen Formen des Lebens und Zusammenlebens wie an einem Prisma erkennbar werden, ob unsere Generation der Einberufung zum Frieden oder der zum Kriege gefolgt ist. Mit Reinhold Schneider warb Hans Jürgen Schultz um »ein Vertrauen, das sich nicht auf schon gemachte Erfahrungen gründet, sondern das zu unwahrscheinlichen ungeahnten Erfahrungen bereit ist«.

Im »Winter in Wien« sagt Reinhold Schneider: »Christus ist nicht der Ordner der Welt. Er ist unsere tödliche Freiheit.« Und in der Frankfurter Friedensrede formuliert er: »Oft ist gesagt worden, der Verzicht auf Waffen fordere den Krieg heraus und lasse die Verzichtenden des Mordes schuldig werden; aber wir wissen mit Bestimmtheit

nur, daß wir nicht töten sollen, nicht, wie die Geschichte unsere Gewaltlosigkeit beantworten wird.«

Solche Worte mögen denkbar sein im Mund einzelner Christen. Sind sie es auch als Stimme der gesamten Christenheit? Sind sie denkbar als Stimme der verfaßten Institution Kirche und ihrer Amtsträger? Wie steht es, so fragte *Karl Josef Kuschel*, um die Friedensfähigkeit der Kirche als ganzer? Ihre Päpste erhoben Anspruch auf Macht und sahen sich so vor das Problem gestellt, ob »Macht und Machtausübung geheiligt werden können«. Kuschels motivgeschichtliche Untersuchung wies nach, wie Schneider vom Frühwerk bis zum Spätwerk von dieser Frage umgetrieben wird. Sein Schwanken zwischen Papstverehrung, Papstutopie und Papstkritik spiegelt Irrwege und Widersprüche der eigenen Biographie wider, in die Reinhold Schneider je nach tagespolitischer Situation geraten war. Aber je länger er in unheilbaren, verzehrenden Konflikten leben muß, desto klarer entwickelt er eine genuin christliche Dialektik von der »Gnade des Unglücks« – ganz im Sinne Martin Luthers, »daß wir vernichtet werden müssen, wenn wir gerettet werden sollen«. Nach Reinhold Schneider ist es die Dramatik unveröhnlich gegeneinander aufgeworfener Sendungen, die Innozenz III. und Franz von Assisi ausstrahlen.

Trotzdem wagt Schneider nach Kuschel mit seiner Gestalt des Papstes Coelestin V. die Utopie »eines radikal veränderten Papsttums, das anders ist als das geschichtlich erfahrene, ... das aus christlichem Geist radikalste papstkritische Stück der deutschen Literatur, vergleichbar nur mit Ignazio Silones Coelestin-Stück ›Abenteuer eines armen Christen‹. Ein Stück tiefer in seiner Papstkritik als des Erasmus von Rotterdam Papstsatire auf Julius II., tiefer auch als Hochhuths ›Stellvertreter‹ (der gerade keine Tragik des Papstes zuläßt, sondern nur noch Versagen kennt), tiefer auch als alle Papstsatiren und Papstutopien der Gegenwartsliteratur. Was Innozenz bei Schneider nur zu denken wagte, hier ist es vollzogen: der Rücktritt des Papstes, der Machtverzicht um Christi willen. Das Stück wirft damit grundsätzlich die Frage auf, ob ein Heiliger herrschen könne auf Erden und welche Gestalt seine Herrschaft haben müsse. Ja, er stellt allen Ernstes die Frage, ob man beides sein könne: radikal Christ und Papst zugleich? Können Macht und Machtausübung christlich geheiligt werden?«

Mit neuesten Forschungsergebnissen zur Chronologie

des »Falles Reinhold Schneider« und zur Verstrickung des Dichters in die Zeitgeschichte der Wiederbewaffnung der Bundesrepublik Deutschland bewies *Ekkehard Blättmann*, was es konkret bedeuten kann, wenn ein Christ zwar zum Narren zwischen allen Fronten werden und politisch scheitern muß, trotzdem aber in seiner tödlichen Freiheit, lieber zu sterben als zu fluchen und zu töten, unwiderlegt bleibt.

Auf solchen Denkwegen gelangte die Tagung mit ihrer Frage nach dem realpolitischen Gewicht des Gewissens des einzelnen sowohl zu einem sehr differenzierten Politikbegriff wie auch zu einem sehr befremdlichen Reinhold-Schneider-Bild. Der Politiker als der Macher muß politische Programme umsetzen und wird dabei notgedrungen schuldig, indem er sich unbescheiden, unbußfertig und egoistisch durchsetzt. Ihm steht der nonkonformistische Poet und Prophet gegenüber, der für sich in das Dunkel der Freiheit (und damit auch Unfreiheit) gehen mag und bei solcher humanen und christlichen Radikalität praktikable Politik schuldig bleibt. Eine realpolitische Systematik des gewaltlosen Gewissens gibt es nicht; trotzdem ist es unverzichtbar. Den schuldlosen Träger des reinen Gewissens gibt es nicht; trotzdem ist er unersetzbar.

»Der sich befriedende, der von Gott befriedete, der in seiner Schuld seiner Würde, in seiner Verfehlung seiner Verantwortung wieder inne gewordene Mensch kann und darf allein der Träger zukünftiger Geschichte sein.«

Reinhold Schneider

Rast auf der Flucht in Ägypten

Diese, die noch eben atemlos
flohen mitten aus dem Kindermorden:
o wie waren sie unmerklich groß
über ihrer Wanderschaft geworden.

Kaum noch daß im scheuen Rückwärtsschauen
ihres Schreckens Not zergangen war,
und schon brachten sie auf ihrem grauen
Maultier ganze Städte in Gefahr;

denn so wie sie, klein im großen Land,
– fast ein Nichts – den starken Tempeln nahten,
platzten alle Götzen wie verraten
und verloren völlig den Verstand.

Ist es denkbar, daß von ihrem Gange
alles so verzweifelt sich erbost?
und sie wurden vor sich selber bange,
nur das Kind war namenlos getrost.

Immerhin, sie mußten sich darüber
eine Weile setzen. Doch da ging –
sieh: der Baum, der still sie überhing,
wie ein Dienender zu ihnen über:

er verneigte sich. Derselbe Baum,
dessen Kränze toten Pharaonen
für das Ewige die Stirnen schonen,
neigte sich. Er fühlte neue Kronen
blühen. Und sie saßen wie im Traum.

Aus: Rainer Maria Rilke. Das Marienleben, Insel Verlag



Roland Peter Litzener, 1954

Rilke – Hindemith »Das Marienleben«

Hohenheimer Musikforum

23. – 25. September
Stuttgart-Hohenheim
45 Teilnehmer
55 Konzertbesucher

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr

Referenten:

Prof. Dr. Richard Exner, Santa Barbara/USA
Dr. Karl-Josef Kuschel, Tübingen
Dr. Giselher Schubert, Frankfurt/M.

Ein bedeutendes Liederwerk

Rilkes Marienleben in der Vertonung von Paul Hindemith als Thema eines Hohenheimer Musikforums

Ein Hohenheimer Musikforum stellte im Haus der Diözesan-Akademie die Vertonung von Rainer Maria Rilkes (1875-1926) Dichtung »Das Marien-Leben« durch Paul Hindemith (1895-1963) vor. »Das Marienleben« ist nicht nur das bedeutendste Liederwerk Hindemiths, es wurde auch nach seiner Veröffentlichung 1924 als programmatisches Hauptwerk der neuen Musik überhaupt verstanden. Paul Hindemith selbst sagt zur Neufassung des Zyklus von 1948: »Hatte ich mit dem Marienleben mein Bestes gegeben, so war dieses Beste trotz aller guten Absichten noch nicht gut genug, um ein für allemal als gelungen beiseite gelegt werden zu können. Ich begann ein Ideal von möglichst vollkommener Musik zu erschauen, das ich dereinst zu verwirklichen imstande sein würde, und ich wußte, daß von nun an das Marienleben mich auf diesem Weg leiten und mir zugleich als Maßstab für die Annäherung an das Ideal dienen würde.«

Seit Heinrich Imhofs Studie über Rainer Maria Rilkes Gottesbild als Spiegelung des Unbewußten (Rilkes »Gott«, Heidelberg 1983) wurde gegen das »religiöse Genie Rilke« jener Kunst-Mystiker Rilke ausgespielt, der versucht, ursprünglich mit Gott verbundene Symbole von Gott abzulösen und sie »der Reihe nach auf die Mutter Maria, dann auf den Menschen und schließlich auf sich selbst zurückzunehmen«. Rilkes »Marien-Leben« von 1912 sollte samt seiner kongenialen Vertonung durch Paul Hindemith darauf geprüft werden, wie weit »der Dichter unbedenklich die aus dem religiösen Bereich stammende Marienfigur in seine psychologische Aussage einspannt« und wie weit Raum bleibt für eine davon nicht beeinträchtigte religiöse Deutung des Werkes.

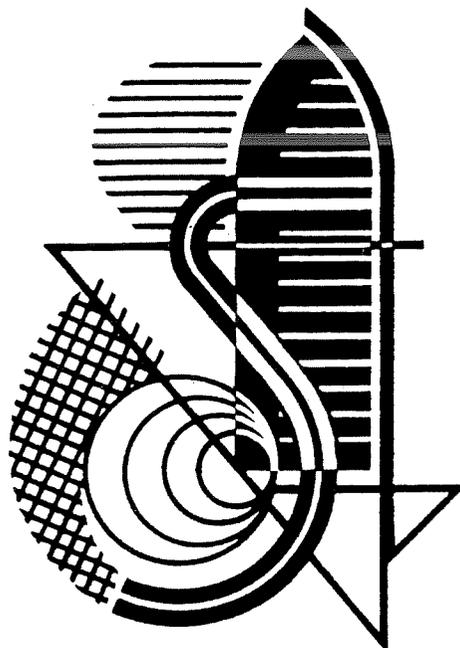
Prof. Dr. Richard Exner (University of California, Santa Barbara), Rilke-Forscher und Lyriker, sah zwar die Entstehung des Marien-Lebens Rilkes von vielerlei Anlässen und Einflüssen begleitet, betonte aber doch den einzigartigen Impuls der Marien-Ikonographie, der sie sich verdanken. Das

Marien-Leben ist einer Bildtradition verpflichtet, deren Festlegung bereits im Malerbuch vom Berg Athos erfolgte und die Rilke bis in die ihm bekannten Gemälde venezianischer Meister des 18. Jahrhunderts aufspüren konnte. Schon in der Aufnahme dieser Bildtradition übernimmt Rilke darin eingeschlossene religiöse Aussageweisen und Glaubenshaltungen: Das Bild ist – wie bei der Ikone – vorgegeben, aber erst der Schauende selbst vollendet das Bild.

Mater dolorosa

Dr. Karl-Josef Kuschel (Tübingen) ging in der zeitgenössischen Literatur dem Mater-dolorosa-Motiv auf die Spur. Der Schmerzensmutter war in den Texten und Liedern des Gottesdienstes gedacht worden; jetzt erschien sie im Leben und Werk von Dichtern, zwar aus dem kirchlich-liturgischen Kosmos herausgerissen, dafür aber eingepflanzt in die Passionsgegenwart von Dichtern. Georg Trakl, Ernst Toller und Rainer Maria Rilke benennen mit der Mariengestalt der Sieben Schmerzen das eigene Lebensschicksal, Gertrud von le Fort entfaltet an ihr marianisch die Dialektik der Ohnmacht und Macht, für Heinrich Böll und Kurt Marti wird sie zum Signal der Befreiung aus Zweckrationalität, Unterdrückung und Unrecht.

Zum Dienst der Tagung am verstehenden Hören gehörte auch der Überblick über ein marienkundliches Bild- und Wortfeld, das sich vom Altertum bis zur Gegenwart dehnt. Damit war das Ziel des Musikforums erreicht: Ein verstehendes Hören von Rilkes Marien-Leben in der Vertonung von Paul Hindemith, dargeboten von den Münchener Künstlern Hanna Aßmus, Sopran, und Karl Hager, Klavier, und eine umfassende Würdigung dieses herausragenden marianischen Werkes. (zfr)



Graphik: Paulfried Martens

Hohenheimer Symposion zur Christlichen Pädagogik 1988

Sprachloser Glaube

Wissenschaftliches Fachgespräch
22. – 24. Februar
Stuttgart-Hohenheim
19 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr

Referenten:
Dr. Hermann Boventer, Bergisch Gladbach
Professor Dr. Wilhelm Gössmann, Düsseldorf
Professor Dr. Dr. Franz Pöggeler, Aachen
Professor Dr. Ralph Sauer, Vechta

Deutsche Tagespost vom 10. März 1988

Verelendung der religiösen Sprache

Tagung in Hohenheim: Sprachloser Glaube
Von Hermann Boventer

Sobald einer mit dem, was er sagt, unglaublich wirkt, geht das Vertrauen verloren. Sprache und Glaubwürdigkeit gehen ein sehr enges Verhältnis ein. Die Sprache bringt es an den Tag, wie es um den Menschen und sein Wort steht. Die Sprache offenbart, wie es um den Glauben derjenigen steht, die das Wort verkündigen und es zu leben vorgeben. Von der Sprachlosigkeit und der Sprachnot in der Vermittlung der christlichen Glaubensbotschaft handelte ein wissenschaftliches Fachgespräch in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Die Tagung zählte zur Reihe der Hohenheimer Symposien zur Christlichen Pädagogik und hatte den Titel »Sprachloser Glaube?«

Gewiß sind Glaube, Kirche, Religion heute nicht sprachlos geworden, wenn wir die Worte und vielen Reden zählen, die gewechselt werden. Doch gerade unter der Decke der Wortblossenheit und des Schönredens breitet sich eine Verelendung der Sprache aus, die für den Glauben und die Glaubensbotschaft tödlich sein kann.

Es war gut, daß die Tagung mit den literatur- und sprachkritischen Beobachtungen von Professor Wilhelm Gössmann (Düsseldorf) eingeleitet wurde. Gössmann gehört zu den unbequemen Mahnern, die schon seit vielen Jahren den Mangel an ästhetischer und sprachliterarischer Sensibilität in der katholischen Kirche nicht hinnehmen wollen. Er »träumt« von einem Institut zur Erforschung der religiösen Sprache und Kommunikation. Gebete zu formulieren, meinte Gössmann, das hielten heute viele Theologen oder Religionspädagogen für eine unangemessene Beschäftigung. In Wirklichkeit seien sie nicht mehr imstande, den Graben zwischen der Wissenschaft und ihrem geistlichen Leben zu überbrücken.

Jesus »spricht«. Glauben heißt, sich von einem Wort führen zu lassen. Die Sprache der Predigt und des geistlichen Sprechens bildet das Lebenswerk von Johann Michael Sailer, der im achtzehnten Jahrhundert als Priester, Erzieher und Schriftsteller den lebendigen Kontakt mit den Menschen und der Zeit gesucht hat. Sailer sieht die Eigentümlichkeit der »pastoralen« Sprache in einer möglichst großen Übereinkunft mit der Sprache des Evangeliums. Die religiös-geistliche Sprache ist für ihn ein fortlaufendes Erzählen in der Bezeugung der Botschaft Jesu. »Wer Religion hat, wird Poesie lehren.« Das Wort von Friedrich Schlegel kennzeichnet die Sprachkraft Sailers, der sich damals ähnlich wie wir heute gegen den Aufklärungsgeist wenden mußte und eine Evangelien-sprache,

eine Herzenssprache der christlichen Predigt und des religiös-geistlichen Sprechens in die katholische Kirche einzuführen suchte. Dabei hat er von protestantischen Predigern viel gelernt.

Der Hinweis auf Johann Michael Sailer zeigt, wie alt die Schwierigkeit in der Kirche ist. Die Kirchensprache ist zu wenig Menschensprache, wenn sie sich in erstarrten Worthüllen darbietet. Gössmann meinte: »Das eigentliche Problem ist die sprachliche Glaubwürdigkeit.« Glaubwürdigkeit sei wichtiger als Wahrheit. Die Wahrheit solle heute wahr sein durch Glaubwürdigkeit und die Glaubwürdigkeit glaubwürdig durch Wahrheit. Was heißt das für ein Sprechen von Gott, Glaube und Kirche in der Erziehung oder im Elternhaus?

Man kann auch reden, wenn man nichts erfahren hat, und das ist dann Gerede, Phrase, Klischee. Was einer empfunden und innerhalb erlebt hat, das gelangt in der Sprache zum Ausdruck. Das Zeugnisgeben ist die wichtigste Form der Evangelisierung. Die Glaubwürdigkeit verlangt mehr christliche Redlichkeit und Aufrichtigkeit. Im Gefolge der Aufklärung schrieb schon damals Johann Peter Hebel: »Wir haben unsere Gebete und Predigten von der alten Dogmatik gereinigt, reinige Gott auch unseren Stil von allem Schlendrian des Ausdrucks, von allem Hinüberdrehen ins Homiletische und Geistliche und Biblisch-Paulinische.«

Professor Franz Pöggeler (aus Aachen) sprach in Hohenheim zum Generationsdialekt der Jugend und zum Konfessionsdialekt der Kirchen unter dem Titel »Über alles sprechen können«. Der Verfasser dieses Berichts referierte über »Die christliche Glaubensbotschaft, die säkularen Medien und die religiöse Sprachnot«. Professor Ralph Sauer (Vechta) bündelte abschließend die Beobachtungen aus der religionspädagogischen Sicht in seinem Vortrag »Die Sprachnot in der Glaubensvermittlung«.

Pöggeler stellte die Kirchensprache der heutigen Jugendsprache gegenüber. Es geht nicht um Versuche von der Art, die Evangelien in die Teenager-Sprache zu übersetzen. Die modischen Zugeständnisse sind meistens zu groß und auch kurzlebig. Sprachformen sind Stil- und Lebensformen. Was den Jungen heute »hoch« und »heilig« ist – Pöggeler erinnerte an die gleichnamige Ausstellung von Jugendobjekten auf dem Aachener Katholikentag – hat etwas mit dem Leben und ihren Lebensmustern zu tun. Sehr viele Begriffe werden aus der Technik-Sphäre genommen. Im Gespräch darf über »alles« gesprochen werden, nicht ehrfurchtslos, aber angstfrei und in Rede und Gegenrede. Ein direktes, freiheitliches und offenes Sprechen von dialogischer Struktur wehrt sich gegen Tabuisierungen von Fragen und Dogmen, was auch die religiösen Fragen einschließt. Das apodiktische, hierarchische, quasi-sakrale Sprechen stoße auf wenig Gegenliebe. Glaube ist öffentlich. Das ist er in der Schule und Erziehung. Das ist er vor allem im öffentlichen Sprechen der Kirche über

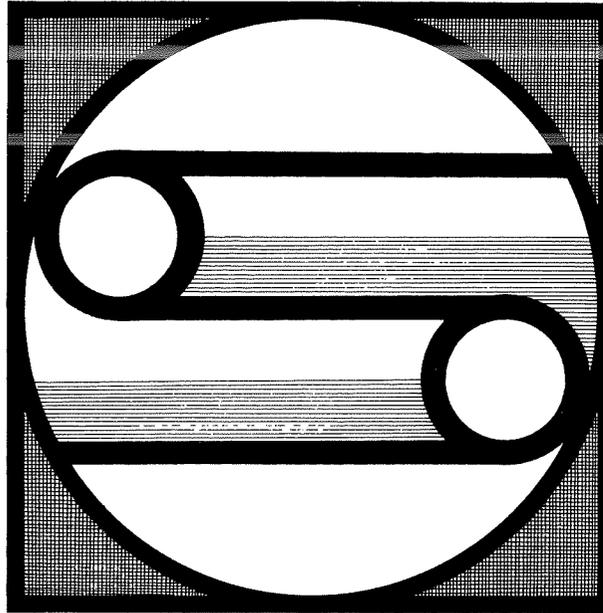
das gedruckte und gesehene Wort und Bild in den modernen Medien. Die Sprache ist gewissermaßen das Medium aller Medien. Wenn die religiöse Mitteilung »notleidend« wird, muß das auch etwas mit der Sprache in der Öffentlichkeit zu tun haben. Religiöse Sprachnot zeigt sich beispielsweise an Vorgängen des religiösen Verstummens in der Öffentlichkeit und Alltagskultur. Tischgebete werden immer seltener. Religion und Religiöses privatisieren sich aufgrund der Säkularisierungsprozesse.

Es wäre sicher falsch, den Niedergang ausschließlich auf Sprachstörungen zurückzuführen. Wenn den kirchlichen Medien und Predigern das Publikum davonläuft, hat das viele Gründe. Eine Wohlstandsgesellschaft braucht Gott nicht mehr. Die Verweltlichung ist tief in die Kirchen eingebrochen. Hans Maier, Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, hat kürzlich die katholischen Christen in der Bundesrepublik als »dünnhäutig, ängstlich, zweiflerisch und unsicher« gekennzeichnet. Die Glaubenswürdigkeit der religiösen Sprache in einer säkularen Welt ist unter solchen Voraussetzungen schwierig geworden. Vor allem liegt heute der Weltauftrag der Christen im argen. Die Sprache hat in den modernen Massenmedien eine welt- und wirklichkeitsgestaltende Kraft. Die Sprachlosigkeit des Glaubens trifft den Weltauftrag an einer besonders empfindlichen Stelle.

Der christliche Glaube ist in der Öffentlichkeit weitgehend zum Ort eines »betretenen« Schweigens geworden, und das liegt nicht daran, daß man es den Christen verbietet, öffentlich von Gott zu sprechen. Ein Prozeß der Selbst-Säkularisierung ergreift die Kirchen, und wie den Herausforderungen in religionspädagogischer Hinsicht zu begegnen ist, das wirft mehr Fragen auf als Antworten jetzt schon möglich scheinen. Die Evangelisierung und das Christentum haben in besonderer Weise eine kommunikative Kompetenz des Menschen zur Voraussetzung. *Communio* kommt von *Communicatio*. Das heißt, die Gemeinschaft im Geist und Heiligen Geist hat die Kommunikation – auch moderne Massenkommunikation – zum Gegenstand. Hinter den Sprachbarrieren verschanzt sich der Mensch und auch eine Institution wie die Kirche allzugerne.

Jean-Marie Kardinal Lustiger, Paris, hat unlängst in einem Beitrag über die geistliche Dimension Europas anlässlich der bevorstehenden Zweihundertjahrfeier der Französischen Revolution die Aufgabe dahingehend beschrieben: »Wir müssen in unserer Verkündigung die Freiheit der Kinder Gottes neu entdecken. Die Aufgabe für heute lautet, die menschliche Freiheit neu zu evangelisieren.«

Eine Tagungsdokumentation ist in Vorbereitung:
Hohenheimer Protokolle Band 29.



Design: Dieter Grob

Fortschrittstheorie und Fortschrittskritik in der Moderne

**Studientage für Studenten und philosophisch
Interessierte**

8. – 10. März
Weingarten
20 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr

Referenten:
Karl Heinz Delschen, Köln
Jochem Gieraths, Stuttgart

Mit *Karl Heinz Delschen*, Köln, und *Jochem Gieraths*, Stuttgart, den Autoren des Sammelbandes »Philosophie der Technik. Die Technikdiskussion in der Philosophie des 20. Jahrhunderts«, Frankfurt-Berlin-München (Diesterweg-Verlag in der Reihe Praxisthemen Philosophie) 1982, sollte die Arbeit an philosophischen Texten mit Studenten fortgesetzt werden. Bei der Auswahl der themenbezogenen Texte war auch der Gesichtspunkt leitend, in der Praxis zu erproben, ob sie sich, zu einem ähnlichen Buch wie das oben genannte zusammengestellt, für den Gebrauch in philosophischen Arbeitsgemeinschaften (Schule, Erwachsenenbildung, Universität) eignen. »Fortschrittstheorie/Fortschrittstechnik« war dabei die folgerichtige Weiterführung des Technik-Themas.

Die behandelten Texte

Peter Sloterdijk, *Neuzeit als Mobilmachung*, in: FAZ-Magazin vom 30.10.1987, 60–76.

Eine anregende Einstiegslektüre, als Analyse der tempobesessenen Moderne eher von journalistischem als von philosophischem Wert: Der moderne Mensch glaubt, daß er sein Leben inmitten der zu machenden Natur lenkt; daß es so kommt, wie er plant; daß es nichts gibt, was sich ihm schenkt; mit Blick auf die Technologiefolgen gesteht der postmoderne Mensch, daß der Fortschritt sich mit der Katastrophe vermengt.

Jean-Jacques Rousseau, *Natur und Fortschritt*, Schriften in zwei Bänden, herausgegeben von H. Ritter, München, 1978, Band 1, 198-299 passim.

Dem Menschen spricht Rousseau im Unterschied zum Tier die Möglichkeit der eigenen Perfektibilität zu. Auf dem Weg vom wilden zum gesitteten Wesen bringt es der Mensch zu einer Verstandeskultur, die Rousseau als eine Kultur des Scheins bestimmt. Auf diesen antwortet er mit Kritik und der Hoffnung, technische Entwicklung und menschliche Glückseligkeit wieder versöhnen zu können (»Zurück zur Natur!«).

Auguste Comte, Ordnung und Fortschritt,

in: Plan der wissenschaftlichen Arbeiten, die für eine Reform der Gesellschaft notwendig sind, München 1973, 35-153 passim.

Der gesellschaftlichen und politischen Krisis seiner Zeit versucht Comte mit einer Gesellschaftstheorie zu begegnen, die er nach mathematisch-naturwissenschaftlichem Modell unangreifbar zu begründen meint. Ein solcher Plan der Reorganisation der Gesellschaft mag zwar der ideologischen Auseinandersetzung entzogen sein, ergibt aber eine Auffassung von Politik, die die Individualität der positivistischen Praxis opfert.

Odo Marquard, Angst und Fortschritt,

in: Futuristischer Antimodernismus. Bemerkungen zur Geschichtsphilosophie der Natur, in: Oskar Schwemer (Hrsg.), Über Natur, Frankfurt/M. 1987, 91-104.

Gegen jede Geschichtsphilosophie, der er Geschäftemacherei mit der Angst vorwirft, verhält sich Marquard »modernitätsaffirmativ«: er bejaht »die moderne Welt, weil in ihr – auch und gerade in ihr – der Mensch das sein kann, was er immer war und ist und sein wird, nämlich – auf je eigenem Wege zur Humanität – Mensch«.

Eine Situationsanalyse, die Berücksichtigung von Kultur, Religion und Sitte in ihrer geschichtlichen Bedingtheit, eine Kritik der Technikfolgen und der medial verstellten Wirklichkeit fehlen.

Johann Baptist Metz, Wider die zweite Unmündigkeit. Zukunft und Aufklärung: Ein Vortrag zum Verhältnis von Moderne und Christentum,

in: FAZ vom 15. Dezember 1987.

Der Autor kritisiert das Anwachsen einer nicht erkannten bzw. verschmerzten Unmündigkeit. Wie kann Aufklärung wiedergewonnen werden? Welche Rolle spielt dabei die (christliche) Religion, die weder die Autonomie des aufgeklärten Menschen in Frage stellen noch in religiöse Unmittelbarkeit abdriften darf?

Hermann Krings, Evolution und Revolution. Zwei Interpretamente in der modernen Welt,

in: R. Löw, P. Koslowski, Ph. Kreuzer (Hrsg.), Fortschritt ohne Maß? Eine Ortsbestimmung der wissenschaftlich-technischen Zivilisation, München 1981, 41-47.

Krings reflektiert die Geschichte der Methodenvernunft. Er sieht die Entwicklung der Vernunftidee zusammen mit der neuzeitlichen Fortschrittstheorie. Descartes und Bacon methodisieren das Denkvermögen zuungunsten der Einbildungskraft und bereiten so Comtes empirischen Positivismus samt der sich darauf aufbauenden modernen Technikentwicklung vor. Inzwischen schlägt eine verdinglichte Methodenvernunft auf den Anwender zurück. Orientierungswissen wird nicht mehr geliefert. Woher beziehen wir Vernunftmaßstäbe für das Handeln? Wie ist Sittlichkeit (sittliche Selbstbehauptung in Freiheit) vernünftig begründbar?

Da sich die Teilnehmer des Seminars nicht nur aus Studenten, sondern auch aus älteren philosophisch Interessierten zusammensetzten, konnten nicht nur Texte auf ihre Brauchbarkeit in einem philosophischen Lehrbuch geprüft, sondern auch das allenthalben aufgetragene Gespräch zwischen den Generationen eingeübt werden. Da Ältere ihre reiche vorwissenschaftliche Erfahrung in die Analysen einbrachten, die seminargeübten Studenten jedoch ihre Stärke in der philologisch genauen Erfassung der Eigensprache der Autoren hatten, profitierte die Tagung von dieser Spannung. Unsere Bedrohung durch katastrophale Technikfolgen stellten Textanalysen und Gespräche ständig vor Augen. So sehr angestauter Handlungsbedarf versucht ist, sich in schnelle Notprogramme umzusetzen, erwies sich die philosophische Beschäftigung mit den Problemen als unersetzlich. Sie hilft bei der Aufarbeitung einer Geschichte von Verdrängungen und widerspricht zu einfachen Antworten. Außerdem stellt die Philosophie radikaler als jede andere Instanz die Frage nach vernünftigen Zielen.

Mit Leitfragen versehen, wie sie von den Referenten ins Seminar eingegeben wurden, werden sich die ausgewählten Texte als Gesprächsanreger bewähren. Es soll 1989 im Klett-Verlag erscheinen: Karl Heinz Delschen/Jochem Gieraths, Fortschrittstheorie und Fortschrittskritik in der Moderne, 2 Bde.



Arthur Schopenhauer, geb. am 22. Februar 1788

Leben als Leiden

Zur Philosophie Arthur Schopenhauers

27. – 28. Februar
Stuttgart-Hohenheim
75 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr

Referenten:
Dr. Rüdiger Safranski, Berlin
Professor Dr. Alfred Schmidt, Frankfurt
Professor Dr. Dr. Hans Peter Balmer, Augsburg

Neben dem äußerlichen Jubiläumsanlaß (200. Geburtstag) führten innere Gründe zur Beschäftigung mit Schopenhauer:

New Age, das den Leib als Ausgangspunkt nicht des Denkens, wohl aber des Fühlens/Spürens wählt, braucht die Korrektur eines Denkens, das gegen den Weltgeist-Denker Hegel den Leib als Urgegebenes wahrnimmt, aber keine Erlösung durch den Leib erwartet (vgl. Tagung September 1987).

Das Leid hatte Ulrich Horstmann (vgl. Tagung Januar 1985) beantwortet mit der Formel vom »Untier Mensch«, der sich selbst zerstört. Geschah dies zu Recht unter Berufung auf Schopenhauer? blieb dieser beim Entsetzlichen stehen?

Welche religionsphilosophische Bedeutung kommt dem Werk Schopenhauers zu?

»Schopenhauer und Die wilden Jahre der Philosophie«

Schopenhauers Leben erlaubte es dem Autor Rüdiger Safranski, eine Privatgeschichte zu entwerfen, die unversehens zur Kultur- und Philosophiegeschichte gerät. Unerbittlich wird diese Biographie zum Examen vor dem Leid, zur Zuspitzung der metaphysischen Frage: der Philosoph hat den negativen Auftrag, bis an die Grenze der Begriffsarbeit zu gehen, um der Qual des Nichts innezuwerden. Hegels Verbindung des Denkens mit Geschichte wird aufgekündigt. In metaphysischer Aussage wird *alles als Wille*, als sich selbst setzender und zersetzender Wille *erklärt*. Nur auf seltenen Gipfelpunkten der philosophischen Existenz, in befristeter Kontemplation gelingt es, sich über das Leid zu erheben und den endlos-ziellos strebenden Willen in der innerweltlichen Ekstase eines »besseren Bewußtseins« zu überwinden. Schopenhauer wird dafür später den Ausdruck »Verneinung des Willens zum Leben« prägen.

Zwei Gesichter der Religion

Dies führte folgerichtig zu Prof. Dr. Alfred Schmidts religionsphilosophischen Fragen. Religion hat nach Schmidt für Schopenhauer zwei Gesichter, »ein sehr freundliches und ein sehr finsternes«. Sie schillert zwischen betrügerischem Schwindel und dem Ausdruck metaphysischen Bewußtseins von einem zugrundeliegenden Unwandelbaren. Der philosophische Ausgangspunkt von der Anschauung des Leibes, das Wissen um Leid, Not, Tod wird für Schopenhauer zur *erkenntniskritischen Besinnung, die religiöse Bedeutung hat*:

Welt ist mit Kant relativ auf unseren Erkenntnisapparat zu sehen, das objektive Grausen ist subjektiv bedingt. Der Mensch ist als erkennendes Subjekt und als Objekt der Erkenntnis das unmittelbar Bekannte, der Schlüssel zur Welt. Was dem Leib widerfährt, widerfährt dem Willen: Ich werde meiner als leibliches Wesen inne, die Welt wird sich dabei inne als Wille. Das all-eine Wesen der Dinge ist Wille. Darüber zündet der erkennende Philosoph das Licht des Intellekts an. Aber primär bleibt der Wille: ihm als Postulat eines Wesenskerns der Welt eignet Aseitigkeit und Allmacht.

Einem streng asketisch gedachten Christentum, aber noch mehr den weltverachtenden asiatischen Religionen weiß sich Schopenhauer verwandt, wenn er den Willen zum Leben in quietistischer Erkenntnis negiert.

Schopenhauers Christentum

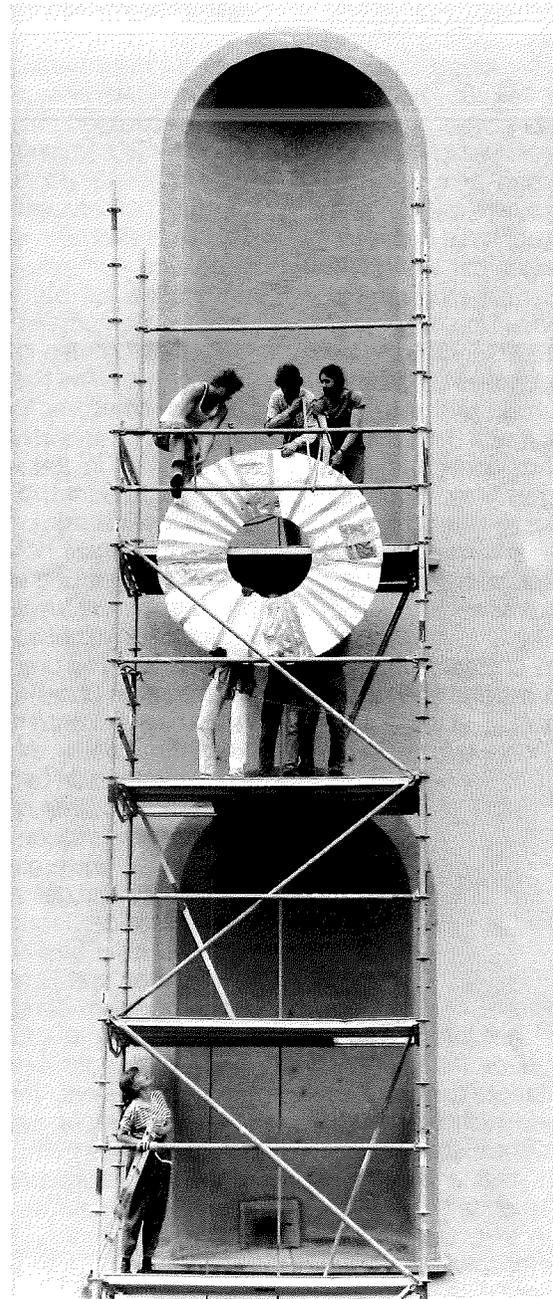
Darf das Christentum sich von solcher Interpretation verstanden fühlen? Prof. Dr. Hans Peter Balmer antwortete mit Ja und Nein. Er bestätigte den von dem Korreferenten erhobenen Textbefund: Nicht von Begriffen her gewinnt Schopenhauer Weisheit, sondern von der Anschauung aus. Ins Zentrum stellt er nicht den Kopf, sondern das Herz. Das Herz ist erste Selbstgegebenheit, der Leib ist Schlüssel zur Welt. Das Dunkel-Drängende dieser Welt nennt Schopenhauer »Wille«: unerklärlich, irrational, blind, grundlos.

»Bedürfnisartikulation«

»Welt als Wille« bleibt aber nicht Schopenhauers letztes Wort, sondern er sagt: »Welt als Wille und Vorstellung«. In einer Spirale erhebt sich das Denken von der metaphysischen Weltbetrachtung zu *Kunst* und *Ethik*. Mit der Ästhetik des 18. Jahrhunderts verwendet Schopenhauer Kunst als Demonstrationsmittel des Ethischen: Kunst ist Ort des Freikommens, der Aufhebung in die Welt der Ideen und der Individualität für wenige Geniale, also einstweilige, befristete mögliche Erhebung zur Mitteilung der Idee. Die Kunst ist ein Ort, an dem der Mensch vom Wollen loskommen kann. Diese Ästhetik kulminiert bei Schopenhauer in Ethik: Ethik nicht als Moralisieren, sondern als moralische Verinnerlichung der üblen, leidgeplagten Welt. Das Mysterium der *Freiheit* leuchtet auf: einer Freiheit, in der die unendliche Bejahung des Willens seiner selbst unterbrochen, »erlöst« wird. In allen Leidenden sich selbst zu finden, bedeutet Weg zur *Erlösung*. Liebe als »empathische Universalidentifikation« durchschaut die Welt und wird zum Quietiv. Das Interesse an der Selbst- und Wesenlosigkeit der Welt hat, statt zu illusionärer Weltbehauptung der Vernunft, zur Erlösung der Welt aus Tod und Nichtidentität geführt. Schopenhauer hält am *Unbefriedigtsein als Prinzip* fest und führt sie ästhetisch-kontemplativ und ethisch über die Verzweiflung hinaus. Balmer faßt dieses Lebensinteresse Schopenhauers an Leid, Not und Tod im Wort *Bedürfnisartikulation* zusammen.

In idealer Weise haben die drei Referenten sich aufeinander bezogen und ergänzt und aus dem Publikum heraus argumentierend dessen Fragestellungen zugespitzt. An Ergebnissen der Tagung ist besonders hervorzuheben:

- Der Blick auf eine *Ökumene des Leids*, der leidenden Menschen und Tiere;
- die auch dem Christen gebotene *Skepsis* gegenüber zu kurzatmiger Affirmation und Tröstung angesichts des Leids in der Welt;
- Schopenhauers Verhältnis zum Leid, der sich das Recht der *Hiobs-Klage* darüber nicht nehmen läßt;
- sein auch dem Christen erlaubter Vorbehalt gegenüber allen dinglichen Manifestationen *Gottes* und
- sein Hinweis auf die *Ökumene der Weltreligionen*.



Bildhauerklasse Brodwolf am Kloster Weingarten

Ein wesentlicher Schwerpunkt der Akademiearbeit im Bereich Kunst 1988 war das Symposium Weingarten mit Studenten der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Stuttgart unter der Leitung ihres Lehrers Professor Jürgen Brodwolf. Dieses Symposium, das manch hitzige Debatte provoziert hat, lenkte den Blick auf das Verhältnis von Kunst und Kirche.

Die Akademie wollte den Studenten Gelegenheit geben, an einem künstlerisch, architektonisch und religiös »aufgeladenen« Ort zu arbeiten und dabei Bezug auf die formalen und inhaltlichen Gegebenheiten des Ortes zu nehmen. Da der Barock selbst eine Auseinandersetzung und Fortführung der künstlerischen Tradition seiner Zeit ist, konnte und kann er erneut anregend und fortführend für junge Künstler unserer Tage sein. Ziel aller Bemühungen war die künstlerische wie geistige Durchdringung der barocken und klösterlichen Lebenswelt und die Auseinandersetzung im heutigen künstlerischen und gesellschaftlichen Kontext.

Zeitgenössische Kunst stößt beim Zeitgenossen vielfach auf Unverständnis. Harsche Kritik und Kopfschütteln sind die Künstler der Gegenwart allerdings ebenso gewöhnt wie die Bewunderung ihrer Anhänger und das Spektakel der Medien. Umstritten bleibt stets das, was die einen als Kunst bezeichnen, die anderen als Unsinn abtun.

Zu diesem Streit um die zeitgenössische Kunst hat nun auch die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart mit einer Veranstaltungsreihe beigetragen. Um selbst praktische Erfahrungen mit den Künstlern zu machen und sie nicht nur in Ausstellungen, sondern auch im Arbeitsprozeß zu erleben, hat die Akademie zu Anfang dieses Jahres zwölf Studenten und deren Professor Jürgen Brodwolf von der Staatlichen Akademie der bildenden Künste in Stuttgart zu einem öffentlichen Arbeitsprozeß eingeladen. Man wollte den künstlerischen Prozeß erleben und sich kundig machen können über das, was der Künstler zu seinem Werk zu sagen hat.

Ort des Geschehens war das Tagungshaus in Weingarten, ein reizvoller Arbeitsplatz in der Umgebung der barocken Klosteranlage und ihrer Basilika.

Die jungen Leute, unter der Leitung ihres Professors, nahmen die Einladung der Akademie spontan an. Sie wollten sich mit dem Barock auseinandersetzen und zu einer geistigen Durchdringung dieser Lebenswelt finden.

Die Bildhauerklasse Brodwolf schien für dieses Projekt besonders gut geeignet, da sie schon in Süßen/Württ. und Gengenbach/Baden bei solchen Symposien dabei war. Jürgen Brodwolf selbst zählt zu den bedeutendsten Bildhauern und Künstlern in Deutschland. Seine Arbeiten finden zunehmend im In- und Ausland Beachtung. Darüber hinaus sind ihm kirchliche Berührungen nicht fremd. In seinen Werken finden sich schließlich vielerlei theologische Bezüge.

Als Professor Brodwolf Anfang dieses Jahres mit seiner Klasse die Anlagen rund um den Martinsberg besichtigte, war man sich schnell über den Standort der Arbeiten einig. Es folgten Wochen intensiver Auseinandersetzung mit Barock und klösterlichem Leben auf dem Martinsberg. Aus diesem Wissen heraus entwickelte jeder Student in seiner Arbeit einen ganz eigenen, persönlichen Bezug zur Umgebung.

Ab 15. Mai zeigten die jungen Künstler im Tagungshaus Weingarten die Modelle und Entwürfe ihrer geplanten Arbeiten. Viele der bei dieser Präsentation anwesenden Gäste waren damals schon von der Ernsthaftigkeit und Ehrlichkeit der Arbeiten überzeugt und wünschten eine gute Vollendung. So wunderte es wenig später auch viele der Ausstellungsbesucher, daß zwei der Studenten, Klara Heimbach und Gerold Miller, ihre Arbeiten vor bzw. in der Basilika nicht ausführen konnten. Mit dem Satz »Die Kirche ist kein Experimentierfeld« äußerte der Gemeinderat von Sankt Martin Bedenken. Nikolaus Mohr, Maler in Ostrach, formulierte das Anliegen von Gerold Millers »Blauer Konstruktion für eine barocke Umgebung« – gemeint war das Innere der Basilika – treffend, wenn er sagte: »Moderner Stahl in einer alten Barockkirche kann das Auge für das Barocke schärfen, uns die Basilika neu erleben lassen. Umgekehrt könne der Kirchenraum etwas von seiner Stille und Heiligkeit der einfachen Konstruktion des Stahls mitteilen.« Damit war auch das Anliegen des gesamten Symposiums bestens beschrieben. aus: Kath. Sonntagsblatt

Insgesamt zwölf Arbeiten konnten aber dennoch in einer Arbeitsphase von drei Wochen bis zum 19. Juni erstellt werden, die weiter bis zum 30. September 1988 an ihrem Ort auf dem Martinsberg verbleiben.

Gearbeitet wurde einmal in einer alten, schon lange ungenutzten Werkstatt, die von den Studenten als ideales Atelier entdeckt wurde, und in Betrieben rund um Weingarten. Kunst und Künstler zum Anfassen und Kennenlernen. So gab es denn auch viele Gespräche mit Bürgern von Weingarten und Ravensburg, die nickend oder kopfschüttelnd die jungen Künstler an ihren Arbeitsplätzen befragten und in Gespräche verwickelten, oft erhellend für beide Seiten.

Die fertigen Arbeiten auf dem Martinsberg zeigen heute eine fruchtbare Durchdringung von innen und außen, von geistiger Aneignung barocken Lebens und materieller Umsetzung ins Heute. Das Innenleben der Basilika nach außen tragen nicht nur die vier »Reliquienschreine« von Ulrike Flaig, oder der »Sarkophag Weingarten« von Gert Wiedmaier, sondern auch die Arbeit »Verbindung« von Jürgen Brodewolf und der »Meditationsraum« von Daniel Wenk. Wenn der Kirchenraum schon nicht geöffnet ist für zeitgenössische Kunst, dann tragen diese Arbeiten den Kirchenraum nach draußen, so könnte man vielleicht auch die Motivation der Künstler zu ihren Arbeiten beschreiben. In ihrer Auseinandersetzung mit Kirche und Gemeinde haben die jungen Künstler auch scharfsinnig die vorhandene Problematik erkannt. Das macht auch die Qualität dieser Arbeiten aus. Es spiegeln sich Grundanfragen an Kirche und Gesellschaft. Eine weitere Gruppe von Arbeiten setzt sich ironisch-spielerisch mit geistigen Inhalten des Barock auseinander. Olaf Probst nimmt Bezug auf die alte Weingartener Bibliothek und verwandelt die Sätze »Gott teilt das seine mit« (aus den Predigten des Meister Eckhart) und »Scher dich an deinen Ort« (aus dem Tagebuch des Ignazius von Loyola) in Schrottplastiken. »So wurden sie ja schließlich behandelt zur Zeit der Säkularisation, die Bücher und Schriften aus Weingartens altherwürdiger Bibliothek – wie Schrott«, meint Olaf Probst zu seinem Werk.

Simone Millers »Anker und Rettungsring«, direkt an der Basilika, stellt in poppig bunter Manier die Anfrage, ob »der Geist des Hauses« heute noch diese Rettungsfunktion hat, noch helfen kann. Den Illusionscharakter barocker Kunst karikiert und imitiert Susanne Waiss mit »Wolkenwand« und »Meeresrauschen am Stillen Bach«. Mit

der monströsen Größe der Weingartener Barockarchitektur (schließlich ist die Weingartener Anlage nach dem Idealplan der größte Barockbau überhaupt) setzt sich Werner Rech in seiner Arbeit respektlos auseinander. Anspruchsvoll-konsequent präsentiert sich auch Pavel Sisulaks »Trauerbeflagung für Weingarten«.

Zwei Orte des Verweilens schufen Ulrike Hein und Markus Strieder. Mit ihrer Fotoarbeit holt Ulrike Hein die Kirchenbänke der Basilika in die kleine Durchgangspforte zum Schloßbau, als strenge Umkehrung der Verhältnisse. Markus Strieder dagegen »rekultiviert« den alten, barocken Klostergarten mit einer disziplinierten Eisenarbeit von hohem Pathos.

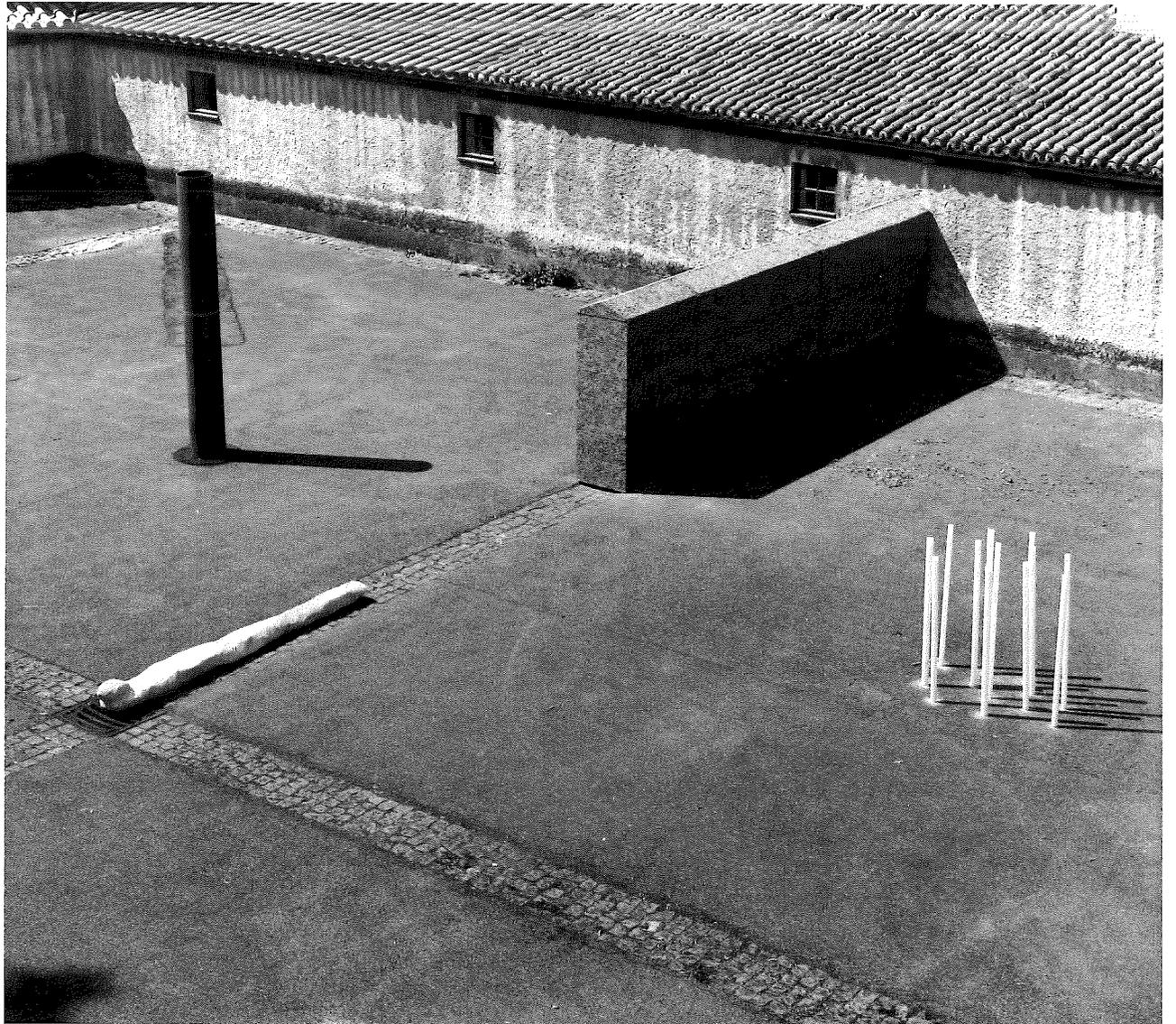
Bei der Präsentation der fertigen Arbeiten sagte Jupp Eisele, Weingarten, zu den 300 Gästen: »Der Geist unserer Zeit verlangt nicht nach Gefälligem, Billigem. Seine Aufgabe bleibt, anzuspüren auf ein Undarstellbares. Alle diese jungen Leute hinterfragen – dies ist ihre Gemeinsamkeit – die Regeln der Kunst, gehen ins Exil, das ich Experimentieren nennen möchte. Sie wiederholen also nichts, knüpfen zwar an Vergangenes an, bilden sich aber aus unserer Zeit heraus. Ihre Werke haben eine »philosophische« Seite, sie befragen ihren Einsatz, ihre Beziehung zur Zeit, zum Raum. Sie wollen somit auch selten selbst Ereignis sein, sondern wollen dem, der dafür empfänglich ist, ihre Fragen deutlich spürbar machen. Erstaunen – oft aber auch Trauer lösen sie aus.« Natürlich irritieren die Arbeiten den Betrachter trotz aller Titulatur und Einführungen, setzen sie doch häufig Seh- und Denkgewohnheiten außer Kraft. Dennoch lohnt der zweite Blick, das tiefere, längere Nachdenken, dem sich auch die Künstler selbst in vielen Wochen der Vorbereitung ihrer Arbeit nicht verschlossen haben. Was in vielen Stunden des Nachdenkens und des kreativen Prozesses entsteht, wird sein Geheimnis nicht sofort preisgeben, sich nicht im Moment erschließen. Das tut weder die Kunst des Mittelalters, noch die unserer Zeit.

Was ist nun geschehen in Weingarten? Vielleicht die Eroberung des Nutzlosen oder die Erlösung vom Zweckdenken? Ganz im Sinne des verstorbenen Bischofs wollte die Akademie jungen Künstlern die Gelegenheit geben, sich ohne Zweckbindung ihrer Aufgabe zu stellen. »Derartiges Arbeiten befreit«, so Professor Brodewolf, »die Künstler ein Stück von den Fesseln und Mechanismen des kommerziellen Kunstmarktes.« Brodewolf verstand dabei das Symposion als eine neue Form der Bauhütte,

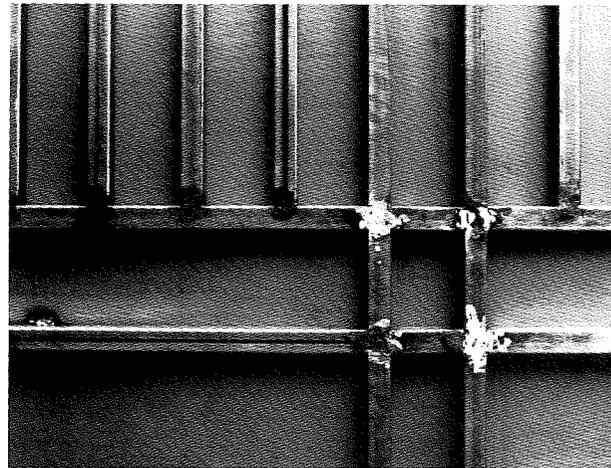
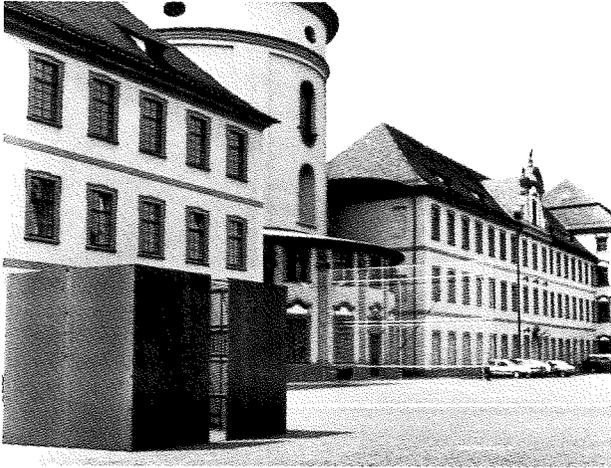


und »in der Zwecklosigkeit des Geschehens« als einen Ort, wo der Künstler fast keine Kompromisse bei der Verwirklichung seiner Ideen eingehen muß. Solche Zwecklosigkeit und Kompromißlosigkeit künstlerischen Gestaltens ist sicher auch eine Herausforderung an die Kirche, wie eine Anfrage, die zu beantworten die Kirche vor musealer Verkrustung bewahren könnte. In diesem Sinn hat Bischof Moser die Verantwortlichen der Akademie immer wieder dazu ermuntert, Experimente zu wagen. Hieran hat es dem Weingartener Bildhauersymposion nicht gemangelt. Für die Akademie, die allzu leicht auf

die Kraft der Worte und des Hörens setzt, erweist sich die Erfahrung des Schauens, die Macht der Bilder als Bereicherung. Das Argument des Bildes ist sicher gleichbedeutend mit dem Argument des Wortes. Es provoziert ebensoviel Zustimmung, Ablehnung und Auseinandersetzung. Von dieser Erfahrung ist für unsere Kirche zu lernen, besonders dann, wenn sich im Argument des Bildes unsere Zeit und unsere Wirklichkeit ausdrücken. Daran kann Kirche – ob sie wie in einem Brennglas vermittelt durch die Kunst, oder in direkter Abbildlichkeit – nicht vorbei.



»Verbindung« von Jürgen Brod Wolf



»Meditationsraum« von Daniel Wenke



»Sarkophag Weingarten« von Gert Wiedmaier

aus Kunst und Kirche 4/1988:

Symposium Weingarten

Bildhauerklasse Jürgen Brodwolf im Kloster Weingarten

Katharina Winnekes

Anfang 1988 hatte die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart Jürgen Brodwolf von der Stuttgarter Akademie der bildenden Künste mit seiner Klasse zu einem Bildhauersymposium eingeladen. Erklärtes Ziel des Symposions war die künstlerische Gestaltung architektonischer Binnenräume sowie der Außenanlagen des Klosters, und zwar ohne inhaltliche oder formale Vorgaben von der Seite des Auftraggebers. Trotz anfänglicher Skepsis der jungen Künstler sind sie durch den Reiz des Ortes und der Architektur bald so gefangegenommen, daß sie sich bereiterklären, die Einladung anzunehmen und sogar einige Wochen in Weingarten zu leben und zu arbeiten. Nur so würde es möglich sein, künstlerisch auf das Umfeld einzugehen. Jürgen Brodwolf und vierzehn seiner Schülerinnen und Schüler zogen also für einige Zeit ins Kloster, um sich intensiv mit den spezifischen Bedingungen des Ortes auseinanderzusetzen. In einem barocken Architekturensemble drängen sich Fragen der Raumgestaltung auf, vom allseitig geschlossenen über den nicht überdachten Binnenraum bis hin zum offenen Gartenbereich. Symmetrie und Axialität erscheinen als wesentliche Gestaltungsprinzipien. Daneben rückt die atmosphärisch-bildhafte Sprache solcher Bauten mit ihrer malerischen und plastischen Ausstattung ins Bewußtsein, wobei auch werkimmanente, zeitbedingte religiöse Bedeutungen neu erfaßt werden.

Vor diesem Hintergrund sind elf völlig unterschiedliche Arbeiten entstanden. Drei weitere kamen aus verschiedenen Gründen nicht zustande: *Mathias Antelfinger* zog seinen Entwurf wegen technischer Schwierigkeiten zurück. *Klara Heimbachs* Lichtskulptur aus drei Peitschenmastlaternen vor dem Westportal der Basilika scheiterte an der Ablehnung des Liegenschaftsamtes. Und *Gerold Millers* torähnliche blaue Stahlplastik? – Sie sollte in der Basilika auf Höhe der Kanzel errichtet werden, um durch ihre Andersartigkeit die Besonderheit der barocken Architektur hervorzuheben. Allerdings war der Widerstand gegen diese zeitgenössische Plastik in der Kirche so groß, daß der Entwurf nicht verwirklicht werden konnte.

Aber elf Werke sind realisiert worden. Im Rahmen dieses Berichtes ist es leider nicht möglich, sie ausführlich zu besprechen. Aber einige Hinweise auf Intention und Wirkung der Arbeiten sollen nicht fehlen. Allen Objekten ist eines gemeinsam: Sie holen Dinge, die gemeinhin nicht mehr gesehen

werden, wieder ins Blickfeld; nicht mehr Gehörtes wird wieder hörbar gemacht, verschüttetes Wissen ins Bewußtsein zurückgeholt und erneut angefragt.

Die Klasse Brodwolf bricht mit ihren Installationen Sehgewohnheiten auf. Stünde Millers konstruktive Stahlplastik in der Kirche, so würden ihre filigrane Erscheinung, die Geradlinigkeit und die rechten Winkel die monumentalen und schwungvollen Formen des barocken Raumes akzentuieren. – Das Illusionistische und Theaterhafte barocker Gestaltung macht *Susanne Weiss* mit ihrem blauen Freskenfragment auf einfachem Bruchsteinmauerwerk deutlich: Schein und Stein. Das gilt in ähnlicher Weise für ihr trichterförmiges Objekt am Mühlkanal, welches das leise Rauschen des Wassers zum Tosen steigert. – *Daniel Wenk* setzt ein der vorgefundenen Klosterarchitektur immanentes Gestaltungsprinzip in einem Material unserer Zeit um: Axialität, Symmetrie, optische Fluchtung. Wenk installiert einen begehbaren, an den Innenwänden rechtwinklig strukturierten Stahlkubus vor dem Mittelpavillon des Klosters. Aus der genauen Ausrichtung des Kubus und seiner Öffnungen resultiert die strenge Führung von Blick und Bewegung des Betrachters bzw. Begeher in Richtung Klostereingang, hinter dem – in der gleichen Achse ausgerichtet – ein Stahlblock liegt und die Verbindung zum Ausgang in den Hof, einen weiteren Kubus, schafft. – Aber nicht nur gestalterische und formale Bezüge zum barocken Umfeld sind neu formuliert worden, sondern auch religiös inhaltliche Bezüge wurden aufgenommen. So hat *Ulrike Flaig*, angeregt durch den barocken Reliquienkult, neuartige Reliquiarsymbole aus industriell vorgefertigten Aluminiumteilen gesetzt, angefüllt mit Asche, Därmen, Knochen und Haaren. Wie Luftkanäle wirken die in Arkaden eingestellten Behältnisse, die etwa die Größe eines Durchschnittsmenschen haben. Anthropomorphe Bezüge drängen sich auf und damit der Vergleich mit alten Büstenreliquiaren. Allerdings zerstören die wenig kostbaren Materialien derartige Illusionen und lassen eher Assoziationen an die mit Menschenhaar gefüllten Glaskästen in Konzentrationslagern aufsteigen.

Außer den genannten wurden Werke von Gert Wiedmaier, Simone Miller, Olaf Probst, Ulrike Hein, Pavel Sisulak, Werner Rech, Markus Strieder und Jürgen Brodwolf in einer Ausstellung gezeigt, die bis 30. September in Weingarten zu sehen waren.

Termine

12. November 1987
12. – 15. Januar 1988
21. – 24. März 1988
15. Mai 1988

30. Mai – 18. Juni 1988

19. Juni – 20. September 1988

8. August 1988
8. September 1988

Vorgespräch
1. Arbeitssitzung
2. Arbeitssitzung
Ausstellungseröffnung
mit Modellen und
Entwürfen zu den
geplanten Arbeiten
Erarbeitung und Aufbau
der Arbeiten rund um
die Klosteranlage
Weingarten
Präsentation der
Arbeiten
Matinee
Präsentation des
Katalogs

Leitung:

Prof. Jürgen Brodwolf (künstlerische Verantwortung)
Dr. August Heuser
Rainer Öhlschläger

Teilnehmer:

Ulrike Flaig, Klara Heimbach, Ulrike Hein, Gerold Miller,
Simone Miller, Olaf Probst, Werner Rech, Pavel Sisulak,
Markus Strieder, Susanne Waiss, Daniel Wenk, Gert Wied-
maier

Zum Symposium Weingarten ist ein Katalog erschienen,
der über die Akademie zum Preis von DM 18,- zu
beziehen ist.



Ausstellungs- eröffnung Joseph Beuys

Joseph Beuys in einer Katholischen Akademie. Keine Angst, wir wollten Beuys nicht nachträglich zu einem der Unseren machen. Vielmehr wollten wir mit dieser Ausstellung – spät genug für viele und mit vielen, die in der Akademie ein- und ausgehen – von Joseph Beuys lernen. Das könnte heißen, hölzernes theologisches Reden und auch soziologisches Plaudern auf den Kern hin befragen, sozusagen auf die visualisierte, verleiblichte Hoffnung und Angst hin, die in uns steckt. Davon sprach auch Professor Dr. Friedhelm Mennekes S.J. in seiner Einführung in das Werk von Joseph Beuys (die wir hier gekürzt wiedergeben) bei der Ausstellungseröffnung:

Meine Damen und Herren, den Begriff des Ganzen, oder um es mit Beuys zu sagen: den Begriff des spirituellen Ganzen, den möchte ich eigentlich zum Ausgangspunkt meiner Überlegungen nehmen. Es geht um das Ganze von Welt, von Sein, von Leben, und es geht darum, daß es eine spirituelle Dimension hat. Und Beuys sagt: das ist das Ergebnis des Materialismus, daß diese spirituelle Ganzheit verlorengegangen ist. Die Sache des Ganzen wurde dem Materialismus überlassen und seiner Tendenz, uns das spirituelle Ganze und den Sinn für diese Dimensionen aus den Händen zu schlagen und weiterhin dafür zu sorgen, daß der Mensch die intellektuellen Fähigkeiten, sozusagen den dialektischen Gegenpol des Emotionalen verabsolutiert. Dieses spirituelle Ganze bei Beuys kommt ihm ins Konkrete durch Jesus Christus. Sie können das anzweifeln, aber jedes Wort, das ich Ihnen sage, ist belegt durch ein Gespräch, das ich mit ihm führen durfte. So sagt Franz Joseph van der Grinten: »Bei Beuys gibt es kein Werk, das nicht auf Christusrepräsentanz hin geschaffen wäre. Alles ist auf Christus hin geordnet.«

Christus konkret als Sakrament, substantiell, wirklich. Darum geht es. Dieser Christusaspekt, scheint mir, ist ein hervorragender Weg zu einer Hinführung zu Beuys, zu

einer Einführung zu Beuys, und so möchte ich Sie bitten, mir einmal zu folgen auf diesem Weg. Ich möchte sieben Stufen nennen und sie unter einen Begriff bringen, den Begriff der Weitung. Darum eigentlich geht es Beuys: um eine Weitung von Kunst.

Die erste Stufe: Da ist einer, der aus dem Krieg zurückkommt, der besinnt sich auf die Sinn-Relikte der Gesellschaft und der Kultur und durch die soziologische Vorprägtheit des Ortes, von dem er kommt: Cleve-Niederrhein; der Katholizismus steckt im Blut. Damit setzt er sich also auseinander. Christus als der Inbegriff, als das Symbol des spirituellen Ganzen. Und er sieht, daß das nicht mehr geht. Er versucht sich am Ecce homo, am Gekreuzigten, an der Pieta, auch am Auferstandenen; er versucht sich an den überkommenen traditionellen ikonografischen Formen, aber er sieht: es geht nicht für ihn. Er hat nichts hinzuzuführen. Und am Ende von einigen Sondierungsphasen ein Bild: eine Art Vortragekreuz, das war auf einer Gipsplatte; die hat er zerbrochen, und damit war diese erste Phase abgeschlossen.

Der erste Ausbruch dieser inneren Weitung – und damit komme ich zur zweiten Stufe – war die Einbeziehung von Biologie. Beuys sagt einmal, das einzig Interessante an Jesus sei, seine Auferstehung darzustellen. Einen Mann am Kreuz darzustellen, das haben unzählige versucht, aber dieses Auferstehungs-, dieses Hoffnungsprinzip zu gestalten, dazu muß ich ausweichen in andere Formen und die statischen Grenzen sprengen. Und daher sein erster Ausbruch in die Natur mit ersten Kreuzen, in denen der Schatten des Kreuzes sozusagen biomorph gebogen ist, fast so wie bei Blumen oder Halmen, die aufwachsen; dieses Aufwachsen symbolisiert das Sich-Erhebende.

Alles gehört in den Begriff von Welt: der Mensch wie die Biologie und alles, was lebt. Aber eine weitere, dritte Stufe der Weitung ist, daß er sieht: Auch damit kann ich das, worauf es mir eigentlich ankommt, noch nicht genügend ausdrücken, und daher geht die dritte Weitung in eine Kosmologisierung. Also eine Sondierung als erstes, eine Biologisierung als zweites und als drittes Kosmologisierung.

Kosmologisierung, das ist die Einbeziehung von alten Mythologien, ist Einbeziehung der alten Weisheit von Ägypten, wesentlich auch des Ostens, der Naturvölker, der Vergangenheit, der Eskimos, überall dort, wo wir spezielle kulturelle Ansätze finden. Wir haben es nötig,

daß wir das Ganze des Kosmos in seinem Gedanken einbeziehen. Ein Bild stellt das dar: ein rotierendes Kreuz, wo kein Kreuz zu sehen ist, sondern ein Christus mit erhobenen Armen, über denen ein Sonnenrad rotiert; dieser Christus zeigt sein Gesicht nicht, sondern er hat eine tiefhängende Dornenkrone, an der Weintrauben wachsen. Das Ganze ein Victory-Zeichen, wie es Churchill erfand.

Also Kosmologisierung als Einbeziehung von verschiedenen Perspektiven des Geistes. Was Beuys sozusagen von Verzweiflung zu Verzweiflung trieb, ist, daß jede Stufe die Hoffnungen erfüllte, die er erwartete. Obwohl er die Kunst weitete, war es immer wieder schwierig, die Menschen zu dieser Kunst hinzuziehen. Und daher dieser fast tragische Verzweiflungsaspekt, und aus diesem Ohnmachtsgefühl, dieser Enttäuschung heraus wurde eine neue Revolution geboren: Symbolisierung.

Unter Symbolisierung verstehe ich eine Phase, in der Beuys ganz ungeahnte Materialien einbezieht in die Gestaltung seiner großen Visionen, die berühmten Elemente, Fett und Filz. Für ihn war eigentlich das ganze Geschehen von Welt mehr und mehr ein Geschehen von Substanzprimat, von Umsetzung von Wärme. Filz hat etwas mit Wärme zu tun, Filz konserviert Wärme; mit Filz kann man Wärme rational weitertreiben. Man kann mit Filz Wärme sammeln und kann sie dann gezielt, dosiert abgeben.

Das Entscheidende, was Kunst oder was Menschen oder was das Humane zu leisten hat, ist, daß das Kalte der Welt abgelöst wird durch Erwärmung, und daß das Erwärmte rational verteilt wird. Er nahm Fett, natürlich ist das etwas, was in der Kunst kaum vorkam, was aber den Gedanken provokant weiterbrachte, daß es etwas ist, mit dem wir uns schön machen und einsalben, was zu Heilsalben dient und in der Nahrung eine Rolle spielt, etwas mit vielen Ausdrucksmöglichkeiten und symbolischer Präsenz, das nimmt Beuys als Ausdrucksmittel für seine weitende Kunst.

Die nächste Stufe heißt Aktionierung. Zu wissen, zu sehen, das geht nicht genügend weiter. Ich muß selber einsteigen. Ich muß selber Bewegung und Veränderung und Aufbruch darstellen. Alles ist in Fluß und alles ist in Fluß zu setzen. Denn das, was nicht im Fluß ist, was nicht in Bewegung ist, das erstarrt und das dient nur dem Status quo, d.h. es dient nur der Unmenschlichkeit. Worauf es ankommt: durch Provokation die Sache des

Menschen, die Sache des Ganzen voranzubringen. Wir kennen die großen Aktionen, in denen er sich in quasi sakramentalen Formen zur Taufe verhält, oder zur Eucharistie, oder wie er die Spiritualität des Ignatius von Loyola vertritt, etwa in der Aktion »Manresa«, wo es ihm immer wieder darum geht, die verschiedenen Pole des Lebens und des Geistes zusammenzubringen. Einerseits das Festgeformte, andererseits das Fließende; einerseits das Intellektuelle, andererseits das Emotionale, einerseits das Östlich-Orientale, auf der anderen Seite das Westlich-Okzidentale. Was immer Sie wollen, es geht darum, diese Dinge zusammenzubringen, darum die provokante Form etwa eines Halbkreuzes.

Eine weitere Stufe seiner Arbeit nenne ich Theoretisierung. Kaum ein Künstler unseres Jahrhunderts hat so viele Schüler oder Bewunderer gefunden wie er. So ging er hin und wurde selber zum Theoretisierer. Der Gipfel seines Nachdenkens ist der Satz »Jeder Mensch ist ein Künstler«. Das heißt: Jeder Mensch ist ein Träger von Kreativität, von Energie, von ganz besonderer Energie; jeder Mensch – und das könnte ich christlich sagen – ist in einer ganz besonderen Weise begnadet und geliebt. Der gleiche Gedanke ist: Jeder hat eine unüberholbare Würde, eine unüberholbare Kraft an Potenz. Und diese Potenz gilt es zu überführen in Kreativität. Worauf es ankommt, ist, daß wir uns alle gegenseitig mobilisieren, diese besondere Kreativität auszuüben, einzugeben in das soziale Ganze, damit das soziale Ganze daran gesunden kann.

»Jeder Mensch ist ein Künstler!« Irgendwann habe ich ihn mal gefragt: »Was ist eigentlich der wichtigste Beitrag für Sie zum Christusbild?« Beuys hat Hunderte von expliziten Christusgestaltungen gemacht, und er antwortete zu meiner Verblüffung: »Jeder Mensch ist ein Künstler!« Das heißt für ihn: Jeder Mensch ist ein neuer Christus, ein »alter« Christus. Ein Träger von Christussubstanz. Die Voraussetzung ist, daß er dies einbringt, daß er es umsetzt.

Schließlich die siebte Stufe: Politisierung.

Man kann, glaube ich, die Logik dieser Stufungen in der Weitung des Kunstbegriffs und der Kunst bei Beuys nur verstehen, wenn man bei jedem Aufbruch die dem Aufbruch immanente Enttäuschung und Verengung sieht. Man kann bei allem Erfolg, den Beuys am Ende weltweit hatte, diesen tragischen Aspekt nicht übersehen: daß er scheitert, wie Christus gescheitert ist. Das

Scheitern ist offensichtlich seiner Sache immanent. Dennoch, Beuys ist hingegangen und hat sich politisch und gesellschaftlich engagiert. Er ging in eine Partei, versuchte sogar, eine eigene Partei zu gründen. Er gründete eine freie Universität, deren Aufgabe es ist, die kreativen Möglichkeiten der Menschen zu entdecken, sie darauf hinzuweisen und sie dazu anzuhalten, daß sie die jeweiligen spirituellen Möglichkeiten einbringen, mobilisieren auf eine große Veränderung hin, auf eine Utopie hin, an die Beuys trotz des inneren Scheiterns geglaubt hat bis ans Ende.

Wenn er, obwohl er äußerlich gescheitert ist, innerlich aufrecht blieb, und wenn er sich nie um seine Träume und seine Utopien hat betrügen lassen, dann deshalb, weil es keine Spintisierereien waren, auf die er setzte, sondern weil er seine Arbeit auf eine klare, klassische kosmologische Theologie gründete, wie sie im Kolosserbrief grundgelegt ist. Aber Beuys ließ sich nicht um seine Hoffnung bringen, weil diese seine Hoffnung konkret war. »In der Tiefe der Nacht, in der Tiefe der Isolation«, so Beuys, »in der völligen Abgeschiedenheit von jedem Spirituellen, vollzieht sich ein Mysterium im Menschen. Erst, wenn man ein ganz neuer Mensch geworden ist, wird man auch zu Dingen fähig werden, die bisher dem Menschen unmöglich erschienen sind. Diesmal muß die Auferstehung durch den Menschen selbst vollzogen werden. Der Mensch muß sich gewissermaßen selber mit seinem Gott aufraffen. Er muß Bewegungen vollziehen, Anstrengungen machen, um sich in den Kontakt zu bringen mit sich selbst. Und das ist ja der wahre Sinn des Wortes »Kreativität«, Inkarnation des Christuswesens in die physischen Verhältnisse der Erde. Dadurch hat sich ein kosmisches Ereignis vollzogen, kein nur historisches. Da hat sich ein Kraftfluß von absoluter Realität vollzogen. Und nun geschieht mit dem Menschen eine Umwandlung, mit der er sehr große Mühe hat. Sehr schwer fällt es dem Menschen, aus eigener Kraft die Selbstbestimmung auch wirklich in Anwendung zu bringen. Das fällt ihm ungeheuer schwer. Er möchte viel lieber noch mal was geschenkt bekommen. Er kriegt aber nichts mehr. Er kriegt nichts, gar nichts, von keinem Gott, von keinem Christus. Und dennoch bietet sich diese Kraft an und will mit Gewalt hinein. Aber unter der Voraussetzung, daß sich der Mensch selber aufrafft.«



Paul-Heinz Dittrich, Partiturteil, Cantus II

»Memento Mori«

Auseinandersetzung mit einem Konzert

14./15./20. März
Stuttgart
17 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. August Heuser

Referenten und Gesprächspartner:
Professor Paul-Heinz Dittrich
Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst
Dr. Michael Krämer
Dr. Ewald Liska
Siegfried Lorenz
Professor Manfred Schreier
Klaus-Martin Ziegler
Chor-Vorstand

Konzert:

Wolfgang Amadeus Mozart: Adagio und Fuge c-Moll KV 546

Johann Bach: »Unser Leben ist ein Schatten« (Motette)

Paul Hindemith: Trauermusik für Viola und Streicher

Johann Sebastian Bach/Max Reger: »O Mensch beweine dein Sünde groß«

Paul-Heinz Dittrich: »Memento Mori« für Chor, Bariton-solo und Percussion (Uraufführung)

Johann Sebastian Bach: Kantate Nr. 4 »Christ lag in Todesbanden«

Leitung: Klaus Martin Ziegler

Siegfried Lorenz (Bariton, Tetsuya Hayashi (Viola), Gerd Schenker (Schlagzeug)

Südfunk-Chor

Stuttgarter Kammerorchester

Die Stuttgarter Zeitung schrieb am 17. März 1988 zum Konzert:

Mit Mozart, Hindemith und Bach umrahmten Klaus Martin Ziegler, der Südfunk-Chor und das Stuttgarter Kammerorchester die Uraufführung von »Memento Mori«, Todesfuge nach Paul Celan, von Paul-Heinz Dittrich in der Alten Reithalle. Das fünfzehnminütige »Memento mori« aus Celans Todesfuge, eine Auftragskomposition des Süddeutschen Rundfunks, ist die Zeichnung eines gewalttätigen zeitgenössischen Todes. Keinesfalls sollte die Umgebung der Uraufführung mit Werken aus früheren Epochen, Mozarts Adagio und Fuge c-Moll, der Motette »Unser Leben ist ein Schatten« von Johann Bach, Hindemiths »Trauermusik« und Regers Bearbeitung des Bach-Choral-Vorspiels »O Mensch beweine Dein Sünde« sowie der Kantate »Christ lag in Todesbanden« von Johann Sebastian Bach, eine tröstliche Ablenkung von der Realität sein. Vielmehr gab die Bachkantate das Schlüsselwort: Der Tod verliert seinen Stachel gegenüber einem festen Glauben. Im Bewußtsein dieser Botschaft konnte Hindemith seine so zarten, versonnenen Töne für Viola (klar und mit schlankem Ton gespielt von Tetsuya Hayashi) und Streichorchester setzen, in diesem Bewußtsein wohl auch hielt Ziegler seine Interpretation der Johann-Bach-Motette in gedämpften, warmen Tönen.

Auch Dittrichs Komposition erhebt sich nicht zu brillanten Klängen. Vor dem Hintergrund eines die Worte hauptsächlich deklamierenden Chors trägt der Solobariton (Siegfried Lorenz) ausgewählte kennzeichnende Passagen der »Todesfuge« vor. Das Schlagzeug (Gerd Schenker) meldet sich mit akzentuierenden Einwüfen, die eher unterbewußt auf die

Textpassagen verweisen, denn sie sind, kunstvoll arrangiert für Glockenspiel, Xylophon und Trommeln, weit entfernt von Lautmalerei. Solche Konzentration, solch rationale Verteilung der Mittel macht die Eindringlichkeit der Komposition aus. Der Dreiteilung der Ausführungskräfte entspricht auch eine Dreiteilung der Anlage: auf die »Todesfuge« folgt ein Einwurf der Celanschen »Fadensonnen«, aber der tröstliche Gedanke der »Lieder jenseits der Menschen« muß weichen vor dem nochmaligen Aufgreifen der »Todesfuge«. Dittrich hat die Musik in diesem Werk wieder auf verschiedene Aufführungsebenen verteilt. Die Chordeklamation, der sprechgesangliche Part des Solobaritons und die knappen Schlagzeugpassagen halten sein Werk mit sicherem Abstand in der Moderne, die noch nicht »post« geworden ist. – Natürlich war der Südfunk-Chor das berufene Organ für Dittrichs hohe Ansprüche an Intonation und Rhythmik. Gerade wegen dieser Souveränität konnte Klaus Martin Ziegler auch die Johann-Bach-Motette und die Bach-Kantate, in der keine Solisten mitwirkten, mit einer geradezu archaischen Ruhe strömen lassen, ohne daß dabei auch nur ein Detail verlorengegangen wäre. Das Stuttgarter Kammerorchester spielte mit einer Kultur, die Zieglers Verzicht auf brillante Töne zu einem selten intensiven Erleben gedämpfter und nachdenklicher Stimmung erhob.

mo

Die Uraufführung von »Memento Mori«, einer Komposition für Chor, Bariton-solo und Percussion des DDR-Komponisten Paul-Heinz Dittrich, wurde zu einer spannenden Auseinandersetzung über Konzertprogramme und Musikinhalte, zumal dem Werk die »Todesfuge« von Paul Celan zugrunde lag. Celans Gedicht zählt zu den bedeutendsten Werken deutscher Lyrik nach 1945 und gilt als Widerlegung des Adornoschen Diktums, daß nach Auschwitz kein Gedicht mehr möglich sei. Wichtig für Dittrichs Komposition ist die Verschränkung von Wort und Musik. Hierzu formuliert Dittrich in einem Interview: *»Ich habe ein starkes Verhältnis zum Wort und beschäftige mich seit Jahren mit der Frage, wie Sprache zur Musik und umgekehrt Musik zur Sprache steht. In vielen Fällen ist der Text an sich schon Musik. Wenn ich ihn in einem bestimmten Rhythmus sprechen lasse, ist er von sich aus in den musikalischen Ablauf integriert. Ich trenne niemals Inhalt und Form. Diese Einheit zu erhalten, ist wichtiger als die Textverständlichkeit.«*

Das Heilige, die Kunst und die Kirche

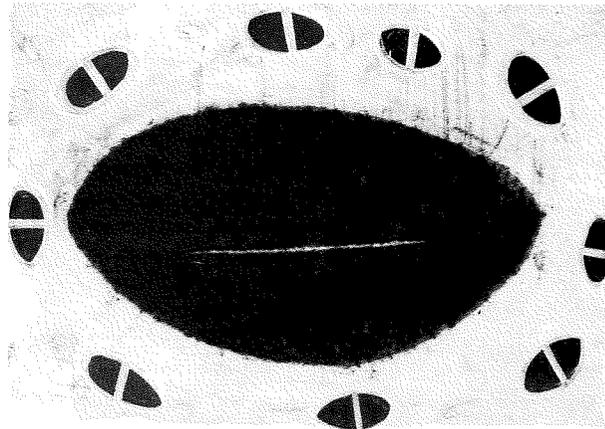
Eine ausgefallene Tagung

Die Frage, warum eine Tagung der Akademie ausfällt, kann sicher viele Antworten finden. Meistens fällt sie aus, weil sich nicht genug Teilnehmer angemeldet haben. Warum aber melden sich nicht genügend Teilnehmer an? Mangelndes Interesse, mangelnde Werbung, der falsche Termin, das falsche Publikum? Man kann fragen und fragen, eine überzeugende Antwort ist nicht zu finden. Das gilt sicher auch für andere Tagungen, die ausfallen mußten (so z. B. die Tagung »Die Satire, die Politik und das Milieu).

Was hätte das Anliegen der Tagung sein sollen? In seinem Vorspann zum Tagungsprogramm schreibt der zuständige Referent:

»Viele Publikationen beweisen, es wird viel über das »Religiöse« in der zeitgenössischen Kunst geschrieben. Klar wird kaum, was mit dem Begriff »religiös« gemeint ist: Das Bildthema, die Symbole, die Aussageabsicht, oder andere Bestimmungen? Man spricht auch vom »Heiligen« in der Gegenwartskunst. Auch der Kunstmarkt – Galerie- wie Museumsbetrieb – ist von Liturgien und Riten geprägt, die als quasi-religiös zu charakterisieren sind. Schließlich spricht die Kirche selbst von »religiöser Kunst« und meint damit solche, die sich leicht für den Gottesdienstraum und -gebrauch vereinnahmen läßt. Die Künstler selbst werden bei solchen Vereinnahmungsversuchen derer, die so reden und schreiben, wenig gefragt und fühlen sich häufig genug mißverstanden. Ist es nicht so, wie Arne-Bernd Rhaue, der Künstler, den wir vorstellen, in einem Interview vermutet, daß »Kunst in der Kirche dazu benutzt wird, sich in einen ganz bestimmten kulturellen Rahmen einzubinden und sich dabei doch ganz kleingeistig weiterzubewegen?« Gilt das auch für die Rede vom »Religiösen« in der zeitgenössischen Kunst? Steckt hinter dieser Rede Methode und Berechnung, oder hat sie einen realen Grund?«

Wie auch immer, zu fragen ist auch, ob die Tatsache, daß diese Tagung ausgefallen ist, Arne-Bernd Rhaues Ver-



Arne Bernd Rhaue, ohne Titel

mutung verstärkt? Natürlich, die Tagung wollte sich mit der zeitgenössischen Kunst beschäftigen, mit der Kunst an der vordersten Linie der Zeitgenossenschaft. Die Akademie räumt der Beschäftigung mit der Gegenwartskunst einen hohen Stellenwert ein, weiß sie doch, daß sich hier wesentliche kulturelle Substanz abbildet, sozusagen »in statu nascendi«. Daß auch die Tagung aktuelle und aktuellste Themenstränge verfolgt hätte, weisen die geplanten Referate aus. Sie seien hier noch einmal mit den Referenten genannt:

Wortkult oder Kultur?

Von den Grenzen des Verbalismus in der Religion

Dr. Eckhard Nordhofen, Frankfurt

Neomythos und Religion. Schwierige Begriffslagen in der Interpretation von Kunst, dargelegt am Beispiel des expressionistischen Malers Wilhelm Morgner (1891–1917)

Dr. Linus Hauser, Münster

Das Heilige in Werken der modernen Kunst

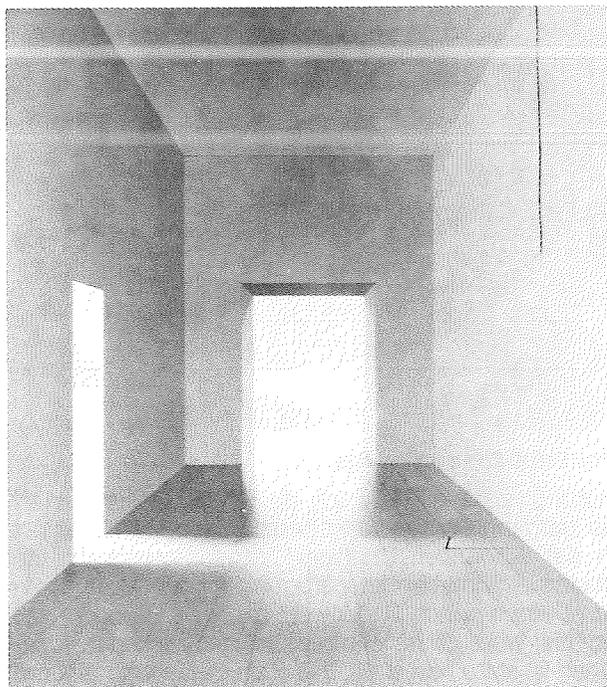
Dr. Reinhard Hoeps, Köln

Kunst als Religionsersatz?

Dr. Katharina Winnekes, Köln

Weitungen bei Joseph Beuys

Thomas Kraut, Walberberg



Ben Willikens, Raum 40

Georges Bernanos und das Drama christlicher Existenz

20. – 21. Februar
Weingarten
59 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. August Heuser

Referenten:
P. Paulus Gordan OSB, Beuron/Salzburg
Professor Dr. Joseph Jurt, Freiburg

Georges Bernanos wäre am 20. Februar 1988 hundert Jahre alt geworden. Nachdem es lange Zeit um diesen katholischen Schriftsteller still war, entdeckt man ihn in Frankreich heute wieder. Dieses neue Interesse steht quer zur Welle sanfter Religiosität, die die Abgründe zwischen Glaube und Vernunft, zwischen dem Guten und dem Bösen einzuebnen sucht.

Georges Bernanos, neben Paul Claudel einer der bedeutendsten Vertreter der christlichen Literatur in Frankreich, will am Beispiel seiner Romanfiguren zeigen, was christliche Existenz bedeutet: ein ständiger, unmittelbarer Kampf zwischen Gott und Satan im Herzen des Menschen.

Die Wiederentdeckung dieses großen Romanciers führt aus der Sicht katholischer Theologie in die Tiefen des französischen Existentialismus und stellt heute erneut scharfe Fragen an Theologie und Spiritualität, Kirche und Gesellschaft, denen sich der Leser nur schwer entziehen kann.

Zum 100. Geburtstag von Georges Bernanos schreibt die KNA-Südwestdeutscher Dienst unter Hinweis auf die Akademieveranstaltung:

Mangel an kultureller Präsenz des Katholizismus

Georges Bernanos am hundertsten Geburtstag fast vergessen?

Weingarten, 8. Februar (KNA) Der hundertste Geburtstag des französischen Romanciers Georges Bernanos am 20. Februar verweist auf die mangelnde kulturelle Präsenz des Katholizismus in Deutschland spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg. Mit seinen großen Romanen »Tagebuch eines Landpfarrers«, »Die Sonne Satans« und »Die Tote Gemeinde« wirkte Bernanos in der Zeit vor und nach dem Krieg weit über Frankreich hinaus auf die deutschen Intellektuellen und mehr noch auf den Katholizismus diesseits des Rheins. »Meine Pfarrei wird vom Stumpfsinn geradezu aufgefressen. Wie so viele andere Pfarreien auch! Vor unseren sehenden Augen frißt der Stumpfsinn sie auf, und wir sind machtlos dagegen. Eines Tages werden wir vielleicht davon angesteckt sein und entdecken, daß wir von diesem Krebs befallen sind!« formuliert Bernanos im »Tagebuch«, und geradezu prophetisch ist seine Rede von der toten Gemeinde.

Die Welle der sanften Religion hat Bernanos, wie die anderen großen katholischen Schriftsteller Frankreichs und Deutschlands aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts – in der zweiten Hälfte gibt es solche nicht mehr – an den Rand des literarischen und kulturellen Interesses gespült. Bernanos' theologisches Niveau und sein moralischer Anspruch halfen mit, in Frankreich eine »katholische Erneuerung« zu begründen, die in breiten Kreisen des deutschen Katholizismus wirksam wurde. Heute findet das Werk von Bernanos in Deutschland keine Beachtung mehr, obgleich aufmerksame Beobachter der französischen Literaturszene dort von einer Neuentdeckung seiner Romane sprechen. Immerhin erhielt die Verfilmung seines Romans »Die Sonne Satans« auf den Filmfestspielen von Cannes 1987 den ersten Preis.

Beachtung verdient deshalb eine Gedenkveranstaltung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart im Kloster Weingarten am 20. und 21. Februar 1988 zu Person und Werk von Georges Bernanos, bei der Pater Paulus Gordan, Salzburg/Beuron, ein Freund des Literaten, und Professor Joseph Jurt, Freiburg/Breisgau, sprechen werden. Weiterhin wird Robert Bressons selten gespielter Film nach Bernanos: »Tagebuch eines Landpfarrers« gezeigt. Die Akademie-Tagung zum hundertsten Geburtstag von Bernanos – einzigartig im bundesdeutschen Katholizismus – ist nicht nur eine Gelegenheit, sein Werk wiederzuentdecken, sondern auch über die Ursachen der mangelnden kulturellen Präsenz und geistigen Anziehungskraft des Katholizismus in Deutschland nachzudenken. Jan Eble (KNA)

Wiedergelesen Franz Werfel: Stern der Ungeborenen

20. September
Weingarten
28 Teilnehmer

22. September
Stuttgart-Hohenheim
40 Teilnehmer

Tagungsleitung und Referentin:
Elisabet Plünnecke



Gerade bei Franz Werfels letztem Roman »Stern der Ungeborenen« erwies es sich, wie wichtig und erlebnisreich es ist, große Werke der Literatur nach Jahren oder Jahrzehnten wieder zu lesen. Die Aufnahme von Werfels letztem Roman, den er selbst für sein wichtigstes Werk hielt, wurde bei seinem Erscheinen in Deutschland 1946 verschüttet vom Einströmen vor allem französischer und amerikanischer Literatur, die den Deutschen im Dritten Reich vorbehalten worden waren. Zudem waren in den gleichen Jahren wie der »Stern der Ungeborenen« Thomas Manns »Doktor Faustus« und Hesses »Gasperlenspiel« entstanden. Thomas Mann, Hermann Hesse waren wohl doch noch um einige Grade berühmter als Franz Werfel. Und ihre beiden großen Romane waren, gewiß nicht leicht, eingängig, doch konzentrierter auf einen Handlungsstrang, eine Gestalt, ein Schicksal als Werfels Phantasie-Ausbrüche, Sprünge von Witz zu Schrecken, Rührung zu Ironie. Wen reizte damals, nach dem schrecklich überstandenen »tausendjährigen Reich«, ins Jahr 101 943 zu reisen und in interplanetarischen und interstellaren Räumen Chronosophen-Flüge zu üben?

Heute aber – das zeigte sich bei den Tagungen in Weingarten und Hohenheim – kann dieses großartige Werk in seiner Fülle, seiner hellsichtigen Zeitkritik, Kühnheit und Ironie, seiner Skepsis und seinem Vertrauen nicht nur faszinieren, sondern eben ein Lese-Glück-Abenteuer schenken. Das erlebten mindestens die Tagungsteilnehmer.

Offensive gegen den Patriarchalismus

Positionen auf dem Prüfstand

22. Januar
Stuttgart-Hohenheim
194 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer

Referent:
Weihbischof Ernst Gutting, Speyer

Gesprächspartnerinnen:
Hildegard Lüning, Stuttgart
Theresia Bokmeier, Stuttgart

Der für unsere Epoche charakteristische Wandlungsprozeß der Stellung der Frau in der Gesellschaft bedeutet in besonderer Weise eine Herausforderung für die Kirche. Die Situation der Frauen (auch in der Kirche) verlangt die Entwicklung eines gleichberechtigten Miteinander von Frauen und Männern – in gemeinsamer Verantwortung für die Zukunft einer menschlicheren Welt wie speziell für die Zukunft der Kirche.

»Für eine menschlichere Welt« – so lautet denn auch die Unterzeile eines Buchtitels, mit dem zur »Offensive gegen den Patriarchalismus« aufgerufen wird. Der Autor, Ernst Gutting, Weihbischof der Diözese Speyer und Referent für die Frauenseelsorge bei der Deutschen Bischofskonferenz, stellte seine »Position« zur Diskussion.



Weihbischof Gutting im Gespräch mit Teilnehmern

Katholisches Sonntagsblatt vom 31. Januar 1988

Ein Kirchenmann auf der Seite der Frauen

Plädoyer für die Gleichberechtigung – auch in der Kirche

HOHENHEIM. – »Setzen Sie sich weiter für die Frauen in der Kirche ein. Ihnen kann doch nichts mehr passieren!« Das Plädoyer für eine Gleichberechtigung der Frau in Gesellschaft und Kirche, das Weihbischof Ernst Gutting vor einer Zuhörerschaft der Hohenheimer Akademie am vergangenen Freitag hielt, war so überzeugend, daß sich selbst ein Mann zu dieser spontanen Reaktion hinreißen ließ. Seit vielen Jahren versucht der Weihbischof von Speyer als Vertreter der Amtskirche, den Frauen den Rücken zu stärken. »Offensive gegen den Patriarchalismus« ist ein erst jüngst im Herder-Verlag

erschienenes Buch überschrieben, in dem er seine teilweise recht revolutionären Positionen zur Diskussion stellt. Der Titel ist scharf formuliert. Trotzdem – der Weihbischof, der als von der Deutschen Bischofskonferenz beauftragter Referent für Frauenseelsorge die Situation der Frau über viele Jahrzehnte hinweg genau studiert hat, wirbt darin um Verständnis bei den Männern für die Gleichstellung der Frau. Viele Freunde hat er sich jedoch bisher noch nicht damit gemacht. Einige Kollegen haben seine Thesen strikt verurteilt, und in manchen Diözesen darf er zu diesem heiklen Thema nicht mehr sprechen.

»Patriarchalismus« ist für Ernst Gutting eine »krankhafte Anschauung«, durch die Männer schon seit etwa 3000 Jahren ihre grundsätzliche Überlegenheit über Frauen erklären und ihren Herrschaftsanspruch über sie untermauern. Sehr bedenklich stimmt den Weihbischof, daß sich diese Ideologie aus einer falsch verstandenen Schöpfungsgeschichte herleiten ließ. Die gilt es für ihn erst einmal richtigzustellen. Gott habe Mann und Frau am Anfang geboten, gemeinsam und gleichberechtigt über die Erde zu herrschen. Der Sündenfall, das Wie-Gott-sein-Wollen, das Machtstreben habe sie zu Rivalen gemacht. Doch Adam habe Eva einfach ausgeschaltet, indem er sie für alles Böse verantwortlich machte. Diese einseitige Schuldzuweisung sei seitdem auf alle Frauen übertragen worden und habe bis heute verhängnisvolle Konsequenzen für Menschheit und Kosmos. Denn weil die weiblichen Eigenschaften immer weiter herabgemindert und negativ bewertet wurden, sei die Welt immer stärker von männlichen Strukturen geprägt worden. Der Mann habe als »Macher« die Sensibilität für Gottes Schöpfung verloren. Er habe sich den Kosmos allein unterworfen und ihn egoistisch ausgebeutet.

Weihbischof Gutting ist davon überzeugt, daß Kirche und Welt nur dann eine menschliche Zukunft haben werden, wenn auch die weiblichen Eigenschaften wieder an Einfluß gewinnen und gleichberechtigt die Geschichte der Menschen mitbestimmen, so wie es Gott am Anfang gewollt habe, als er den Menschen *als Mann und als Frau* erschuf. Für diese Überzeugung bringt der 69jährige gegen allen Widerstand ein großes Engagement auf. Seine eigene Rolle sieht er vorwiegend darin, auf die Unterdrückung der Frau durch den Mann hinzuweisen, seine eigenen Geschlechtsgenossen zum Nachdenken und zur Einsicht zu bringen und den Frauen Mut zu machen. Denn die »gute Sache«, die Gleichberechtigung von Mann und Frau, durchfechten, das müssen sie – wie der Weihbischof meint – selbst. Manchmal macht es ihn allerdings, wie er sagt, ein bißchen traurig, daß Frauen bislang noch viel zu oft gegeneinander kämpfen, anstatt selbstbewußt zu ihrer weiblichen Wesensart zu stehen und sie einzubringen in alle Bereiche des Lebens, für ein menschlicheres Gesicht der Welt – und der Kirche.

Martina Deis



Maria – für alle Frauen oder über allen Frauen?

11. – 13. März
Stuttgart-Hohenheim
151 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer

Wer nach Maria fragt, begegnet vielleicht auch der historischen Mutter Jesu, dem jüdischen Mädchen, der glaubensstarken Frau. Beherrschend aber steht die große Symbolgestalt des christlichen Glaubens vor Augen, zu der die jungfräuliche Gottesmutter in der Tradition der Kirche geworden ist. Dabei blieb Maria im Sinne eines Idealbilds der Frau als »Inbegriff der Passivität, der Selbstvergessenheit, des schweigenden Duldens« (R. Laurentin) prägendes Beispiel – auch wenn sie, die Reine, Erhabene, nur allzuoft gegen alle anderen Frauen ausgespielt wurde: »Je höher Maria in der kirchlichen Rangordnung aufstieg, desto niedriger, minderwertiger wurde die Frau, die verheiratete zumal, bewertet« (M. Bußmann).

Solche Worte der Anklage gegenüber traditioneller Mariologie fanden vor allem feministisch orientierte Theologinnen; doch zeigt sich bei einigen von ihnen auch eine Tendenz zur Wiederaufwertung des Marianischen. So wird auf die »doppelte Botschaft« und die »prophetischen Gehalte« marianischer Dogmen hingewiesen, wird etwa das Jungfrauensymbol als »Botschaft der Unabhängigkeit und weiblichen Autonomie« gesehen (M. Daly). Die Entdeckung des Magnificat als Befreiungs- und Protestlied stellt Maria in die prophetische Tradition ihres Volkes.

In der Geschichte stand das Bild der Gottesmutter immer in engem Zusammenhang mit der Vorstellung von der Rolle der Frau in Kirche und Gesellschaft. Dementsprechend entwickelte sich die Tagung aus Überlegungen zur (historischen) Frauenforschung, einem Arbeitsschwerpunkt unserer Akademie, doch sollte sie auch als – feministisch inspirierter – Beitrag zum »Marianischen Jahr« verstanden werden.

Referate:

Alttestamentliche Weisheitstexte als marianische Liturgie

Prof. Dr. Helen Schüngel-Straumann, Kassel

*Auf dem Weg zur heiligen Jungfrau
Vorläufer des Marienkultes in der frühen Kirche*

Dr. Anne Jensen, Tübingen

Mariologische Entwicklungen im Mittelalter

Prof. Dr. Dr. h. c. Elisabeth Gössmann, Tokyo

Maria – ein »Spiegel der Schönheit«

Das Marienbild bei Hildegard von Bingen und Mechthild von Magdeburg

Dr. Margot Schmidt, Eichstätt

Das Menschliche im Göttlichen

Zur Mariologie der Renaissance

Dr. Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, München

Maria – Schwester oder Mutter im Glauben?

Chancen und Schwierigkeiten in Verkündigung und Katechese

Prof. Dr. Herlinde Pissarek-Hudelist, Innsbruck

Thesen zur gegenwärtigen Mariologie

– aus feministischer Sicht

Prof. Dr. Dr. h. c. Elisabeth Gössmann, Tokyo

– aus befreiungstheologischer Sicht

Prof. Dr. Herlinde Pissarek-Hudelist, Innsbruck

In einigen Vorbemerkungen zu ihrem Referat stellte Herlinde Pissarek-Hudelist die Frage nach Maria in verschiedenen Kontexten:

(1) »Die Praxis der Theorie« (M. Bußmann)

Die frauenfeindlichen theologischen Aussagen, auf die wir auch in diesen beiden Tagen immer gestoßen sind, blieben nicht folgenlos. Die Position zwischen Eva »unten« und Maria »oben« hat sich allzuoft für die Einschätzung der konkreten Frauen als verhängnisvoll erwiesen.

Die fürchtbarste »Praxis der Theorie« waren die Hexenprozesse. 1486 wagte der mutige Brixener Fürstbischof Georg Golser, den Dominikaner Sprenger des Landes zu verweisen, der in Innsbruck bereits 13 Frauen zum Tode verurteilen wollte. 1487 erschien der »Hexenhammer«, jenes fürchterliche Lehrbuch der Sexualneurosen und Sexualpathologie seiner Verfasser Sprenger und Institoris, das 300 Jahre lang so vielen Menschen, überwiegend Frauen und Mädchen, aber auch Kindern beiderlei Geschlechts und Männern das Leben kostete.

(2) Die Kirche hat sich mit Mühe im II. Vatikanischen Konzil zu einer Verurteilung des Antisemitismus durchgerungen. Ein Schuldbekennnis bezüglich ihres Antifeminismus – wenigstens hinsichtlich der Hexenprozesse – steht noch aus. Weder positive Äußerungen über Frauen noch das Marienkapitel in ›Lumen gentium‹ lassen darüber hinwegsehen.

(3) Bereits bei Cyrill von Alexandrien – also genau im Umkreis der Dogmatisierung der Theotokos, der Gottesgebälerin, durch das Konzil von Ephesus (431) – gibt es eine unheilvolle Trias von Antijudaismus, Antipaganismus und Antifeminismus. Hier heißt es, aus der Vergangenheit zu lernen und in der Gegenwart wachsam zu sein. Überlegungen, »ob die Weiber Menschen seyn«, ob die Juden Untermenschen oder die Lateinamerikaner Nicht-Menschen sind – all diese Menschenverachtung ist lebensgefährlich, und ihre theologischen Wurzeln müssen ausgerissen werden. Gleichzeitige Marienverehrung wird sonst zum Alibi umfunktioniert.

(4) Marienverehrung stellt eine kritische Rückfrage an die Theologie dar: Hat sie über Gott so geredet und gedacht, daß sie den Menschen half, mit ihm zu leben und zu sterben? – Hat sie beim Bedenken der Glaubenswahrheiten Kopf, Herz und Spiritualität beisammengehalten? – Hat sie die Menschen mit all ihren Fähigkeiten angesprochen oder nur die Köpfe? – Hat sie nicht allzuoft das Bild eines herrscherlichen, strafenden, richtenden Gottes gezeichnet? – Hat sie nicht auch Jesus Christus zu einem strengen, fernen Richter gemacht, seine Gottheit überbetont und seine Menschheit nicht genügend ernst genommen? – Hat sie nicht den Heiligen Geist vergessen?

(5) Es ist anmaßend, sich hochmütig über die Marienfrömmigkeit von Jahrhunderten zu erheben, für die Gott, für die Jesus Christus unendlich weit weg waren und die überdies in einer streng hierarchisch gegliederten patriarchalen Gesellschaft abliefen.

Die Einfachen, die stumm Leidenden, die »gekrümmten« Frauen zumal haben sich an Maria gewandt. Die Mutter mit ihrem Kind – das war für sie verständlich und nahe. Es gibt offensichtlich eine unausrottbare Sehnsucht nach dem Weiblichen und Mütterlichen in den Religionen. Und wieviel Wärme, Lebendigkeit, Anschaulichkeit, Sinn-

lichkeit würde unseren Kirchen fehlen, wenn es die Darstellung der Mutter mit ihrem Kind nicht gäbe?

Maria war für Frauen wohl oft eine, die einzige Hoffnung, wenigstens sie würde sie in ihrer oft unaussprechlichen Not verstehen, die es im Umkreis ihrer Leiblichkeit und Sexualität gab.

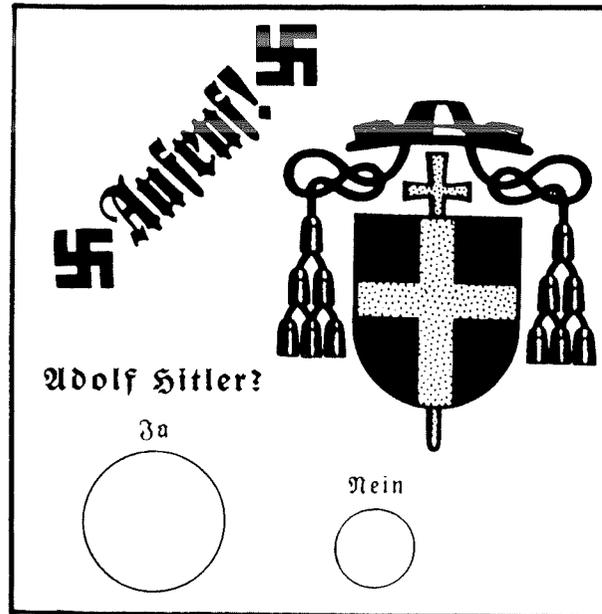
Herabgesetzt in ihren doch vom Schöpfer gegebenen leiblichen Funktionen, zurückgewiesen vom Altarraum sogar als Ordensfrauen und auch von der Kommunion, wenn sie menstruierten, schwanger oder in der Zeit des Wochenbetts waren: es gab kein Mitleid für Frauen in dieser Männerkirche. Ich habe bis jetzt in der ganzen Predigtliteratur durch die Jahrhunderte hindurch kein Beispiel gefunden für Mitleid mit den Frauen – nur erinnern an die eheliche Pflicht. Auch Luther sagte: »Denn eyn weibs bild ist nicht geschaffen jungfrau tzu syn, sondern kinder zu tragen... Ob sie sich aber auch müde und zuletzt (daran) todt tragen, das schadt nicht, laß todt tragen, sie sind darum da.«

Und warum fällt es keinem Papst ein, ein Mann könne sich vielleicht auch aus Rücksicht und Liebe zu seiner Frau für eine andere Empfängnisregelung als die Zeitwahl entschließen?

(6) Warum ist die Theologie so wenig empfindlich dafür, wo es um vermännlichte Vergötzung des Gottesbildes geht? Und warum so viel Abwehr, wenn gestützt sogar auf die Bibel, nach weiblichen Gottesbildern gefragt wird? Daß Gottvater in unzähligen Barockkirchen als alter Mann mit weißem Bart vorgestellt wird, stört anscheinend niemanden. Aber wer wagt es, sich Gott als eine alte Frau vorzustellen?

(7) Wir sollten Maria nicht verwenden, um uns gegenseitig zu bekämpfen. Maria sollte auch nicht dazu herangezogen werden, um die Diskussion über Ämter und Dienste von Frauen abzuschmettern. Vor allem Männer der Kirche sollten Maria nicht benutzen, um Frauen an ihrem Platz und klein zu halten.

Eine Publikation ist in der Reihe *frauenforum* des Verlags Herder erschienen: *Maria – für alle Frauen oder über allen Frauen?*, hrsg. v. Elisabeth Gössmann und Dieter R. Bauer, Freiburg i. Br. 1989.



Gelegen oder ungelegen – Zeugnis für die Wahrheit

Zur Vertreibung des Rottenburger Bischofs im Sommer 1938

11. – 12. Juni
Stuttgart-Hohenheim
56 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer
Dr. Abraham Peter M. Kustermann

Referenten:

Prof. Dr. Joachim Köhler, Tübingen
Msgr. Paul Kopf, Ludwigsburg
Antonia Leugers, München
Dr. Roland Müller, Marburg
Dr. Dr. Heinz-Albert Raem, Wuppertal

Bei zunehmender, weil sachlich gebotener Ausweitung auf einen umfassenderen zeitgeschichtlichen Kontext und unter besonderer Berücksichtigung der eigenen Diözese bildet der Themenbereich »Kirche und III. Reich« einen festen Bestandteil der Akademiearbeit. So war es fast selbstverständlich, den 50. Jahrestag der Vertreibung von Bischof Sproll aus seiner Diözese in einer Tagung aufzugreifen. Auch war es das besondere Anliegen von dessen zweitem Nachfolger auf dem Rottenburger Bischofsstuhl, Dr. Georg Moser (er wäre am Tag vor unserer Veranstaltung 65 Jahre alt geworden), die Erinnerung an den »Bekennerbischof« wachzuhalten bzw. zu wecken und zu stärken.

Neben der Erinnerung an die damaligen Vorgänge und der Ehrung einer mutigen Bischofsgestalt – dem waren andere Gedenkveranstaltungen in der Diözese hauptsächlich gewidmet – sollten die Ereignisse von 1938 und die Entscheidung des Bischofs vor dem weiteren Hintergrund der allgemeinen Zeitgeschichte, der Kirchenpolitik dieser Jahre und der Biographie Joannes Baptista Sprolls in Blick genommen werden.

Mit der jeweils speziellen Akzentuierung der Beiträge von R. Müller (*Württemberg zwischen Krise und Krieg. Der zeitgeschichtliche Hintergrund*), H.-A. Raem (*Kirchenkampf auf Biegen und Brechen. Von der Enzyklika »Mit brennender Sorge« bis zum Reichsparteitag der Arbeit*) und P. Kopf (*Die Vertreibung von Bischof Joannes Baptista Sproll. Ursachen – Verlauf – Reaktionen*) sowie der Präsentation neuer, bisher noch nicht veröffentlichter Forschungsergebnisse von J. Köhler (*Bischof Sproll und die Friedensbewegung der zwanziger Jahre*) und A. Leugers (*»Heiligste Pflicht zwingt uns zu sprechen ...«.* *Kirchenpolitische Kontroversen im deutschen Episkopat um den geplanten Hirtenbrief von 1941*) bildete die Tagung insgesamt einen nicht unbedeutenden Beitrag zur Erforschung und Darstellung kirchlicher Zeitgeschichte.

Eine Publikation in der Reihe »Hohenheimer Protokolle« (Bd. 28) ist in Vorbereitung.

Judenpogrome

Zum 50. Jahrestag der »Reichskristallnacht«

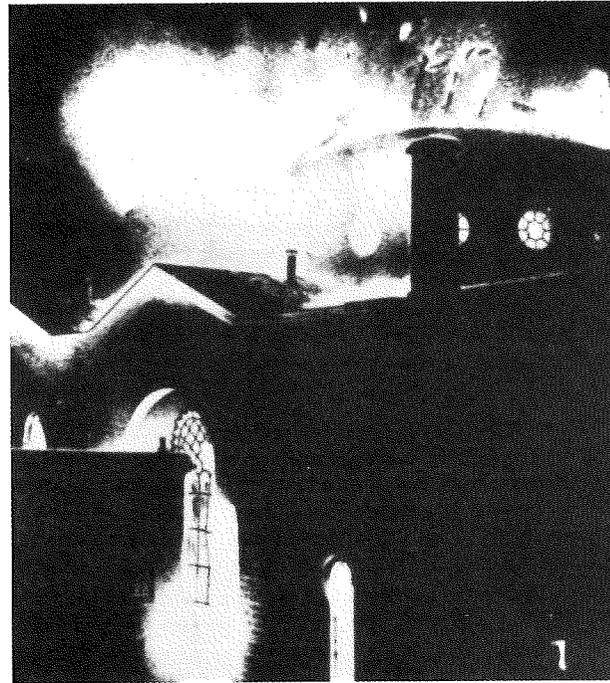
5. – 6. November
Stuttgart-Hohenheim
41 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer

In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 brannten die Synagogen, wurden jüdische Friedhöfe geschändet, Geschäfte und Wohnungen geplündert und demoliert; Juden wurden mißhandelt, verschleppt, erschlagen – öffentlich, überall in Deutschland. Doch die nicht-jüdischen Mitbürger, Nachbarn und Freunde, schwiegen. Die mitmenschliche Solidarität war weitgehend zerbrochen.

Erinnerung an die sogenannte »Reichskristallnacht« – der zynisch anklagende Begriff wirkt heute nur noch fatal verharmlosend – bedeutet Erinnerung an das moralische und politische Versagen vieler, der meisten Christen und der Kirchen als Ganzes: »Am Tag des Synagogensturms hätte die Kirche schwesterlich neben der Synagoge erscheinen müssen. Es ist entscheidend, daß das nicht geschah. Aber was tat ich selbst? Als ich von den Bränden, Plünderungen, Greueln hörte, verschloß ich mich in meinem Arbeitszimmer, zu feige, um mich dem Geschehenden zu stellen und etwas zu sagen.« So klagte später Reinhold Schneider seine Kirche, aber auch sich selbst an. – Die furchtbarsten Verbrechen am jüdischen Volk sollten noch folgen.

Erinnerung an das Novemberpogrom von 1938 bedeutet aber auch Erinnerung an im Ansatz weit zurückreichende, doch durch die Jahrhunderte bis heute wirkungsmächtige Traditionen und eine Kette sich fort-pflanzender Schuld in unserer Geschichte – einer Geschichte, der wir uns stellen müssen: »Die praktische Redlichkeit unseres Erneuerungswillens hängt auch an dem Eingeständnis von Schuld und an der Bereitschaft, aus dieser Schuldgeschichte unseres Landes und auch unserer Kirche schmerzlich zu lernen.«



Brennende Synagoge (Stuttgart 1938)

Referate:

Kain, wo ist dein Bruder Abel?

Die Leidensgeschichte der Juden in Württemberg

Dr. Werner-Ulrich Deetjen, Rosenfeld-Täbingen

Die publizistische Vorbereitung eines Pogroms im 17. Jahrhundert: der sogenannte Fettmilch-Aufstand in Frankfurt am Main (1612-14)

Prof. Dr. Winfried Frey, Frankfurt a.M.

»Reichspogromnacht« im November 1938: das Beispiel Tübingen

Dr. Benigna Schönhagen, Stuttgart

Unser Glaube an Jesus Christus und der Judenhaß

Prof. Dr. Dr. Rupert Feneberg, Weingarten

Im folgenden ein Zitat aus dem Wort der Bischöfe zum Verhältnis von Christen und Juden aus Anlaß des 50. Jahrestages der Novemberpogrome 1938 – grundlegend für einen wichtigen Bereich der Arbeit an unserer Akademie:

Der Rückblick auf den November 1938 und die zwölf Jahre nationalsozialistischer Herrschaft ist bedrückend. Manche fragen darum, ob die Erinnerung an die Vergangenheit nicht einmal ein Ende haben solle. Aber man kann die eigene Geschichte nicht nur selektiv akzeptieren und das Belastende ausblenden. Wir müssen die Last der Geschichte annehmen. Das sind wir den Opfern schuldig, deren Leiden und Tod nicht vergessen werden darf. Das sind wir den Überlebenden und Angehörigen schuldig, weil sonst jedes Gespräch mit ihnen und jedes neue Miteinander unmöglich wäre. Aber wir sind es auch der Kirche und damit uns selbst schuldig. Denn die Geschichte ist nicht etwas Äußerliches, sie ist Teil der eigenen Identität der Kirche und kann uns daran erinnern, daß die Kirche, die wir als heilig bekennen und als Geheimnis verehren, auch eine sündige und der Umkehr bedürftige Kirche ist. Darum müssen wir ein nie nachlassendes Interesse daran haben, uns diese Geschichte möglichst umfassend und zutreffend zu vergegenwärtigen. Aus diesem Grunde werden wir die Erforschung und Darstellung unserer Geschichte auch künftig nach Kräften fördern und das in unseren Möglichkeiten Stehende tun, damit im Religionsunterricht, in der Katechese und auf anderen Feldern die historische Wahrheit unverkürzt gelehrt wird. Um dieser Wahrheit willen werden wir aber auch gegen alle Versuche aufzutreten, die Geschichte für aktuelle Auseinandersetzungen in Kirche, Staat oder Gesellschaft zu instrumentalisieren und für unsachliche Angriffe gegen einzelne oder ganze Gruppen zu mißbrauchen. Auch dies gebietet der Respekt vor den Opfern. Die Geschichte annehmen heißt, sich ihren Licht- und Schattenseiten zu stellen.

5 Himmlers

45. Stellg. d. Ordens:

46. Anhilger:

47. Demanzplant:

48. Geistl. ober weltl. Gericht:

49. Richter:

50. Beteiligte Declamen:

51. Gutachten

52. Beteiligte Geistl. Ord.

53. Fortschreiter:

54. Scharführer:

Erhalten am: Günther, Lambert

Grund: Gefangenschaft und Folter:

3. Jäger: geistl. n. yvind. Baum.

mit ihm: aufgegeben, usw.

28. Gehörnis: wippt

27. Urteil: 31. Jäger: Jäger, Jäger.

Himmlers Hexenkartothek

Das Interesse des Nationalsozialismus an der Hexenverfolgung

Fachtagung mit dem Arbeitskreis Interdisziplinäre
Hexenforschung (AKIH)

2. – 4. März
Stuttgart-Hohenheim
50 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer
Doz. Dr. Sönke Lorenz

Referate:

Wie entstand die Kartothek, und wem war sie bekannt?
Prof. Dr. Gerhard Schormann, Düsseldorf

Hexenwahn-Interpretationen im »Dritten Reich«
Barbara Schier, München

*Eine von Himmler angeregte antikirchliche Kampfschrift
Arnold Ruges über die Hexenprozesse (1936)*
Dr. Klaus Graf, Marburg

Die Hauptströmungen nationalsozialistischer Volkskunde-Arbeit
Prof. Dr. Wolfgang Brückner, Würzburg

Zur Prämisse europäischer Kultkontinuitäten der Hexenforschung. Von Murray bis Ginzburg
Prof. Dr. Dieter Harmening, Würzburg

Die Bearbeitung der sponheimischen und kurtrierischen Hexenprozeßakten durch die Mitarbeiter des Sonderkommandos
Walter Rummel, Trier

NS-Historiker und Archivbeamte im Kampf mit den Quellen: Das Beispiel der Archive Bayerns
Dr. Wolfgang Behringer, München

Skizze des bisher Erreichten und Leitfragen
Prof. Dr. H. C. Erik Midelfort, Charlottesville (Virginia/USA)

Leider mußte der Beitrag über *Heinrich Himmler: seine Weltanschauung und seine Rolle im Nationalsozialismus* ausfallen (wegen Erkrankung). – Eine Publikation wird vorbereitet.

Unter dem Titel »Himmlers Hexenkartothek war eine stumpfe Waffe« berichtete Mirko Weber in der STUTTGARTER ZEITUNG vom 7. März 1988, S. 2:

(...)

Der Reichsführer SS Heinrich Himmler und sein Kampfverband gaben sich durchaus nicht mit politischer Einflußnahme zufrieden. Himmler suchte stets beflissen nach »ideengeschichtlichen Abstützkrücken«, nach Theorien, welche den Gegner moralisch als minderwertig bloßstellen sollten, um dessen physische Vernichtung gegebenenfalls argumentativ absichern zu können. Und so war das von ihm 1935 gegründete »Hexen-Sonderkommando« nicht nur eine Institutionalisierung seiner Narrheiten. Es hatte vielmehr die Aufgabe, durch Recherchen in alten Akten der Hexenprozesse des 16. und 17. Jahrhunderts Belege für eine angestrebte Beweisführung zu sammeln, mit der dann die Bevölkerung über die Medien infiltriert werden konnte. Himmler ging es dabei um die Desavouierung der dekadenten jüdisch-christlichen Religion, die eine arisch-germanische Naturreligion verketzert und deren Repräsentanten verbrannt habe. Eine Materialsammlung zur Anklagevorbereitung gegen die Kirchen also, die nach den Juden, nach dem »Endsieg« ohne Ausnahme – wäre es nach Hitler gegangen – der Verfolgung hätten anheimfallen sollen. Sinn und Nutzen der Kartothek und ebenso Sinn und Nutzen einer heutigen wissenschaftlichen Beschäftigung damit zu klären, war Anliegen einer von Historikern und Volkskundlern gut besuchten Tagung der Katholischen Akademie in Stuttgart-Hohenheim.

Gerade für Himmler, bayerisch-katholisch erzogen, gab es einen antirömischen Affekt. In den Christen überhaupt sah er nach den Juden den zu eliminierenden Feind nationalsozialistischer Naturmystik und Weltgläubigkeit. Gleich Rosenberg beurteilte er die christlichen Überzeugungen als einen Anschlag auf die nackte, starke Natürlichkeit des Menschen, die »Pfaffen« waren die Hexenverfolger schlechthin. Der römische Papst als Oberhaupt einer unarisch-naturfeindlichen Religion erschien ihm als unmittelbarer Nachfolger des Heruspex. Denn schon dem nichtarischen Oberpriester der Etrusker, in deren Nachfolge das judao-christliche Papsttum und Kardinalskollegium Rosenbergs Ansicht nach stand, haftete dieses naturfeindliche Stigma an.

Die klassisch-nordische Antike aber habe keine Lehrkonzile, Inquisitionen und Scheiterhaufen gekannt. Einige volkskundlich orientierte Referate zeigten durchaus auf, daß es Himmler nicht unbedingt um die Rehabilitierung der Hexen ging; es ging ihm um Schuldzuweisungen schlechthin an die Adresse der gehaßten Kirche. Daß gerade die Volkskunde aufgrund ihrer »Blut-und-Boden«-Einstellung im Dritten Reich eine von den Nationalsozialisten gern benutzte Wissenschaft war (und sich von ihnen auch gerne mißbrauchen ließ), erweist sich immer noch als schwer verdaulicher Brocken für die heutigen Vertreter dieser Zunft.

Die »Hexen-Kartothek« war lediglich fünf Jahre lang ein Hätschelkind Himmlers. Danach wandte er sich der ihm

wichtigsten Aufgabe zu, der Organisation der Vernichtungslager. Mittels eines Fragebogens, der oft nur unvollständig ausgefüllt wurde, wie der Düsseldorfer »Entdecker« der Kartothek, Gerhard Schormann, mitteilte, wurden die Mitarbeiter des Stabes in alle Arten von Archiven geschickt. Operationsgebiet waren das gesamte Großdeutsche Reich und seine Protektorate. Acht Jahre dauerten die Recherchen, 30 000 Materialblätter entstanden, 150 Archive und Bibliotheken wurden ausgewertet.

Das »Begriffsregister« für die Hexenprozesse enthielt unter anderem Fragen nach Foltermethoden, sexueller Abartigkeit der Verhörer, Widerstand der Opfer, sadistischen Methoden, Herkunft und Familienabkunft möglichst als Ariernachweis der von Artfremden verfolgten indogermanischen weisen Frauen. Angelegt wurde die Kartothek, ausgewertet nie. Durch Schlampigkeit der Rechercheure, hier wurden vor allem arbeitslose Akademiker beschäftigt, und latentes Desinteresse der Archivare kam es zum Teil zu grotesken Fehlern, wie der Trierer Walter Rummel darstellte.

Die historische Vision von der Entlarvung der kirchlichen Lügenfratze artete in Aktionen nackten Dilettantismus aus. Die »Hexenforscher« tarnten sich gegenüber der Öffentlichkeit, gaben oft Dissertationsvorhaben an. Die Qualität der Erhebungen zeigt aufgrund einer rein ideologischen Absicht ein höchst mangelhaftes Niveau. Die Beauftragten finden zu keiner methodischen Linie. Der Fragebogen war in vollständiger Unkenntnis der Quellen des 17. Jahrhunderts angelegt worden. Sie konnten nicht hergeben, was Himmler in ihnen suchen ließ. Denn die Hexengerichte von damals waren nicht mit Nazis besetzt.

Von den Sammlungen des Sonderkommandos war kein tieferer Aufschluß über die Dekadenz der jüdisch-christlichen Religion zu erwarten. Aufwertung der germanischen Naturreligion allerdings lag bei dieser Vorgehensweise auch nicht im Bereich des Möglichen. Im Laufe der Jahre – und zumal nach Kriegsbeginn – gab diese nutzlose Wühlarbeit des Hexen-Sonderkommandos, das nach dem Aufgehen des SD im Reichssicherheitshauptamt eine Dienststelle in der Abteilung Archivamt bildete, jedoch dem einzelnen die Möglichkeit, ein warmes Archiv der kalten Front vorzuziehen. 1943 wurde das Kommando aufgelöst, das Material nach Polen ausgelagert, Mikrofilme besitzt das Bundesarchiv. Für die Interessen der Historiker und Hexenforscher heutiger Prägung ist die Kartothek nutzlos. Himmlers Privatspleen, Material zu sammeln für einen ideologisch untermauerten Angriff gegen die Christen, verlief methodisch im Sande. Was aber nicht heißt, daß er nach dem »Endsieg« die Abrechnung mit den Kirchen nicht tatsächlich angestrengt hätte. Aufwand und Ergebnis stehen in keinerlei Verhältnis. Neue Erkenntnisse für die Hexenforschung gibt es nicht. Die Kartothek ist ein wahnsinniges Rädchen in einem wahnsinnigen Betrieb.



Hexen heute

6. – 8. Mai
Weingarten
85 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer
Prof. Dr. Dieter Harmening

Das Hexenthema hat Konjunktur. Hexen sind – der Aufklärung zum Trotz – in einer Flut von Publikationen, in allen Medien und auch im Dienstleistungsbereich auf dem Markt präsent. Ein primitives Interesse an der »Verführerin«, der Frau als Sexualobjekt, ist dabei ebenso erkennbar wie die alte Sehnsucht nach einer »anderen Wirklichkeit«. Im Umfeld von »New Age« gewinnen Magie, Zauberei und Hexerei neue Strahlkraft. Das Bemühen um Selbstfindung führt manche zur Beschwörung mythisch-überhöhter Frauenbilder; feministisch enga-

gierte Frauen entdeckten das Schicksal der »Hexen« in unserer Geschichte für sich neu.

Es ging darum, mit dieser Tagung das Phänomen überhaupt einmal in seiner facettenreichen Breite darzustellen, in bestimmte »gesellschaftliche Nischen« hinein auszuloten und so öffentlich zu machen und auf seine große, anscheinend noch zunehmende Bedeutung in unserer Gesellschaft hinzuweisen. Möglich wurde dies durch die Vorarbeiten eines Studienprojekts an der Universität Würzburg unter Leitung von Dieter Harmening.

Referate:

Hexenbilder – alte und neue Einfärbungen
Prof. Dr. Dieter Harmening, Würzburg

Hexen auf Reisen: Hexenausstellungen
Hildegard Gerlach, Freiburg i.Br.

Hexenglaube – noch heute?
Dr. Inge Schöck, Stuttgart

Hexerei in Verleumdungsprozessen
Dr. Hans-J. Pintschovius, Hamburg

Zaubereiannoncen
Josef Röhl, Würzburg

Okkultkommerz und Magietraditionen
Prof. Dr. Dieter Harmening, Würzburg

*»Zwänge zwingen«
Über den magischen Willen*
Max Hidringer, Würzburg

*Geheimwissen für alle
Von Hexen und magischer Welt zum Groschenheft*
Kurt Stefan Weber, Würzburg

*»Bezaubernde Jeanny«
Die begehrenswerte Superfrau als ein aktualisiertes
Hexenbild*
Petra Krause-Hassepaß, Würzburg

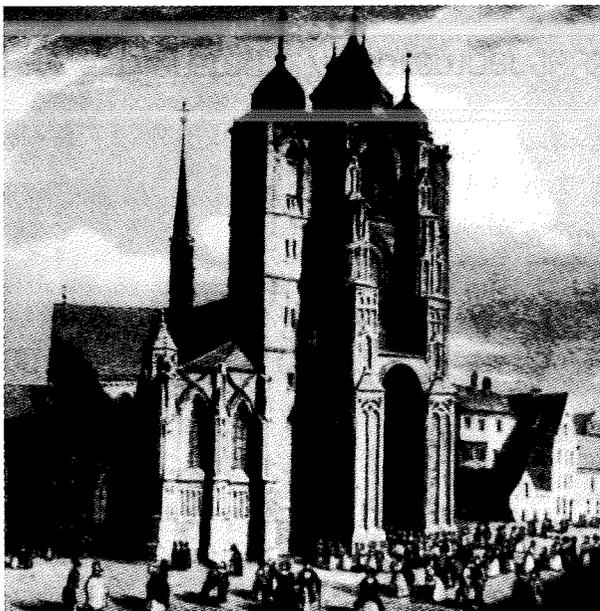
»Neue« Hexen für den Pranger
Petra Maessen, Würzburg

Sex und Sex = eine Hex'?
Sexualität bei Hexen
Heidemarie Kirchner, Würzburg

*»Entstanden im Anfang der Welt«
Die Faszination des Ursprungs*
Angela Treiber, Würzburg

*»Ich bin eine Hexe«
Mythische Frauenbilder oder feministische Kampfmeta-
phorik?*
Dr. Daniela Müller, Würzburg

Eine Umfrage vom August 1986 mit der vorsichtig formulierten Frage: »Glauben Sie, daß es Menschen gibt, die ihren Mitmenschen etwas ›anhexen‹ können?« ergab – so berichtet Inge Schöck – folgendes Bild: Mit »Ja, bestimmt« antworteten 13%, mit »Möglich« 21%. Faßt man diese beiden Gruppen zusammen, dann ergibt sich daraus, daß mittlerweile gut ein Drittel der bundesdeutschen Bevölkerung, also über 20 Millionen Menschen, die Möglichkeit des »Anhexens« und damit der Hexerei nicht ausschließen will.



Konstanz: Münster

Die Diözese Konstanz

Geschichte – Institutionen – Persönlichkeiten

26. September – 1. Oktober
Weingarten
73 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer
Prof. Dr. Karl Suso Frank
Prof. Dr. Rudolf Reinhardt

Referate:

Zur Geschichte der Diözese Konstanz. Ein Literaturbericht

Prof. Dr. Rudolf Reinhardt, Tübingen

Konstanz: Gründung und frühe Zeit

Prof. Dr. Helmut Maurer, Konstanz

St. Pelagius, der unbekannte und vergessene Diözesanpatron

Prof. Dr. Karl Suso Frank, Freiburg i.Br.

Rudolf von Montfort, Bischof von Konstanz
Prof. DDr. Karl-Heinz Burmeister, Bregenz

Die Liturgie in der Diözese Konstanz
Dr. Werner Groß, Rottenburg

Die Münzen und Medaillen der Bischöfe von Konstanz
Dr. Ulrich Klein, Stuttgart

Die Gründung der Universität Tübingen und der Konstanzer Bistumsstreit
Dr. Waldemar Teufel, Rottenburg

Die geistliche Zentralverwaltung der Diözese
Dr. Georg Wieland, Friedrichshafen

Die Diözese Konstanz und die Nuntiatur in Luzern
Prof. Dr. Konstantin Maier, Luzern

*Die nachtridentinische Pfarrvisitation
Ihre Rechtsgrundlagen und ihr Verlauf am Beispiel des Kantons Luzern*
Dr. Anton Gössi, Luzern

Die Bischöfe von Konstanz und die weltliche Gewalt: das Beispiel Österreich
Prof. Dr. Rudolf Reinhardt, Tübingen

Die Ausbildung der Priester in der Diözese Konstanz im 17. und 18. Jahrhundert
Prof. Dr. Joachim Köhler, Tübingen

Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg (1774-1860), Generalvikar (1802-1817) und Verweser (1817-1827) des Bistums Konstanz
Prof. Dr. Manfred Weitlauff, München

Das Ende des Hochstifts und Bistums Konstanz (1803-1821/27)
Xaver Bischof, Emmenbrücke

Konstanz als südwestdeutsche Bischofsstadt
Prof. Dr. Jürgen Sydow, Tübingen

Konstanzer Traditionen im Erzbistum Freiburg
Dr. Karl-Heinz Braun, Freiburg i.Br.

»Diözesangeschichte« - Möglichkeiten und Grenzen
Dr. Brigitte Degler-Spengler, Basel

Ehemalige Diözese Konstanz

Das einst größte Bistum im Schauglas der Historiker

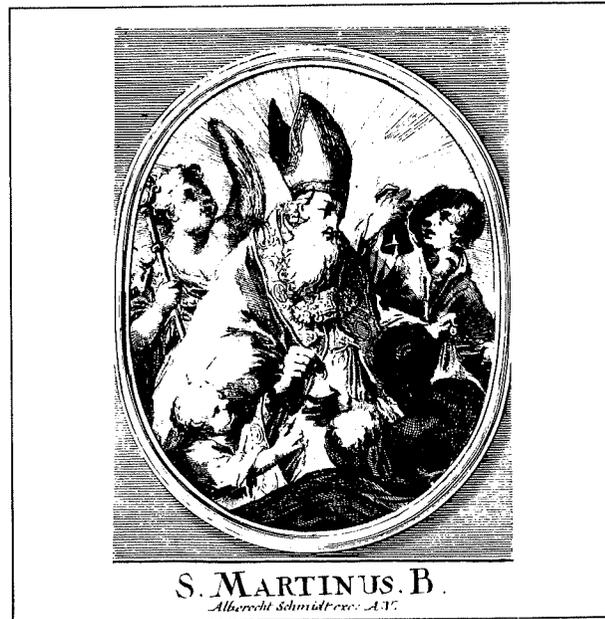
Geschichtsvereine von Rottenburg und Freiburg tagten erstmals gemeinsam

WEINGARTEN. – Mit dem ehemaligen Bistum Konstanz hat sich der Geschichtsverein der Diözese bei seiner diesjährigen Studientagung in Weingarten beschäftigt. Das Bistum Konstanz, Vorgängerdiozese von Rottenburg, Freiburg, Mainz, Fulda und Limburg, war einst das größte Bistum des alten Reiches und umfaßte das Gebiet vom Hohenasperg bis zum Gotthard und vom Rhein bis an die Iller. Zur Tagung hatten Geschichtsverein und Katholische Akademie deshalb auch erstmals zusammen mit dem Kirchengeschichtlichen Verein für das Erzbistum Freiburg eingeladen.

Für die Gründung der Diözese Konstanz war nicht nur die gute Lage der Römischen Siedlung Constantia wichtig, sondern vor allem die Zuweisung eines Sprengels und damit die finanzielle Ausstattung. Das riesige Gebiet des Bistums erforderte eine gut ausgebaute Zentralverwaltung. In den Bereich der Verwaltung gehörte auch die päpstliche Nuntiatur, die ihren Sitz in Luzern hatte und die wegen der geringen bischöflichen Präsenz in der Schweiz immer mehr bischöfliche Rechte an sich zog. Am Beispiel Luzerns erfuhren die Tagungsteilnehmer Einzelheiten über die Institution der Pfarrvisitation. Diese war ein wichtiges Instrument für den Bischof, sich über den Zustand in seiner Diözese genau zu informieren. Einen Einblick in das oft spannungsgeladene Verhältnis zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt gab ein Referat über die Beziehungen des Bistums Konstanz zu Österreich sowie ein Beitrag über einen Konstanzer Bischofsstreit im späten 15. Jahrhundert.

Neben diesen mehr institutionsgeschichtlichen Themen behandelte die Studientagung auch Fragen der Frömmigkeit und Kulturgeschichte. Als Persönlichkeiten des Bistums wurden exemplarisch Bischof Rudolf von Montfort für die mittelalterliche Zeit und der Generalvikar und spätere Bistumsverweser Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg als hervorragende Persönlichkeit in den letzten Jahren des Bistums vorgestellt.

Einen Höhepunkt der Veranstaltung bildete eine Exkursion nach Konstanz, wo vor allem die ehemalige Bischofskirche Interesse fand.



Volkstümliche Frömmigkeit im Spiegel von Andachtsbuch und kleinem Andachtsbild

11. – 13. November
Weingarten
36 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer
Dr. August Heuser

Referenten:

Wolfgang Urban, Rottenburg
Doz. Dr. Peter Ochsenbein, St. Gallen
Dr. Gregor M. Lechner OSB, Göttweig
Dr. Klaus Welker, Freiburg i. Br.
Richard Englert, Freiburg i. Br.
Dr. Dr. Francis Kyewalyanga, Freiburg i. Br.
Thomas Schwarz, Freiburg i. Br.
Heribert Hummel, Stuttgart

Im Rahmen von Alltagsgeschichte, »Geschichte von unten«, Mentalitätsgeschichte finden historische Volkskultur und Volksreligion heute verstärkt das Interesse der Geschichtswissenschaft wie einer breiteren historisch interessierten Öffentlichkeit. Auch im Bereich der Theologie und bei Verantwortlichen in der Kirche werden volksläufige Frömmigkeitsformen wieder stärker beachtet. Andachtsbild und Andachtsbuch verdienen in diesem Zusammenhang besondere Aufmerksamkeit; beide gewannen seit dem späten Mittelalter zunehmend Bedeutung für die private Frömmigkeitspraxis. Es erscheint lohnend, unter Frömmigkeits-, aber auch kunstgeschichtlichen Aspekten dem Wandel von Form und Funktion nachzugehen.

Die Ausstellung – verantwortet von Pfarrer Heribert Hummel – zeigte kleine Andachtsbilder, volkstümlich: »Heiligenbildchen«, aus den Sammlungen der Diözesanbibliothek und des Diözesanmuseums, beide in Rottenburg am Neckar. Die Sammlungen umfassen zusammen genommen ca. 40 000 Bildchen, vornehmlich des 18. und 19. Jahrhunderts. Eine Auswahl aus diesen Beständen wurde hier erstmals im größeren Rahmen präsentiert und versucht, Formen und Funktionen der Andachtsbilder an exemplarischen Beispielen aufzuzeigen. Die Ausstellung verwies auf die verschiedenen Materialien, die Reproduktionstechniken, die Möglichkeiten der Kolorierung oder der Verzierung, aber auch auf die ganz unterschiedliche Verwendung als Wallfahrtsbildchen, Bruderschaftsbildchen, Taufandenken, Osterzettel, Primiz- oder Sterbebildchen.

Schwäbische Zeitung vom 15. November 1988

Zum Thema kleines Andachtsbild

In der Akademie sind ca. 500 Exemplare zu sehen

Weingarten. »Die Leute sind ja findig, wenn sie den letzten Willen eines Verstorbenen umgehen wollen«, witzelte Pfarrer Heribert Hummel in seiner Eröffnungsrede in der katholischen Akademie der Diözese auf dem Martinsberg. Gemeint war der Sammler August Stubenvoll, der aus der Verbitterung über sein Lebensschicksal verfügt hatte, nichts von seinen Kunstschätzen der Stadt Ellwangen zu überlassen. Als »findig« hatte sich dessen Universalerbe Friedrich Laun erwiesen, indem er einen Teil der Sammelobjekte schließlich im Ellwanger Schloß – das nicht zu Ellwangen gehört – im Schloßmuseum ausstellte.

Doch was hatte August Stubenvoll so eifrig gesammelt? »Alles, was mit Heiligem zu tun hatte«, faßte es der Referent bündig zusammen. Und so sind nun auch kleine Andachtsbilder aus der heutigen Sammlung der Diözesanbibliothek und des Diözesanmuseums in Rottenburg Thema einer neuen Ausstellung im Tagungsgebäude der Akademie, vornehmlich die kleinformatigen Zeugnisse Stubenvollscher Sammelleidenschaft, erweitert durch die Privatsammlung von Pfarrer Albert Pfeffer, Vorsitzender des Diözesanvereins bis zu seinem Tode im Jahre 1937.

Rund 500 Heiligenbildchen aus dem 18. und 19. Jahrhundert sind in den barocken Gängen zu sehen. Geordnet wurden sie zum großen Teil vom Stubenvoll-Erben und Domkapitular Laun – nicht wie es zu erwarten gewesen wäre nach künstlerischen Gesichtspunkten, sondern als »pädagogisches Hilfsmittel«. Die Vitrinen der Ausstellung geben so eine umfassende Übersicht über die vielseitigen Formen und Funktionen der Andachtsbilder. Die Sammelstücke Albert Pfeffers wurden integriert und umsortiert. Mit einem neuen Aspekt – nämlich dem Andachtsbild als eigenständigem künstlerischem Produkt – ergänzen kleine Wallfahrtsbilder, für die der Pfarrer eigens Künstler beauftragt hatte, die fromme Palette. Verlagsdrucke, auf Vielfältigung angelegt und bald auch kommerziell gehandelt, kamen später hinzu.

Allerdings: Tauschbildchen in Kirchen mögen noch eine Kindheitserinnerung früher Jahrgänge sein – lebendige Praxis ist es heute wohl kaum. Mit einer Tagung zum Thema »Volkstümliche Frömmigkeit im Spiegel von Andachtsbuch und kleinem Andachtsbild« wurden die rund 45 Teilnehmer mit fachspezifischen Vorträgen und Diskussionen auf das Wiederentdecken dieser Volkskultur eingestimmt. »Ausgegraben« werden können Spitzen-, Schnitt- und Druckbildchen, bemalte Pergamentstücke, gestanzte Muster, Rosenkränze, Medaillen und Gebetsnüsse noch bis Ende Dezember im Tagungsgebäude auf dem Martinsberg. Laelia Kaderas



Horst Loreck

Krankheit: Verhängnis – Schuld, am Beispiel von AIDS

Begegnungs- und Studientagung für Seelsorger und Mitarbeiter in der Beratung

Tagung in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft für Psychologische Beratungsdienste in der Diözese Rottenburg-Stuttgart und dem Institut für Fort- und Weiterbildung der Kirchlichen Dienste

9. – 10. März
Christkönigsheim Stuttgart-Hohenheim
65 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth
Bruno Ernsperger M.A.
Hermann-Josef Ihle

Referenten:
Professor Dr. Ottmar Fuchs, Bamberg
Klinikseelsorger Gregor Schorberger, Frankfurt
Dr. med. Albrecht Ulmer, Stuttgart

Die Tagung stand in der Tradition der Klausurtagungen, die von der Arbeitsgemeinschaft für Psychologische Beratungsdienste in der Diözese Rottenburg-Stuttgart (Erziehungsberatung, Ehe-, Familien-, Lebensberatung, Telefonseelsorge) seit 10 Jahren veranstaltet werden und zu denen auch immer Seelsorger eingeladen werden.

Die Krankheit AIDS fordert Seelsorger und Berater gleichermaßen heraus und macht eine Auseinandersetzung über individuelle, gesellschaftliche, psychologische, ethische und heilsgeschichtliche Aspekte von Krankheit unumgänglich. Bewußt oder unbewußt verbinden sich mit AIDS Wertungen, in deren Folge es zu Tabuisierungen, Verurteilungen und Ausgrenzungen kommt, die Seelsorger und Berater in ihrer Arbeit vor große Probleme stellen.

Die Heilszusage des Evangeliums für den Kranken und Hilfesuchenden, die sich in unmittelbarer Zuwendung manifestieren muß, droht gerade in diesem Bereich verloren zu gehen. Damit ist die gemeinsame Verantwortung von Seelsorge und Beratung für den leidenden Menschen angefragt.

Die Tagung wollte keine Informationsveranstaltung zum Thema AIDS sein. Sie bot den Teilnehmer (Seelsorgern und Beratern) die Möglichkeit, am Beispiel AIDS

- unterschiedliche Sichtweisen von Krankheit und Schuld darzustellen und zu diskutieren
- Anregungen aus der biblischen Botschaft zum Thema aufzunehmen.

Auf dieser Grundlage konnten die Teilnehmer

- ihr Verständnis von Krankheit, Verhängnis und Schuld und entsprechende Deutungen bedenken und überprüfen;
- neue Möglichkeiten der Auseinandersetzung und des Umgangs mit dieser Problematik gewinnen.

Aus dem Beitrag des Frankfurter Klinikseelsorgers Gregor Schorberger:

»Ich sage bewußt Hauptbetroffenengruppe und nicht Risikogruppe, wie es oft in der Presse und in der Fachsprache heißt. Nach meiner Meinung wird hier schon in der Wortwahl eine Diskriminierung der betroffenen Menschen zum Ausdruck gebracht: ein Risiko für andere zu sein. Ich möchte hier die Gegenthese wagen, nicht der AIDS-Infizierte und -kranke ist zu einem Risiko geworden, sondern die Gesellschaft ist zu einem Risiko

für die kranken und leidenden HIV-Infizierten geworden. Ich hoffe, daß sich in unserem Staat die Haltung der Bundesgesundheitsministerin, Frau Rita Süßmuth, durchsetzt, die sich fragt: »Wie ergeht es dem AIDS-Kranken?« und dann sagt sie: »Allen Versuchen, die AIDS-Kranken auszugrenzen oder als Aussätzige zu bezeichnen, werden wir entschieden entgegentreten.«

Als Krankenhausseelsorger ist es für mich eine Bereicherung, von den Patienten eingeladen zu werden, an ihrem Leben mit all seinen Sonnen- und Schattenseiten teilzunehmen, Charme, Selbstbewußtsein, Kreativität und Ausstrahlung mitzubekommen. Ebenso erlebe ich auch ihr Interesse an meiner Person, an meiner Lebenseinstellung und seelsorgerischen Arbeit. Jedoch auch Unwissenheit, eigene Ängste, Fragen tauchen bei mir in der Begegnung mit den schwerkranken und sterbenden AIDS-Patienten immer wieder auf. Fragen wie diese:

Was sage ich einer Frau, die sich vor Jahren bei einer erfolgreichen Krebsoperation über eine Bluttransfusion den Virus geholt hat? Was sage ich einem Besucher, der auf nächtlichem Heimweg zusammengeschlagen worden ist, weil sein Freund wegen AIDS im Krankenhaus liegt? Wie gehe ich auf Homosexuelle zu? Wie sieht es mit meinen Vorurteilen aus? Was sage ich einem 19-Jährigen auf unserer Station, der mir begeistert erzählt, daß er sich neu verliebt hat? Was sage ich einer jungen intravenös drogenabhängigen Frau, die Angst vor Zwangsmaßnahmen hat? Ratlos blieb ich gegenüber einem Bluterpatienten, der nicht mehr wagt, mit seinen Kindern die Großeltern in Holland zu besuchen, seitdem er von dem Erlaß des Innenministers hörte, alle HIV-Infizierten an der Grenze zurückzuweisen. Was sage ich einer älteren Patientin, die sich das Leben nehmen will, da nun die volle Immunschwäche bei ihr ausgebrochen ist? Sie will die qualvolle Behandlung nicht mitmachen und den Ärzten nicht als Versuchskaninchen dienen.

Viele Erfahrungen mit AIDS-Patienten sind neu für uns. So wird zum Beispiel zum ersten Mal in der Geschichte der Krankenpflege das überwiegend heterosexuelle Krankenhauspersonal mit der Persönlichkeit des Homosexuellen konfrontiert. Im Gegensatz zu anderen Ländern liegt AIDS in unserer Gesellschaft noch so weit entfernt vom heterosexuellen Verhalten. Das Stationspersonal und auch ich begegnen diesem »anderen« sexuellen Verhalten. Hier setzt die Reflexion des eigenen Verständnisses ein. Da wir uns selbst immer wieder neu

diesen und anderen Fragen stellen, entstand auf unserer Station eine Atmosphäre der Offenheit statt Tabuisierung, Gastfreundschaft statt Verdrängung, Zuwendung statt Ausgrenzung. Aufgrund dieser Atmosphäre ist es manchem Patienten leichter gemacht, ohne Angst zu sagen – entsprechend dem Lied aus dem Musical »LA CAGE AUX FOLLE« – »Ich bin, was ich bin – ich bin, was ich geworden bin.«

Wie für mich liegt hier auch der Schlüssel für Schwestern, Pfleger, Ärzte, Putzfrauen, Sozialarbeiter, Krankengymnasten auf dieser Station trotz erheblicher physischer Belastungen zu bleiben.«

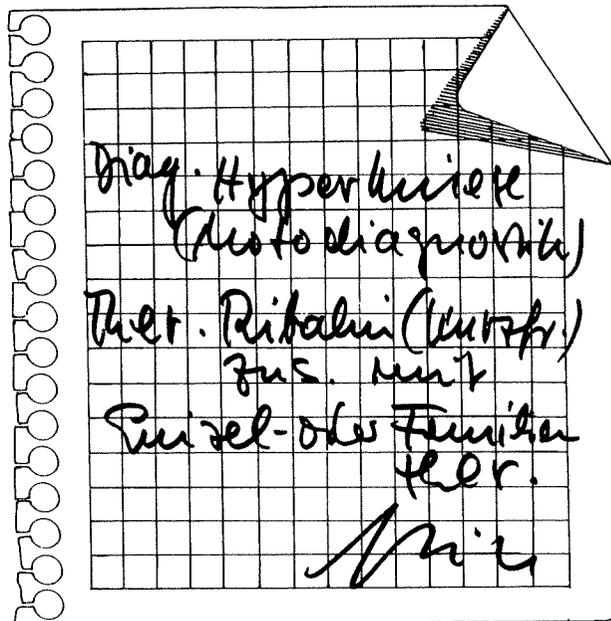
Aus dem Beitrag des niedergelassenen Arztes Dr. Albrecht Ulmer, Stuttgart:

»Ich habe im Hinblick auf diesen Tag noch einmal die Kartei auf Patienten mit HIV durchgesehen. Bei allen intensiven Gesprächen: Eine Frage nach der Schuld kommt ganz wenig zur Sprache; und ich bin sehr froh darum, denn hier würde sich ein Gefängnis mehr aufbauen, wo es ohnedies schlimm genug ist. Dann müssen wir uns fragen, ob es so ist, daß wir in der Kirche uns vom moralischen Lehnstuhl aus mehr um deren vermeintliche Schuld sorgen als sie selbst? Führt dann bei den Betroffenen nicht erst die Begegnung mit Kirche zu dem Reflex: Was bin ich für ein schuldiger Mensch? Oder was meinen die, was ich für ein schuldiger Mensch bin? Das wäre schlimm! Und das ist es! Ich bin sicher, wenn ein Gefühl von Schuld bei den Betroffenen zentral da wäre, würde es in den Gesprächen mehr herauskommen. Dafür liefert eine andere Patientengruppe einen eindringlichen Beweis. Das sind die Patienten, die in der Angst leben, AIDS zu haben. Eine ganze Reihe von Patienten, z.T. mit mehrmaligem HIV-Test, tauchen überall bei den Beratungsstellen, bei der AIDS-Hilfe und auch bei mir auf. Wahrscheinlich auch bei Ihnen. Bei diesen Patienten ist immer ganz zentral das unbewältigte Schuldgefühl, das sich in so schlimme Ängste verwandelt, daß die Menschen in den größten Nöten sind. Da erlebe ich ganz Schlimmes. Ich will Ihnen einen solchen Patienten näher vorstellen: In den letzten vier

Wochen kam ständig ein Gastarbeiter, der Angst hat, AIDS zu haben. Obwohl alles ausgeschlossen ist, geht es ihm so schlecht, daß er bittelt, baldmöglichst wieder kommen zu dürfen und daß er mir in Tränen aufgelöst in die Arme fällt. Er ist nicht hysterisch, er ist wirklich in höchster Not. Hier steht Angst im Zusammenhang mit Schuldgefühl ganz zentral. Ich kann ihm das nicht nehmen. Ich kann nur versuchen aufzufangen, mitzutragen, auszuhalten. Ich erlebe hier – und jeder kennt das ja auch – Schuldgefühle als furchtbares Gefängnis, das man nicht beiseite schieben kann. Es muß durchlebt werden. Aber es ist wichtig, da wieder herauszukommen, und dazu braucht es Menschen mit einer auffangenden und mitgehenden Grundhaltung. Was ich öfters von Infizierten höre, ist etwas Verwandtes zu Schuldgefühlen, das sind Minderwertigkeitsgefühle. Auch sie sind schlimm genug, »mein Leben als Homosexueller, was ist/war das schon wert?« Oder die Drogenabhängigen – viele ständig im Konflikt mit der Polizei, dauernd in der Not, wieder Stoff zu beschaffen; wieviele sind ganz zerbrochen an der Sinn- und Aussichtslosigkeit ihres Lebens. Überall helfen wir kein bißchen, wenn wir uns fragen, was sie für Schuld haben, und sei es vor Gott. Es hilft kein bißchen weiter und ist sicher auch Ausdruck unserer eigenen Unsicherheit. Meistens empfinde ich gerade umgekehrt in der Begegnung mit HIV-Infizierten: Wieviel sind wir ihnen schon schuldig geblieben, schon immer? Und ob wir den Drogenabhängigen genug gerecht werden, da kann man, je mehr man damit zu tun hat, große Fragezeichen machen. Was von uns gefragt ist, ist Auffangen, Mitgehen, Aushalten! Das Bedürfnis nach Nähe und Begleitung ist groß, und es ist so sehr bereichernd, wenn man sich darauf einläßt. Ich habe viele wunderbare Menschen kennengelernt, sowohl unter Homosexuellen als auch unter Drogenabhängigen und so viel elementares Mensch-Sein...

Um auf die Eingangsgedanken kurz zurückzukommen: Gerade hier spielt sich ganz viel Kirche ab. Wir müssen uns nur öffnen und in uns selbst die Vorstellungen von der Schuld anderer verarbeiten und überwinden. Ich erlebe diese Tagung hier als einen mutmachenden Aufbruch oder neuen Anstoß in diese Richtung.«

Publikation: AIDS: Eine Krankheit fordert die Christen heraus. Materialien 1/88. DM 14,-. Bestellung über das Sekretariat der Akademie.



Anpassung auf Rezept:

Schüler und Psychopharmaka

Fachtagung

29. September
Stuttgart-Hohenheim
40 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth

Referenten:
Dr. med. Hans von Lüpke, Frankfurt
Privatdozent Dr. Reinhard Voß, Dortmund

Offenkundig steigt die Bereitschaft der Erwachsenen, jegliche Art unerwünschten Verhaltens von Kindern und Jugendlichen mit Medikamenten, insbesondere mit Psychopharmaka »in den Griff zu bekommen«. Gewiß gibt es organische und psychische Indikationen, bei denen die Behandlung mit Psychopharmaka angezeigt ist. Die Grenzen zwischen eindeutig klinischen Fällen und dem breiten, diffusen Feld kindlicher und jugendlicher Verhaltensauffälligkeiten sind nicht leicht auszumachen. Neuere Untersuchungen aber weisen eindeutig aus, daß Kinder und Jugendliche mit sogenannten Entwicklungsstörungen über damit zusammenhängende Symptome eine für sie gestörte Familien-, Beziehungs- oder Schulstruktur signalisieren. Hier wird es fragwürdig, diese jungen Menschen weiterhin mit Psychopharmaka auf den »richtigen Weg« zu bringen. Daß in der Bundesrepublik jährlich fast 1,5 Millionen Kindern – das sind in diesem Bereich über 15 % aller Verschreibungen – Psychopharmaka zur Behandlung von Entwicklungs- und Leistungsproblemen verschrieben werden, spricht eine deutliche Sprache. Mit Schuldzuweisungen – an Ärzte, Lehrer, Eltern – ist es nicht getan. Die Problematik insgesamt fordert eher die Einordnung der Thematik in einen gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang, wobei Werte wie Leistung, Ordnung, Konkurrenz einerseits und grundlegende Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen andererseits aufeinander abgestimmt werden sollten.

Die Tagungsteilnehmer – Schulleiter und Beratungslehrer, Psychologen und Ärzte, Lehrer und Erzieher – gewannen die Überzeugung: Es braucht eine interdisziplinäre Kooperation der Humanwissenschaften und ganzheitliche Schulpädagogik, auffälliges Verhalten als Signale verstehen zu können (gesunde Reaktionen!), als Seismographen für Probleme in bestimmten Lebensbereichen. Diskutiert wurden Möglichkeiten stärkerer Integration von Schul- und Bildungspolitik, von Familien- und Sozialpolitik. Entsprechende Entwicklungen könnten dem Prozeß fortschreitender Medizinisierung auffälliger Verhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen begegnen.

Aus dem Referat von Dr. Reinhard Voß:

»Ob der Philipp heute still wohl bei Tische sitzen will?« – Sie kennen sicher alle die Verse des Frankfurter Nervenarztes Hoffmann, die er im Jahre 1845 in seinem berühmt gewordenen Struwwelpeter niederschrieb. Doch während solche und ähnliche unerwünschten Verhaltensweisen von Kindern von Hoffmann und vielen Elterngenerationen nach ihm als kindlicher Ungehorsam angesehen wurden, die eine Herausforderung an die Autorität von Eltern und Lehrern darstellen, läßt sich seit gut zehn Jahren eine Entwicklung feststellen, die eine ganz andere Richtung einschlägt.

Der »Zappelphilipp« unserer Tage wird mit medizinischen Namen wie »hyperkinetisches« oder »hyperaktives« Kind bezeichnet oder man spricht vom »Hyperkinetischen Syndrom« (HKS) oder einer »Minimalen Cerebralen Dysfunktion« (MCD). Die Kinder werden oft langwierigen medizinischen Diagnosen unterworfen und in vielen Fällen mit Medikamenten, allzuoft mit Psychopharmaka vom Arzt behandelt. Und dies geschieht, obwohl niemand genau weiß, was überhaupt ein »Hyperkinetisches Syndrom« ist, obwohl, gerade auch von immer mehr Ärzten, die Bedeutsamkeit der diagnostischen Verfahren in Frage gestellt wird und die Gefahren der medikamentösen Behandlung kindlicher Verhaltensauffälligkeiten deutlich sind.

Die Konsequenzen dieser Entwicklung müssen vor allen Dingen die betroffenen Familien und Lehrer »ausbaden«, die in ihrem täglichen Leben, oft unter schwierigsten Umständen, dem auffälligen Kind gerecht zu werden versuchen. Diejenigen, die ihrem Kind Medikamente geben, tun dies in vielen Fällen mit größten Schuldgefühlen. Sie stellen eine Persönlichkeitsveränderung ihres Kindes durch die Pille fest oder quälen sich mit der Frage, ob die Pille vielleicht nicht doch eine Medikamentenabhängigkeit fördern könne. Die anderen, die nach einem Weg ohne Medikamente suchen, fühlen sich hilflos und allein gelassen. Eine betroffene Mutter schreibt: »Wissen Sie eigentlich, wie schwer es ist, jemanden zu finden, der Alternativen für ein Leben ohne Pillen gibt? Nur Absagen, Unverständnis und sogar Angriffe. Die Pille ist es nun einmal, alle schwören darauf.« – Ihr Sohn war ein sehr schwieriges Kind. Er hatte schon als Baby schwere EB- und Schlafstörungen und zeigte starke motorische Unruhe. Er konnte sich später im Kindergarten nicht in die Gruppe einfügen und fiel ständig durch seine körper-

lichen und feinmotorischen Störungen auf. Ganz schlimm wurde es, als er in die Vorschule kam. Es hieß nach kurzer Zeit, daß »dieses« Kind für die normale Grundschule nicht tragbar sei und er wohl der bisher »Schlimmste« wäre. Er kotete und näßte bis zum 8. Lebensjahr ein. Der Arzt diagnostizierte »Hyperkinetisches Syndrom aufgrund einer MCD«. Aufgrund einer fehlenden Hilfestellung durch Ärzte und Psychologen und verstärkt durch eine, insbesondere für auffällige Kinder, kinderfeindliche Umwelt, billigte die Mutter in eine Behandlung mit Ritalin ein. Doch schon nach kurzer Zeit begann sie nach anderen Wegen zu suchen. Sie gründete eine Selbsthilfegruppe für Eltern mit auffälligen Kindern. Mit Hilfe dieser Gruppe gelang es der Mutter schließlich, auf das Medikament zu verzichten. Inzwischen betonen immer mehr Kinderärzte, daß eine medikamentöse Behandlung der kindlichen Auffälligkeit nur als letztes und zeitlich begrenztes Mittel anzusehen sei. Ob dies in jedem Einzelfall notwendig ist, kann nur in einer gemeinsamen Anstrengung von Eltern, Ärzten, Psychologen und Lehrern mit dem Kind herausgearbeitet werden. Die betroffenen Erwachsenen müßten sich dabei immer wieder fragen, ob die Behandlung des auffälligen Kindes mit Medikamenten nicht der leichtere Weg ist, damit Probleme nicht offenkundig gemacht werden sollen, die im Bereich der Familie (z.B. Arbeitslosigkeit, Tod des Großvaters, Eheprobleme etc.), der Schule (gestörtes Sozialklima in der Klasse, Überforderung des Kindes etc.) oder der ärztlichen Praxis (Zeitmangel, Ausbildungsmängel etc.) bestehen und die wesentlich schwieriger zu beheben sind. Wenn es richtig ist, daß das auffällige Verhalten des Kindes wie ein Seismograph eine allgemeine Störung der Lebenswelt des Kindes signalisiert, dann darf diese Störung im Kind nicht individualisiert werden, sondern es muß ein Verständnis der kindlichen Auffälligkeit gefunden werden, das nur aus einer Betrachtung des gesamten Lebensfeldes möglich ist. Denn nur eine genaue Analyse der lebensgeschichtlichen und lebensweltlichen Bedingungen der kindlichen Auffälligkeit ermöglicht eine Sicht der »inneren Welt« des Kindes, um jene Bedingungen aufzudecken, die dieses nicht zur Ruhe kommen läßt. Entsprechend müssen therapeutische Methoden angewendet werden, die nicht das Kind behandeln, sondern jene Bedingungen innerhalb des jeweiligen sozialen Netzes, die dazu führen, daß das Kind zum »Zappelphilipp« wird.

Aus dem Beitrag von Dr. Hans von Lüpke:

»Bevor wir uns auf das Problem der medikamentösen Behandlung von Verhaltensauffälligkeiten einlassen, scheint es angebracht, sich daran zu erinnern, daß es sich dabei keineswegs um ein modernes Thema handelt. Der Versuch, durch Einnahme von Substanzen ein Verhalten zu ändern, uns bisher nicht verfügbare Fähigkeiten zu erlangen, ist so alt wie die Menschheit. In unzähligen Mythen und Märchen werden Zaubertänke dazu benutzt – bis hin zu Asterix in der Neuzeit. Es geht dabei um die Hoffnung, mit dem Einverleiben der magischen Substanz die eigene Unvollkommenheit durch Anschluß an ein System von unermeßlichen Kräften zu überwinden und damit die im Laufe der Entwicklung unvermeidliche Demontage frühkindlicher Omnipotenzphantasien aufzuheben. Das Leiden am gegenwärtigen Zustand – sei es als Folge von Krankheit oder als Insuffizienzgefühl einer übermächtigen Aufgabe gegenüber – und die Hoffnung, daß außerhalb der eigenen Person Kräfte existieren, die diesen Zustand ändern könnten, sind gemeinsam die Basis für die Nutzung von Medikamenten wie von Drogen. Diese archaische Gemeinsamkeit muß gerade auch im Hinblick auf den Umgang mit Medikamenten immer berücksichtigt werden.

Das bedeutet zweierlei: Die Einnahme des Mittels und die dadurch erreichte Verschmelzung mit der Kraft von außen führt dazu, daß diese Kraft ein Teil der eigenen Person wird. Sie ist nicht mehr ein Mittel, dessen man sich wie eines Instruments bedient, um es danach wieder wegzulegen. Die Verschmelzung vervielfacht die eigenen Fähigkeiten, macht gleichzeitig aber auch abhängig: was einmal Bestandteil des eigenen Körpers ist, kann nicht mehr mit eigener Kraft und nach dem eigenen Willen eliminiert werden. Man ist ihr auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, auch dann, wenn sich herausstellen sollte, daß man sich getäuscht hat und daß diese Kraft vergiftet, schwächt, zerstört. Unter dem Einfluß der modernen Naturwissenschaften entwickelte sich in der Medizin die Hoffnung, daß mit all diesen magischen Unkalkulierbarkeiten endgültig Schluß gemacht werden könnte. Das Medikament sollte als chemisch definierte Substanz gezielt in die Biochemie des Stoffwechsels eingreifen.

Inzwischen hat die Erfahrung gezeigt, daß selbst dort, wo definierte chemische Prozesse in Gang gesetzt werden (etwa bei Antibiotika oder Zytostatika), die letztlich

resultierende Wirkung entscheidend von anderen Faktoren mitbestimmt wird, beispielsweise von der allgemeinen Abwehrlage des Körpers. Es liegt auf der Hand, daß bei Substanzen, die auf Verhalten, Stimmungen und Gefühle einwirken, trotz zunehmender Detailkenntnisse allein schon die lückenlose Aufklärung aller beteiligten chemischen Prozesse eine unlösbare Aufgabe ist. Dazu kommt dann noch das Problem der Kopplung chemischer Prozesse mit psychischen Vorgängen. Auch wenn davon ausgegangen werden kann, daß diese psychischen Prozesse nicht »freischwebend« verlaufen, sondern eine Entsprechung in chemischen Reaktionen haben, so ist dieser Bezug niemals linear kausal. Ein solcher Bezug ist allein schon deshalb nicht möglich, weil beide Begriffssysteme keine gemeinsame Kategorie, keinen gemeinsamen Bezugsrahmen haben. Für die Einschätzung der psychischen Auswirkung von Medikamenten kommt zu der Unklarheit im chemischen Bereich noch der Einfluß primär psychischer Faktoren. Die Placebo-Forschung hat durch vielfältige Beispiele belegt, welchen Einfluß die Voraussetzungen, unter denen ein Medikament eingenommen wird, insbesondere die daran geknüpften Erwartungen, die Beziehung zum Arzt etc., auf das Resultat haben. Dieser Punkt ist vor allem für die Abhängigkeitsprophylaxe von Bedeutung. Die Frage darf nicht mehr lauten: Welche Substanzen erzeugen Abhängigkeit, sondern: welche Bedeutung hat die Einnahme eines Mittels in einer bestimmten Situation.

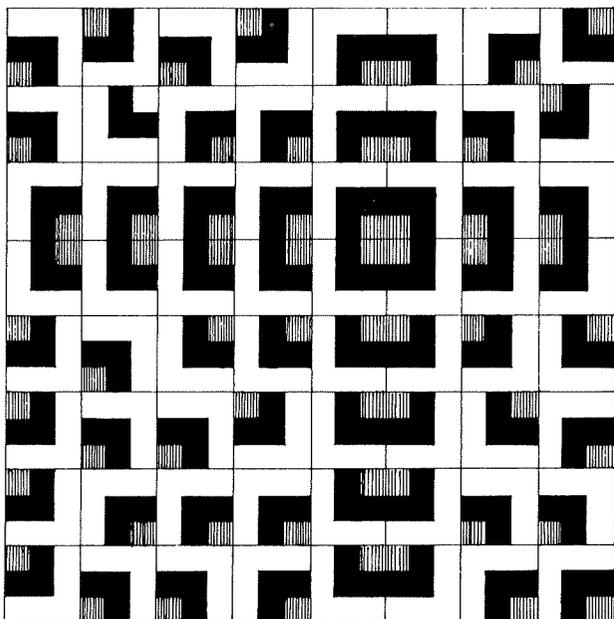
Keine Einnahme ist von vornherein mit Sicherheit harmlos, auch wenn dies von der chemischen Seite her belegt zu sein scheint. Ein 8jähriges Mädchen konnte ohne seine Baldrian-Tropfen nicht mehr einschlafen – sicher nicht das Resultat der pharmakologischen Eigenschaften des Mittels. Niemand weiß, was beispielsweise die regelmäßige Einnahme von Fluor-Tabletten für einzelne Kinder bedeuten mag, die diese begeistert schlucken, während andere sich verzweifelt dagegen wehren. Die archaische Ebene ist unvermindert wirksam.

Die Bedeutung des sozialen Kontextes und der Beziehungen für die Wirkung von Medikamenten findet ihre Entsprechung in der sozialen Bedingtheit dessen, was wir als »Störungen« bezeichnen: Der Frage, wer sich gestört fühlt (etwa bei »Schlafstörungen«), wo die Probleme ihren Ursprung haben und wo sie sich auswirken. Aus all dem ergibt sich, daß für die Bewertung einer

Behandlung mit Psychopharmaka weder die Kenntnis der pharmakologischen Eigenschaften noch ein klassisch medizinischer Indikations-Katalog ausreichen. Da die Person des behandelnden Arztes mit ins Spiel kommt, kann er nicht mehr einsame Entscheidungen treffen und von den Patienten »Compliance«, also Gehorsam und Folgsamkeit gegenüber seinen Anordnungen erwarten. Auf der anderen Seite wäre die kategorische Ablehnung von Psychopharmaka ein inhumaner Puritanismus, eine Haltung zynischer Arroganz gegenüber ausweglosen Situationen, wie sie eine Mutter in ihrem Beitrag schildert. Hier war die medikamentöse Behandlung zu einem bestimmten Zeitpunkt unentbehrlich. Erst dadurch konnte ein Zustand erreicht werden, der diese Behandlung dann schließlich wieder entbehrlich machte.

Wie lassen sich Kategorien beschreiben, nach denen über die Anwendung oder Nicht-Anwendung von Psychopharmaka entschieden werden kann? Milani Comperetti, der italienische Kinderarzt, Kinderneurologe und -psychiater, bekannt geworden durch die von ihm durchgesetzte Integration von Behinderten in Italien, hat als Modell für menschliche Kommunikation eine Spirale vorgeschlagen. Im Gegensatz zum geschlossenen Kreis von »Reiz« und der jeweiligen vorgegebenen »Reaktion« (»Stimulus« - »Respons«) ist in der Spirale das Ergebnis von Vorschlag und Gegenvorschlag immer offen und stellt so etwas neues, drittes dar. Damit entsteht die Aufwärtsbewegung der Spirale, die Dimension der Kreativität. Der Dialog in diesem Sinn hat alle Freiheiten, es gibt kein »richtig« oder »falsch«, solange die Partner miteinander in Kommunikation sind. Es gibt auch keine Verschmelzung, keine Auflösung, auch keine gegenseitige Überwältigung, kein »Verschlingen«: Die Grenzen des Individuums, auch sein Geheimnis, bleiben gewahrt.

Der Dialog bietet eine Basis, auf der über Therapien jeder Art – nicht nur medikamentöse, sondern gelegentlich nicht weniger gefährliche psychotherapeutische u.a. – entschieden werden kann. In der Kommunikation des Dialogs kann sich Autonomie entwickeln und damit verhindern, daß gut gemeinte Hilfen letzten Endes zu Abhängigkeitsverhalten führen.



Design: Dieter Groß

Sinn und Wert des Jugendwohnheimes

Tagung in Zusammenarbeit mit der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Jugendsozialarbeit Baden-Württemberg

12. Oktober
Stuttgart-Hohenheim
143 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth
Harald Odenkirchen

Referenten:

Ministerialrat Hartmut Engel, Sozialministerium Baden-Württemberg, Stuttgart
Hubert Götz, Vorsitzender der Landesarbeitsgemeinschaft Kath. Jugendsozialarbeit, Stuttgart
Weihbischof Franz-Josef Kuhnle, Diözesanadministrator, Rottenburg
Heinz Lür, Geschäftsführer Kath. Jugendsozialarbeit, Stuttgart
Joachim Meinecke, Handwerkskammer, Stuttgart
Dr. Eberhard Orłowski, Jugendwohnheimleiter, Mainz
Herbert Rieder, Jugendwohnheimleiter, Fellbach
Karl Schaum, Jugendwohnheimleiter, Göppingen
Gabriele Schmid, Jugendwohnheimleiterin, Pforzheim
Gertrud Wolf, Jugendwohnheimleiterin, Stuttgart
Willi Zyska, Institut für Sozialpädagogische Berufe, Ravensburg
Ludwig Zettl, Ltd. Verwaltungsdirektor, Landesarbeitsamt Baden-Württemberg, Stuttgart

Jugendwohnheime bieten jungen Menschen Unterkunft, Verpflegung, Betreuung sowie pädagogische Hilfen. Aufgenommen werden Jugendliche, die aus persönlichen, beruflichen oder schulischen Gründen nicht am Heimatort wohnen können, auch Spätaussiedler und ausländische Jugendliche, die sich in speziellen Förderlehrgängen auf ihre berufliche und soziale Integration vorbereiten. Die Diözese Rottenburg-Stuttgart unterhält derzeit 25 Jugendwohnheime mit 2230 Plätzen.

Die Träger und Mitarbeiter der Jugendwohnheime stehen heute vor einer neuen Herausforderung, bedingt durch tiefgreifende Veränderungen gesellschaftlicher Rahmenbedingungen: Sozialisationsbedingte Defizite in der jungen Generation nehmen zu, die Mobilitätsbereitschaft nimmt ab, Jugendarbeitslosigkeit ist nach wie vor aktuell, das Durchschnittsalter der Heimbewohner erhöht sich seit Jahren, Ansprüche an Wohn- und Lebensbedingungen steigen.

Welche Chancen haben die Jugendwohnheime heute? Was leisten sie in der beruflichen und soziokulturellen Integration junger Menschen? In welchen Bereichen ist eine Qualifizierung dieser »Heime auf Zeit für junge Menschen unterwegs« notwendig und möglich?

Diese Fragen standen im Mittelpunkt der Diskussion dieser Veranstaltung.

Diözesanadministrator Weihbischof Franz-Josef Kuhnle in der Eröffnung der Tagung:

»In unerläßlicher fruchtbarer Zusammenarbeit mit Handwerk, Handel und Industrie ebenso wie mit dem Sozial- und Kultusministerium mühen sich die Verantwortlichen in diesen Jugendheimen um junge Menschen im schwierigen Übergangsfeld von der Schule zum Beruf. In der Gemeinschaft Gleichaltriger sollen junge Menschen zu Selbständigkeit und eigenverantwortlichem Handeln finden, soziale Fähigkeiten lernen, Fehlentwicklungen korrigieren oder vermeiden können. Das Zusammenleben soll neue Erfahrungen ermöglichen und Beziehungen stiften, die sich im schwierigen und oft zermürbenden Arbeitsalltag als belastbar und tragfähig erweisen. Neben der Ausbildung Jugendlicher, die aus verschiedenen Gründen nicht in ihrem Heimatort wohnen können, geht es dem heutigen Jugendwohnheimkonzept ebenso um die Chancenverbesserung und Integrationshilfen für Ausländer, Aussiedler und Flüchtlinge, gleichermaßen auch um Jugendhilfe in einem offenen Rahmen der Förderung persönlicher Entwicklung, verbunden mit gleichzeitiger Berufsausbildung.

Da sich die Anforderungen in Ausbildung und Beruf in jüngster Zeit beträchtlich erhöhten – eine Entwicklung, die sich in vielen Bereichen weiterhin fortsetzen wird –, bliebe eine ganze Anzahl junger Menschen ohne angemessene Unterstützung »auf der Strecke«. Daher kommt neben vielen anderen Orientierungshilfen gerade auch Jugendwohnheimen heute und künftig eine wichtige Funktion zu.«

Aus dem Referat von Dr. Eberhard Orlowski:

»Verständlicherweise gewinnt sozialpädagogisches Handeln an Gewicht, wenn es sich um die Vorbereitung auf Beruf und Arbeit von Jugendlichen handelt, deren Ausbildungs- bzw. Arbeitstätigkeit aus unterschiedlichen Gründen noch nicht im ausreichenden Maße vorliegt.

In der Berufsvorbereitung schulischer oder außerschulischer Art geht es um:

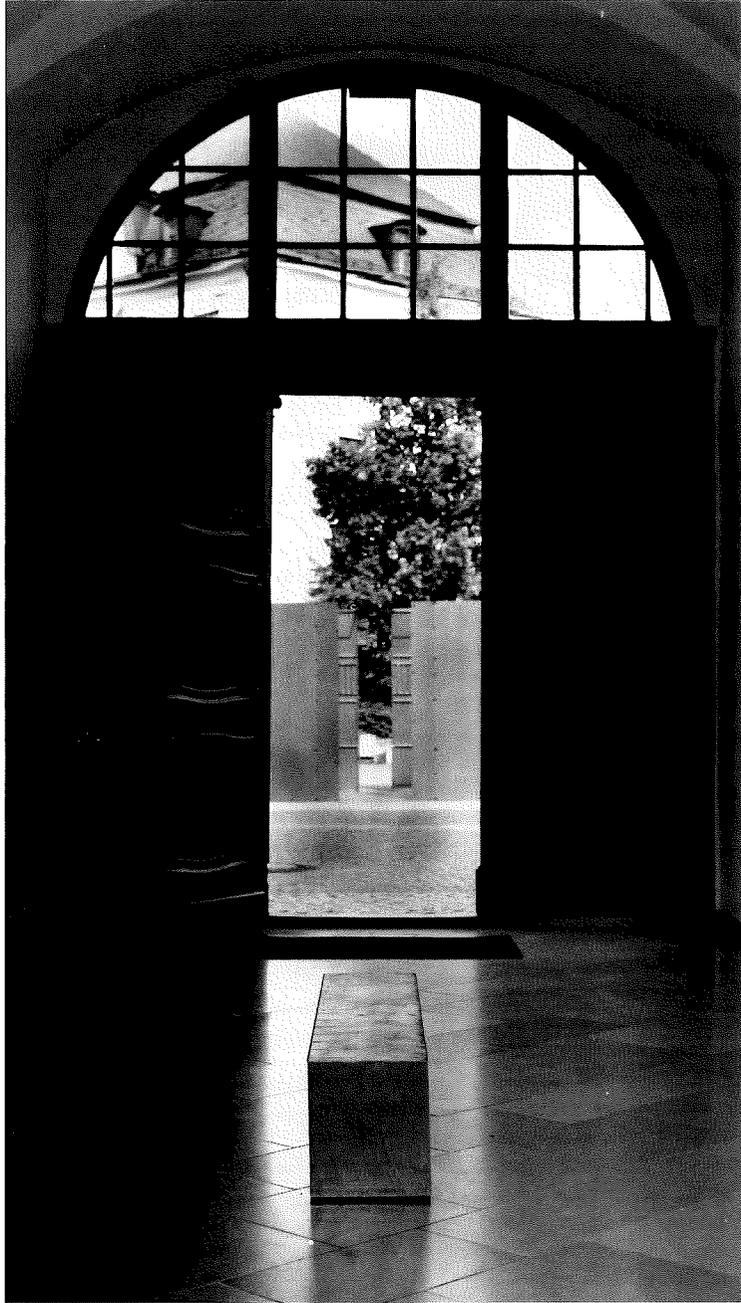
- die Vermittlung fachpraktischer und fachtheoretischer Grundqualifikationen;*
- die Vermittlung berufskundlicher Erfahrungen (Berufswahlfähigkeit);*
- die Korrektur schulischer Lern- und Leistungsstörungen (kognitiver Aspekt der Ausbildungs- und Arbeitsfähigkeit);*

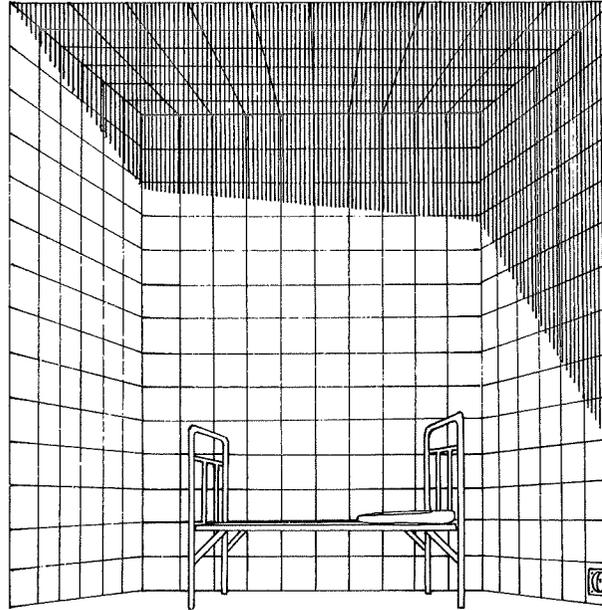
- die Korrektur von Verhaltensauffälligkeiten (affektiver Aspekt der Ausbildungs- und Arbeitsfähigkeit);*
- die Korrektur psychomotorischer Auffälligkeiten (psychomotorischer Aspekt der Ausbildungs- und Arbeitsfähigkeit).*

Die Auflistung dieser zentralen Funktionen berufsvorbereitender Maßnahmen verdeutlicht, daß sozialpädagogisches Handeln, Sozialpädagogen und sozialpädagogische Institutionen und dies wiederum heißt, daß damit die Jugendwohnheime ins Zentrum der Berufsvorbereitung rücken. Allerdings nicht – und dies muß sehr deutlich aufgrund der Erfahrung der letzten Jahre, insbesondere im Benachteiligtenprogramm, gesagt werden –, der Sozialpädagoge im traditionellen Selbst- und Fremdverständnis, sondern ein Sozialpädagoge, der akzeptiertes bzw. akzeptierendes Mitglied eines Berufsvorbereitungsteams ist.

Für die Sozialpädagogik heißt dies zugleich, daß sie sich als integrative Sozialpädagogik verstehen muß. Berufspädagogisches und sozialpädagogisches Handeln stehen bei einem solchen Verständnis nicht in einem Verhältnis des Nebeneinanders, sondern in einem Verhältnis des Miteinanders; das heißt sozialpädagogisches Handeln wird zu einem integrativen Bestandteil des beruflichen Lehrens und Lernens.«

Publikation: Materialien 3/89: Sinn und Wert des Jugendwohnheims (DM 7,00). Bestellung über das Sekretariat der Akademie.





Design: Dieter Groß

Im Grenzbereich von Leben und Tod

Vom Umgang mit Schwerkranken und Sterbenden

28. – 29. März
Stuttgart-Hohenheim
28 Teilnehmer

5. – 6. September
Weingarten
27 Teilnehmer

14. – 15. November
Stuttgart-Hohenheim
29 Teilnehmer

Tagungleitung:
Paul Dingwerth

Referenten:
Schwester Edith-Maria Magar, Neuwied
Elisabeth Wunderli, Zürich

Bei allem Fortschritt moderner Medizin und Krankenpflege haben die menschlichen Probleme eines Schwerkranken nicht an Brisanz verloren. Viele Kranke ertragen schweres Leid oft, ohne ihm einen Sinn abgewinnen zu können. Die Abhängigkeit macht ihnen zu schaffen und die Angst vor der Zukunft. Wie lange muß ich hier liegen? Werde ich wieder gesund? Ist die Krankheit bösartig? Warum trifft das mich? Habe ich überhaupt noch eine Zukunft? Und wenn ich sterben muß? Werde ich die Schmerzen ertragen können? Wie reagieren die Angehörigen, die Freunde?

Schwerkranke und Sterbende brauchen unsere Hilfe. Neben der medizinischen Versorgung und der Pflege sind gute Gespräche und menschliche Begegnungen bedeutsam. Es geht um die richtige Einstellung, um Offenheit, Zuwendung, Vertrauen und Echtheit. Wo liegen die Schwierigkeiten, dieser Aufgabe gerecht zu werden? Danach fragten in den Seminaren Mitarbeiter verschiedener Krankenhäuser. Es ging um »Bedingungen und Kriterien aus persönlichen Gesprächen«, um »die Wahrheit am Krankenbett«, um »Persönliche Belastungen«, »Abwehrmechanismen im Pflegedienst«, um »Sterben und Tod«, um »Begleitung und Beistand«, um »Sinn- und Glaubensfragen«.

Schwester Edith-Maria Magar versuchte in diesem Seminar Bewältigungsstrategien für den pflegerischen Alltag von Krankenpflegepersonen anzubieten – besonders im Hinblick auf die Pflege von Schwerkranken und Sterbenden:

- Einführung in die klientenzentrierte Gesprächsführung nach Rogers
- Einblick in Bedeutungszusammenhänge von Streß im beruflichen Alltag nach der Streßforschung
- Konfrontation mit dem persönlichen Selbst- und Weltverständnis
- Auseinandersetzung mit Tradition, Ritualen, soziokulturellen Einflüssen im Kontext von Sterben und Tod
- Entängstigende, streßreduzierende Pflegemaßnahmen als Hilfe zur Begleitung sterbender Menschen und deren Angehöriger
- Reflektierende Übernahme von Fähigkeiten zur echten menschlichen Begegnung in der Krankenpflege

Große Beachtung fand ein Beitrag der Referentin Elisabeth Wunderli, Zürich, zu einem besonderen »Haus für Sterbende«:

»Wie wäre es, wenn die Probleme rund ums Sterben offener ausgesprochen, wenn der Tod noch mehr von seiner Tabuisierung verlieren würde? Was geschähe, wenn die Angst vor zu langem Leiden, vor großen Schmerzen, vor physischen und psychischen Abhängigkeiten, die Angst vor der Verlassenheit, der letzten qualvollen Einsamkeit verbalisiert würde? Irgendwann überschreitet jeder von uns die letzte Schwelle im ihm eigenen, determinierten Sinne. Die Konfrontation kann höchstens hinausgeschoben oder unter den Tisch gefegt, aber nicht unbearbeitet beiseite gelegt werden.

Ein »Hospiz« für Sterbende...

Mit der stillen, einfachen Art des Sterbens, dem selbstverständlichen Erlöschen gelebten Lebens auch bei schwerer und schwerster Krankheit wurde ich intensiv konfrontiert, als ich Gelegenheit hatte, in London im St. Christopher's Hospice als »full time nurse« zu arbeiten. St. Christopher's Hospice ist, vielleicht etwas überspitzt formuliert, ein lebendiger Protest gegen die hypermodernen, vertechnisierten Spitäler, denen jegliches »Leben« zu fehlen scheint. In Akutspitälern hat häufig niemand Zeit, sich um Schwerstkranke zu kümmern. Das Personal wird von der Organisation, die stark durch die Strukturen unseres Gesundheitswesens bestimmt wird, voll in Anspruch genommen. Wohl oder übel werden Ärzte und Schwestern »mechanische Teile« einer immensen Maschinerie, die zu funktionieren hat. Wo ist in solchen Häusern Raum für den Tod, für einen individuellen Sterbeprozess?

Die »Hospice-Idee« geht weit zurück und basiert auf dem christlichen Gedanken der Hospize, der Heime für Pilger, für müde Wanderer, die am Ende ihrer Kräfte gestärkt werden wollten. In unseren Hospizen des Mittelalters, die zum Teil noch heute bestehen, wurden die Müden erquickt, die Verwundeten gepflegt, die Rastlosen fanden eine Heimstätte, vielleicht eine bleibende. Vielleicht war es eine letzte Station, um noch einmal Atem zu holen...

In St. Christopher's erhält der Patient nicht nur optimale Aufmerksamkeit, beste Pflege und liebevolle Zuwendung durch Personal und Angehörige. Man versucht wohl, allen Nöten und Ängsten, Wünschen und Bedürf-

nissen nachzukommen: Doch wie kann man diese umfassenden Probleme lösen, wenn jemand qualvolle Schmerzzustände durch seinen vom Krebs befallenen Körper durchleidet?

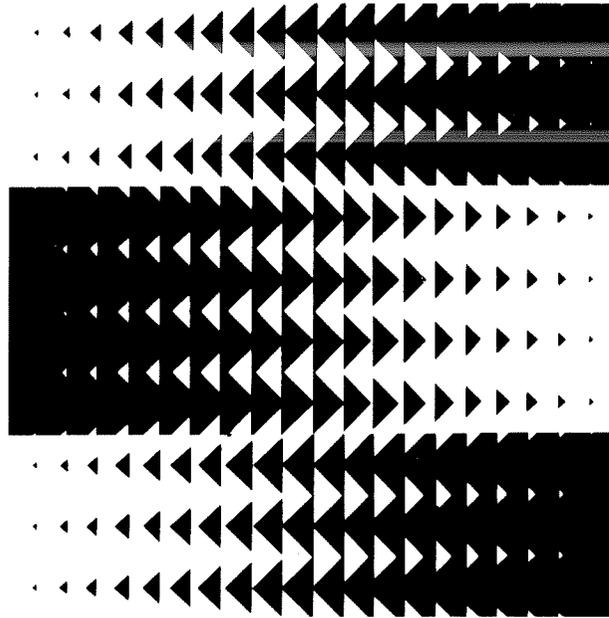
Ich bin nicht allein

Der Kranke soll in erster Linie spüren, daß er in seinem Sterben nicht allein gelassen wird, daß jemand da ist, der ihm die Hand hält, ihn streichelt, vielleicht mit ihm betet. Wer das nun letzten Endes ist, ist nicht so wichtig. Es ist in jedem Falle eine Person, zu der er eine besondere Vertrauensbasis geschaffen hat. Unbewußt möchte und braucht der Sterbende in seiner Agonie ebensoviel Zuwendung wie ein Säugling von seiner Mutter. Ich hatte in St. Christopher's ausreichend Zeit und Gelegenheit, mit Patienten zu sprechen, mit ihnen zu sein.

Und ich habe erfahren, daß die Gewißheit, in einer liebevollen Umgebung krank sein und sterben zu dürfen, einen großen Teil der Angst vor dem unaufhaltsamen Prozeß wegnehmen kann. Wenn der Patient einmal weiß, daß ihm seine letzten Stunden oder Tage bevorstehen, wenn er zum Sterbegeschehen ja sagen kann, ist es ihm eine beruhigende Gewißheit, das Unabänderliche nicht in Verlassenheit durchstehen zu müssen. Mehr als einmal habe ich erschüttert geschwiegen und gestaunt, zu welchen Wandlungsprozessen ein todkranker Mensch fähig ist, wenn er fühlt, daß man zu ihm steht und ihn auf seinem letzten Wegstück begleitet.«

»Gegen den Tod brauche ich keine Waffe, weil es keinen Tod gibt. Es gibt aber eines: Angst vor dem Tod. Die kann man heilen.«

(Hermann Hesse)



Design: Dieter Groß

Politische Gesprächskultur im Fernsehen

20 Jahre »Pro & Contra«

Tagung in Zusammenarbeit mit dem Süddeutschen
Rundfunk Stuttgart

28. Juni
Stuttgart-Hohenheim
134 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Gebhard Fürst
Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referenten:

Intendant Professor Dr. Hans Bausch, Stuttgart
Dr. Rudolf-Walter Leonhardt, Hamburg
Professor Dr. Siegfried Weischenberg, Münster

Gesprächspartner im Rundgespräch:

Reinhard Appel, Bonn
Klaus Bednarz, Köln
Jutta Ditfurth, Bonn
Dr. Peter Glotz, München
Dr. Helmut Haussmann, Bonn
Ernst Dieter Lueg, Bonn
Heinrich Lummer, Berlin
Emil Obermann, Stuttgart

Moderation:

Ernst Elitz, Stuttgart

Süddeutsche Zeitung vom 1. Juli 1988:

Die lähmenden Kampfspiele vor surrenden Kameras

Zum 20. Geburtstag von »Pro und Contra«: Tagung zur
politischen Gesprächskultur

Statt mit blauen Kämen Politiker und Journalisten heutzutage
mit »Knutschflecken« aus dem Studio. Der Münsteraner
Medienforscher Siegfried Weischenberg ging anlässlich einer
Tagung zum 20. Geburtstag von »Pro & Contra« am härtesten
von allen Referenten ins Gericht mit der »politischen
Gesprächskultur im Fernsehen«.

Längst ein »Euphemismus« sei der Titel von Reinhard Appels
ZDF-Runde »Journalisten fragen, Politiker antworten«. Letz-
tere, inzwischen mediengeübt, benutzen solche Gelegenheiten
in erster Linie zur Selbstdarstellung. Ja, sie bestimmten
zunehmend den Ablauf der Sendungen, weil den jüngeren
Journalisten die »Fragekultur« fehle. Den Politikern hingegen
mangele es an der »Rhetorik der freien Diskussion«. Dies war
nur einer von etlichen Schwachpunkten, die Rudolf-Walter
Leonhardt in seinem amüsant-bissigen Vortrag aufdeckte: In
Fernsehdiskussionen gelingt demnach vieles nicht, auch aus
Gründen, die beim Medium selbst liegen. Nach Belieben zöge

da die Bonner Riege den »Kohärenzjoker« – schöpfe aus ihrem Fundus an Floskeln, mit denen sich x-beliebige Themen x-beliebig verknüpfen lassen. Weischenberg illustrierte den Stand der politischen Diskussion im Fernsehen mit einem Kohl-Zitat: »Ich bin gekommen, um meine Meinung kundzutun, nicht, um mich befragen zu lassen«.

Wenn keiner der »Elefanten« mehr antworten wolle, dann sollte doch einmal ein »mutiger Journalist« solch eine Sendung einfach abbrechen, einen Versuch wäre es wert. Der Vorschlag von Peter Glotz (SPD), während der Gesprächsrunde mit Jutta Ditfurth (Grüne), Helmut Haussmann (FDP), Heinrich Lummer (CDU), Reinhard Appel, Klaus Bednarz, Ernst Dieter Lueg sowie dem Vater von Pro und Kontra, Emil Obermann, und unter der Leitung von Ernst Elitz, traf bei den Journalisten gleichermaßen auf Wut wie auf Gelächter, hatten sie doch fast alle ihre eigenen Erfahrungen mit Glotz gemacht.

Für ihn sei es ein »Kampfspiel« gewesen, vor der surrenden Kamera zu diskutieren, gab er zu und Klaus Bednarz griff empört ein: Die »originär verschiedenen Interessen«, die Journalisten als kritisches Pendant zu den Mächtigen eigentlich in der Diskussion haben sollten, schienen ihm endgültig verwischt, wenn da einer von einem »Spiel« redet. Die Sachdiskussion im Fernsehen mußte der Imagepflege der Politiker weichen. Die parteipolitische Fraktionierung der Fernsehjournalisten nimmt zu, und dies braucht angesichts der Besetzung leitender Positionen im öffentlich-rechtlichen System mit Parteimitgliedern oder einer Partei Nahestehenden auch nicht zu verwundern, resümierte Weischenberg. SDR-Intendant Hans Bausch hingegen sieht die Gefahr der parteipolitischen Einflußnahme eher von außen: Erst kürzlich tauchte da im Stuttgarter Landtag ein anonymes Papier auf, in dem gefordert wurde, über die Rundfunkgebühren Druck auf die Anstalten auszuüben.

Die Schere im Kopf der Redakteure funktioniere auch jetzt schon gut: »Interessant, aber nicht allzu brisant« dürften die Themen der Sendung sein, und an mancher Fernsehdiskussion oder Talkshow sei doch die Kameraführung das Interessanteste, so Leonhardt. Pro & Contra hebt sich da erfreulich von der grauen Masse ab, aber eine Diskussionssendung im strengen Sinne ist es keine, wie er bewies.

Den Vorschlag zur Güte und zur Beendigung des »Martyriums« durch langweilige »Elefantenrunden« für alle Beteiligten (Zuschauer inklusive) machte Ernst Dieter Lueg: Am sinnvollsten, man mache diese Sendungen künftig ganz ohne Moderator: »Vielleicht hätten wir dann den optimalen Unterhaltungswert«.

Die kritischen Fragen fielen dann allerdings ganz weg. Eine Idee also, die vor allem den »Elefanten« selbst entgegenkommen würde, denn zwei Drittel der Zuschauer wünschen laut Life-Style-Studie eine »harte« politische Berichterstattung.

Frankfurter Rundschau vom 30. Juni 1988

Jägermentalität und Fuchsbergerisierung

Über die politische Gesprächs(un)kultur im Fernsehen

Am Ende des Tagungstages hatte Ernst Dieter Lueg eine Vision: Die Teilnehmer der »Bonner Runde«, jenes allwahl-abendlichen TV-Aufeinanderpralls der sogenannten Elefanten, fände ohne Moderatoren statt. Na und? möchte da mancher meinen, zumal wer ein Herz hat für die armen Fragesteller wie Lueg und Appel oder wer sich da sonst noch verheizen läßt. Den Leiter des Bonner ARD-Studios freilich machte die Vorstellung eigener Entbehrlichkeit sichtlich wütend. »Vielleicht«, fauchte der wegen dieser Sendung oft Geschmähte seine Diskussionspartner rhetorisch an, »wird sie dann unterhaltsamer«.

Die Debatte, zu der Süddeutscher Rundfunk und Katholische Akademie zwecks Erforschung der »politischen Gesprächskultur im Fernsehen« prominente Vertreter aus Politik und Journalismus nach Stuttgart gelockt hatten, verlief durchaus unterhaltsam. Heinrich Lummer beispielsweise, der stramme CDU-Rechte aus Berlin, durfte einem Einfall der Regie folgend einmal den Spieß umdrehen und seinerseits »Monitor«-Chef Klaus Bednarz interviewen. Und siehe da, der unbequeme Fernsehmann, der weiland zum Rücktritt des Innensensors Lummer sein Scherflein beigetragen hatte, sah gar nicht so gut aus. Einer »Jägermentalität«, jener journalistischen Sehnsucht also, für die der Abschluß eines Politikers laut Lummer einfach das Größte ist, will Bednarz sein Lebtage noch nicht begegnet sein. Und, noch erstaunlicher fast, Bednarz erwies sich als außerstande mitzuteilen, ob er, der scharf allzu große Nähe zwischen Politik und Journalismus anprangert, nicht auch schon mal ein Bier mit einem Politiker getrunken habe. Nach allerlei ausweichenden Antworten triumphierte Lummer, da halte es Bednarz nun gerade so wie ein Politiker.

Auch sonst waren platzende Blasen zu besichtigen. Peter Glotz, eben noch Bundesgeschäftsführer der SDP, wünschte sich in gewohnter Beredsamkeit Journalisten, die solche TV-Debatten, in denen Politiker wieder einmal die gestellten Fragen ignorieren, kurzerhand beenden. Lueg war wohl nicht der einzige im Saal, der meinte, sich erinnern zu können, Glotz habe es seinerzeit nicht anders getrieben. FDP-Generalsekretär Helmut Haussmann tappte gleich darauf in eine ähnliche selbst gebastelte Falle. Als Politiker müsse man eben auch mal »dann eben nicht« sagen, wenn der Fernsehmann für die Darstellung eines komplizierten Sachverhalts das übliche 20-Sekunden-Statement abverlangt.

Wieder war Lueg zur Stelle. »Haben Sie je verzichtet?«, fragte er hinüber und das Publikum schlug sich auf die Schenkel. Es menschelt eben überall, auch zwischen dem früheren ZDF-Chefredakteur Reinhard Appel und »Zeit«-Mann Rudolf-Walter Leonhardt, der dessen Sendung »Journalisten fragen – Politiker antworten« offenbar und nicht ganz zu Unrecht für den Inbegriff politischer Gesprächskultur im Fernsehen hält. Leonhardt hatte vormittags als erster auf die grundsätzlichen unterschiedlichen Interessenlagen von Politikern und Journalisten bei sogenannten TV-Diskussionen aufmerksam gemacht. An einer wirklichen Diskussion befand Leonhardt bündig, seien Politiker keineswegs interessiert, sondern ausschließlich daran, ihre Botschaft zu transportieren und die eigene Person populär zu machen. Appel, gekränkt, machte sich im Stil eines Oberzensors mit Lob und Tadel über Leonhardts Vortrag her.

Von 1970 bis 1985 ist die Zahl der Bundesbürger, die glauben, das Fernsehen gebe die Dinge so wieder, wie sie sind, um mehr als die Hälfte auf 27 Prozent geschrumpft. Siegfried Weischenberg, ein Münsteraner Kommunikationswissenschaftler, nannte diese Daten und streifte mit einem Satz eine der zentralen Ursachen für das chronische Kränkeln politischer Kultur im Fernsehen und anderswo. »Die Journalisten«, sagte er angesichts einer immer schneller, immer komplizierter werdenden Welt, »werden genauso überfordert wie wir selbst«.

Zu den Folgen gehört das, was er griffig-polemisch die »Fuchsbergerisierung unserer politischen Kommunikation« nennt. Eine Entwicklung, die im Sinne allzu großer journalistischer Freundlichkeit gegenüber den Politikern, dazu geführt habe, daß letztere sich zumal in jüngster Zeit »statt blauer Flecken Knutschflecken geholt« hätten. Auch Weischenberg stellte den Rollenwiderspruch heraus: Politiker wollen durch ihren Fernsehauftritt »Systemvertrauen« erzeugen, Journalisten hingegen auf Fehler im System aufmerksam machen. »Bild«-Leser ist der Professor, der sich nachher einen unpassenden Hang zur Verallgemeinerung nachsagen lassen mußte, offenbar nicht.

Jutta Ditfurth von den Grünen vermißte bei vielen Journalisten den Elan zum eigenen Nachdenken, zur Erarbeitung eigener Themen. Mit ihrem Beispiel allerdings kam sie bei Appel und seinem ARD-Kollegen Emil Obermann schlecht an: Beide waren ganz sicher, das Fernsehen habe der Problematik der Schuldenpolitik gegenüber den Ländern der Dritten Welt großen Raum gewidmet.

Bleibt auch hier die Frage, wer solche Sendungen gesehen hat, da doch, wie Südfunk-Intendant Hans Bausch gleich zu Beginn festgestellt hatte, »die Mehrheit des Publikums einen Unterhaltungsslalom läuft«, das heißt, politische Informationssendungen sorgfältig meidet, um sich nicht mit den Problemen auf diesem Planeten zu befassen.

Politikerbeschimpfung ist, gerade nach Barschel, kolossal populär, und wer seine eigene politische Kultur beweisen will, rümpft natürlich auch über Journalisten die Nase. Ohne das weitverbreitete Mißbehagen gegenüber diesen beiden Berufsgruppen wäre eine Tagung wie die in Stuttgart nicht denkbar. Nicht zum Zwecke von Abwiegelung und Ablenkung, sondern im Sinne der Vollständigkeit des gesellschaftlichen Gesamtbildes muß die Frage nach dem erlaubt sein, was vor Jahren im Theater einmal »Publikumsbeschimpfung« hieß.

*oben:
im Rundgespräch Ernst Dieter Lueg, Emil Obermann,
Reinhard Appel, Ernst Elitz, Heinrich Lummer, Jutta Ditfurth,
Dr. Helmut Haussmann, Dr. Peter Glotz*

*unten:
Reinhard Appel, Prof. Dr. Hans Bausch, Dr. Gebhard Fürst*



Entwicklungs- zusammenarbeit mit der Volksrepublik China

Chancen humanitärer Kooperation

Tagung in Zusammenarbeit mit dem Ministerium für Arbeit, Gesundheit, Familie und Sozialordnung Baden-Württemberg

9. September
Stuttgart-Hohenheim
82 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst
Paul Dingwerth
Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referenten:

Winfried Glüer, Stuttgart
Professor Dr. Dr. Alfred Grünert, Ulm
Dr. Bernd Kadura, Hamburg
Ministerialdirektor Dr. Walter Kilian, Stuttgart
Dr. Manfred Lindau, Eschborn
Pater Roman Malek SVD, St. Augustin
Staatssekretär Dr. Lorenz Menz, Stuttgart
Prälat Eberhard Mühlbacher, Rottenburg/N.
Manfred Plate, Freiburg/Br.
Professor Dr. Erwin Reisch, Stuttgart
Ministerin Barbara Schäfer, Stuttgart
Ministerialrat Roland Schnabel, Stuttgart
Professor Dr. Hans Waldenfels, Bonn
Professor Wu Zhongbi, Wuhan, VR China

Aus dem Beitrag von Prälat Eberhard Mühlbacher, als dem Ständigen Vertreter des Diözesanadministrators der Diözese Rottenburg-Stuttgart:

»Professor Hans Waldenfels schreibt: »Die prekäre Situation der Ortskirche in einem Land wie der Volksrepublik China, das fast ein Viertel der Menschheit zu seiner Bevölkerung zählt, kann... nicht mit Schweigen und Gleichgültigkeit übergangen werden. Es sind vielmehr bedachtsam kluge, aber zugleich auch vertrauensvoll mutige Schritte zu tun« (in: R. Malek – M. Plate (Hrsg.), Chinas Katholiken suchen neue Wege, Freiburg: Herder 1987, S. 115).

Im Missionsdekret des II. Vatikanischen Konzils stehen die Sätze: »Alle Bischöfe haben ... nicht nur für eine bestimmte Diözese, sondern für das Heil der ganzen Welt die Weihe empfangen. Der Auftrag Christi, aller Kreatur das Evangelium zu predigen (Mk 16.15), gilt mit und unter Petrus zuerst und unmittelbar ihnen. Daraus erwächst jene Gemeinschaft und Zusammenarbeit der Kirchen, die für die Fortführung des Werkes der Evangelisierung heute so notwendig ist. Kraft dieser Gemeinschaft tragen die einzelnen Kirchen auch für alle anderen Sorge, sie erschließen einander ihre Nöte und treten miteinander in Austausch, dazu das Wachstum des Leibes Christi Aufgabe des gesamten Bischofskollegiums ist« (Ad gentes 38).

Die Zusammenarbeit mit der Kirche Chinas ist also geboten. Schon 1979 hat Bischof Dr. Georg Moser (+1988) in Gesprächen mit Vertretern der Patriotischen Vereinigung materielle Hilfe der Diözese Rottenburg-Stuttgart zum Wiederaufbau bzw. zur Renovierung zweckentfremdeter Gotteshäuser angeboten. Höflich, aber bestimmt wurde das Angebot abgelehnt. Man schaffe das aus eigener Kraft. Die Drei-Selbst-Bewegung wirkte sich auch in den katholischen Gemeinden aus. Inzwischen scheint man auch in dieser Hinsicht nicht mehr so zurückhaltend zu sein.

Die Gesprächspartner damals waren die Vertreter der Patriotischen Vereinigung. Sie blieben die einzigen erreichbaren Katholiken. Wir haben sie ohne Vorbehalte als Glaubensbrüder angenommen. Konnten wir doch davon ausgehen, daß sie ohne Ausnahme in der Kulturrevolution als Glaubenszeugen die Bewährungsprobe zu bestehen hatten. Die Frage ihres kirchenrechtlichen Status innerhalb der Gesamtkirche durfte kein Hindernis

für den brüderlichen Kontakt sein. Sie feierten Eucharistie in der Form, wie wir sie vor dem Konzil zu feiern gewohnt waren. Wir Besucher wurden nicht zur Konzelebration zugelassen, trotzdem aber herzlich empfangen.

Nach dem China-Besuch kamen wir zur Auffassung, daß in aller Behutsamkeit direkte Kontakte zwischen unserer Teilkirche Rottenburg-Stuttgart und den Diözesen der Volksrepublik China gesucht werden sollten. *Communio* im geistlichen Sinn ist ohne Zweifel uneingeschränkt möglich mit der ganzen Kirche der Volksrepublik China. Austausch, Zusammenarbeit gibt es bis heute nur ansatzweise in wenigen Formen. Ob die »*Communicatio in sacris*«, also die eucharistische Mahlgemeinschaft möglich bleibt, ist noch immer eine umstrittene Frage.



Staatssekretär Hermann Mühlbeyer,
Ministerin Barbara Schäfer, Prälat Eberhard Mühlbacher und
Botschaftsattaché Chuo Wang

Möglich und erwünscht ist die Gewährung von Stipendien. Bischof Moser bot seinerzeit den Gesprächspartnern des Instituts zur Erforschung der Weltreligionen Stipendien nach ihrer Wahl an. Wir sind davon überzeugt, daß diese Studenten – die wenigsten von ihnen sind Christen – Denkweise und Lebensart der Christen hierzulande in der Volksrepublik China plausibel machen und so zum gegenseitigen Verstehen beitragen können. Im Einvernehmen mit unseren Partnern wurden in groß-

zügiger Weise Literaturgaben für Hochschulinstitute bereitgestellt. Insbesondere war die nachkonziliare theologische Literatur gefragt. Das Ergebnis des II. Vaticanums wird in der Volksrepublik China erst jetzt aufgearbeitet.

Bischof Georg Moser und seine Mitarbeiter haben sich darum bemüht, den hierzulande studierenden Stipendiaten in besonderer Weise Gastfreundschaft zuzuwenden. Dies wird auch in der Zukunft geschehen.

Bei einem Besuch in Hongkong im Jahre 1987 war zu erfahren, daß »*Caritas Hong Kong*« mannigfaltige Kursangebote in der benachbarten Provinz Guangdong anbieten konnte, Kurse in Hoteltraining, in »*sales management*«, medizinischer Fortbildung und in englischer Sprache, aber auch Hilfe bei Einrichtungen für Behinderte. Das Hilfswerk *Misereor* war eingeladen, in besonderen Katastrophensituationen beratend und helfend tätig zu werden.

Ein Austausch von Wissenschaftlern ist in Gang gekommen. Drei Steyler Missionare haben Lehraufträge in China erhalten. Die Lehraufträge betreffen nicht die Theologie, sondern bestimmte technologische oder wissenschaftliche Fachbereiche.

Im Jahre 1986 besuchte der heutige Bischof von Shanghai, Aloysius Jin Luxian SJ, die Bundesrepublik Deutschland und sprach auch in der Akademie Hohenheim. Er bekannte sich in überzeugender Weise zur katholischen Kirche und sagte: »Mit Gottes Hilfe können wir unsere Kirche regional selbst verwalten und entwickeln. Wir haben den Mut, die Weisheit, und ich hoffe, auch das Charisma dafür«. Bischof Jin nahm die Erfahrung der Eucharistie und das Mysterium des Dreieinigen Gottes als Begründung für das Verhältnis von Welt- und Ortskirche. Er zitierte die Präfation des Dreifaltigkeitsfestes: »Und so beten wir beim Lobpreis des wahren und ewigen Gottes in den Personen die Verschiedenheit, in der Natur die Einheit, in der Majestät die Gleichheit an«, und fragte: »Soll das Verhältnis zwischen Gesamtkirche und Ortskirche nicht auch so sein? Verschiedenheit, Einheit und Gleichheit der Kirchen auf der Erde strahlen das Mysterium der Dreifaltigkeit in den Himmel zurück.«

Professor Hans Waldenfels bezeichnete die Kirche Chinas als einen, wenn nicht gar den Bewährungsfall für eine Weltkirche, »die mit dem Anspruch angetreten ist, im Evangelium Christi eine Heils- und Befreiungsbotschaft für alle Menschen, für die ganze Welt zu besitzen«.

Dr. Zhuo Xinping, ein Stipendiat unserer Diözese, hat sich in einer philosophischen Dissertation mit den Religionstheorien des Westens und des heutigen Chinas auseinandergesetzt. Sein Doktorvater, Professor Dr. Biser, München, setzt Herrn Zhuo an die Spitze einer Forschergruppe, die sich angesichts der immer deutlicher zutage tretenden Unglaubwürdigkeit der These vom Absterben der Religion für eine realistischere, nämlich der »Unausrottbarkeit« des religiösen Elements Rechnung tragende Religionstheorie einsetzt. Dies ist ein Denkansatz, der eine Intensivierung der Kontakte zwischen China und dem Rest der Welt ermöglicht.

Die Veränderung der Lebensverhältnisse des chinesischen Volkes nach der »Kulturrevolution« brachten auch eine langsame Veränderung in der Religionsfrage in China mit sich. Religion wird wieder als unabdingbares Element der Kultur eines Volkes erkannt. Der junge chinesische Philosoph sieht anstatt des absoluten Gegensatzes zum Westen eine Möglichkeit, durch eine Sicht des Phänomens auf verschiedenen Ebenen eine Einheit und Gemeinsamkeit bei bleibender Verschiedenheit zu finden.

Es gibt also im modernen China Spuren einer geistigen Annäherung in der Religionstheorie, die berechtigte Hoffnung auf einen fruchtbaren und dauerhaften Dialog zwischen China und dem Westen geben (vgl. Zhuo Xinping, »Theorien über Religion im heutigen China und ihre Bezugnahme zu Religionstheorien des Westens«, Frankfurt/M.: P. Lang Verlag 1988, S. 206; vgl. auch den Beitrag von Zhuo in der Nummer 5(39) von »China heute«).

Kirchliches Engagement für die Volksrepublik China kann und darf sich nicht auf pragmatische Formen materieller oder personaler Hilfestellung beschränken. Es geht um den Austausch zwischen Ortskirchen, die verschiedenen Kulturkreisen angehören. Jene und wir haben durch geduldiges Aufeinander-Zugehen und Einander-Anhören voneinander zu lernen. Eines ist heute schon sichtbar: Die Kirche Chinas ist eine echte »Volkskirche der Armen« und der »Martyrer« geworden. Diese Erkenntnis kann uns aufrütteln aus unserer »westlichen« Selbstzufriedenheit.

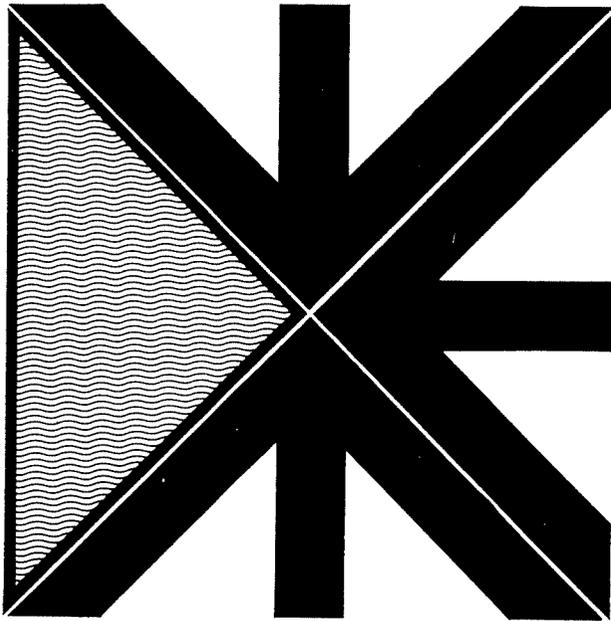
Vielfältige, aber sehr subtile Möglichkeiten der Entwicklungszusammenarbeit mit der Volksrepublik China sind daher möglich und sollten behutsam und geduldig praktiziert werden« (soweit Prälat E. Mühlbacher).

In vier Foren wurden auf dieser Tagung folgende Themen behandelt:

1. Methodische Vorbereitung von Projekten in der Entwicklungszusammenarbeit
2. Handlungsfelder künftiger Zusammenarbeit und Möglichkeiten zu konzipieren, mit Multiplikationswirkung;
3. Traditionelle chinesische Medizin – moderne westliche Medizin
4. Möglichkeiten kirchlichen Engagements

Professor Dr. Erwin Reisch, Präsident der Universität Hohenheim, faßte in seinem Beitrag »Ansätze für unseren möglichen Entwicklungsbeitrag« zusammen:

- Grundsatz: Nur China selbst kann sich im wesentlichen helfen; unsere Hilfe ist daher stets als Hilfe zur Selbsthilfe zu konzipieren, mit Multiplikationswirkung;
- generell: Unterstützung der gegenwärtigen Reformpolitik auf allen (politischen) Wegen, soweit von chinesischer Regierung gewünscht (Zurückhaltung in der Unterstützung individueller Interessen und Vorteilsuche);
- wichtigster Beitrag: Unterstützung in Forschung und wissenschaftlicher Aufarbeitung der Problemfelder, vorrangig zur Sicherstellung der Versorgung von 1,25 Mrd. bzw. 1,5 Mrd. Menschen; vor allem Vermittlung der internationalen Erfahrungen;
- Unterstützung in der Ausbildung von Ausbildern und Beratern zur Anwendung fortschrittlicher Kenntnisse und Aufbau von Institutionen und Systemen;
- Hilfe in besonderen Fällen, wenn von überregionaler Bedeutung oder Pilotwirkung (Beispiele und Demonstration ein vorrangiges Instrument chinesischer Fortschrittsförderung);
- Katastrophenhilfe in konkreten Situationen.



Design: Dieter Groß

Zwischen Nationalstaat und offener Republik

Bestimmungsfaktoren und Perspektiven deutscher Ausländerpolitik

Interdisziplinäres Seminar für Journalisten und Vertreter
der Ausländerarbeit in Zusammenarbeit mit dem For-
schungsprojekt Medienethik

31. August – 1. September
Stuttgart-Hohenheim
84 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Klaus Barwig
Dr. Michael Kessler

Referenten:

Weihbischof Dr. Klaus Dick, Köln
Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst, Stuttgart
Staatsministerin a. D. Liselotte Funcke
Elmar Hönekopp, Nürnberg
Professor Dr. Gerfried W. Hunold, Tübingen
Barbara John, Berlin
Dr. Karl-Heinz Meier-Braun, Stuttgart
Professor Dr. Dieter Oberndörfer, Freiburg
Oberbürgermeister Manfred Rommel, Stuttgart
Professor Dr. Manfred Zuleeg, Frankfurt

Im Rahmen ihres Themenschwerpunkts »Ausländerfragen« führte die Akademie in Kooperation mit dem von der Fachstelle für Medienarbeit und der Abteilung Theologische Ethik 1 der Kath. Theologischen Fakultät der Universität Tübingen gemeinsam getragenen Forschungsprojekt Medienethik ein interdisziplinäres Seminar durch, dessen Ziel es war, Bestimmungsfaktoren und Perspektiven deutscher Ausländerpolitik zwischen Journalisten und Vertretern der Ausländerarbeit zu diskutieren zu einem Zeitpunkt, da erneut Pläne aus dem Bundesinnenministerium, das aus dem Jahre 1965 stammende Ausländerrecht zu novellieren, in der Öffentlichkeit diskutiert wurden.

Mehr als die Hälfte der Teilnehmer waren Journalisten aus den Bereichen Presse, Fachpresse, Hörfunk und Fernsehen. Die medienethische Perspektive der Veranstaltung zielte gerade auf die Herstellung von Öffentlichkeit in einer Frage von hohem gesellschaftspolitischem Rang, auf sachgerechte Information und auf Befähigung zu argumentativer Einlösung von Geltungsansprüchen als zentraler journalistischer Aufgabe und unerlässlichem Beitrag der modernen Medien für ein Ethos gesellschaftlicher Kommunikation, wie Prof. Dr. G. W. Hunold (Tübingen) einleitend hervorhob.

Die Ausländerbeauftragte der Bundesregierung, Liselotte Funcke, machte gleich zu Beginn der Tagung deutlich, daß der aus dem Bundesinnenministerium bekannt gewordene Gesetzentwurf nicht das letzte Wort sein könne und »erheblich nachgebessert« werden müsse. Sie kritisierte vor allem, daß sich der Innenminister Zimmermann bisher jedem Dialog über den Entwurf entziehe. Der Freiburger Politologe und Direktor des Arnold-Bergstraesser-Instituts, Prof. Dr. D. Oberndörfer,

hob hervor, daß die Bundesrepublik nicht nur ein Nationalstaat sei, der einseitig partikularen nationalen Interessen den Vorzug gäbe, sondern auch eine Republik mit weltbürgerlichem Fundament. Das Grundgesetz begründe so in seinem Artikel 1 die Grundrechte der Bürger »aus der Würde des Menschen, nicht aus der Würde des Deutschen«. Die Entwürfe aus dem Bundesinnenministerium seien nach seiner Auffassung von völkischem Nationalismus geprägt, »der borniertesten und im Wort sinnbeschränktesten und provinziellsten Form des Nationalismus«.

Auch Weihbischof Dr. Klaus Dick, Ausländerbeauftragter der Deutschen Bischofskonferenz, betonte, es komme darauf an, weniger dem Nationalstaatsgedanken nachzuhängen als vielmehr das Gemeinwohl aller Bürger zum Ausgangspunkt für die anstehenden Gesetzesregelungen zu machen. Ebenfalls Unverständnis für die Abschottungsbestrebungen der Bundesregierung zeigte der Stuttgarter Oberbürgermeister Manfred Rommel. Ihm schwebt eine europäische Großstadt vor, »in der Angehörige verschiedener Nationen und Kulturkreise im Geiste gegenseitiger Achtung zusammenleben«. Die Zukunft in Europa gehöre nach seiner Meinung den »multinationalen Großstädten«.

Der Tübinger Ethiker Prof. Dr. G. W. Hunold, Leiter des mitveranstaltenden Forschungsprojekts Medienethik, hob darauf ab, daß es gerade im Kontext der Ausländer- und Fremdenproblematik für die Kultur der Zukunft einer praktizierten Solidarität bedürfe, die zu einer kommunikativen Sozialität und Solidarität weiterzuentwickeln sei. Letztere impliziere die Entschlossenheit, alle greifbaren und uneinsichtigen gesellschaftlichen Egoismen aufzubrechen. Gegenüber der Behauptung nationaler Identität gelte es, eine Kultur der Identität zu entwickeln, die gezielt den Abbau von Vorurteilen und kulturspezifischen Polarisierungen sowie die vorbehaltfreie Öffnung für gegenseitiges Lernen im Umgang untereinander betreibe und damit einer gesellschaftlich interkulturellen Bewußtseinsbildung als Voraussetzung rechtlicher Normierungen diene.

Der Frankfurter Staatsrechtler und Richter am Europäischen Gerichtshof, Prof. Dr. M. Zuleeg, formulierte die wesentlichen rechtspolitischen Forderungen, über die zwischenzeitlich ein weitgehender Konsens besteht, der von Kirchen, Gewerkschaften, Wohlfahrtsverbänden, von einzelnen Bundestagsabgeordneten und Abgeord-

neten der CDU bis hin zu den Grünen reicht: Einheit der Familie als natürliches Menschenrecht ohne weitere Voraussetzungen, Aufenthaltsrechtliche Absicherungen (vor allem für die Familienangehörigen), Wiederkehrproptionen, Einschränkung der Ausweisungsmöglichkeit und Wahlrecht, zumindest auf kommunaler Ebene, sowie deutliche Erleichterungen im Einbürgerungsverfahren sind die zentralen Forderungen.

Dr. K.-H. Meier-Braun, Politologe und Ausländerexperte beim Süddeutschen Rundfunk, sieht angesichts dieses großen Spektrums der Übereinstimmung in den wesentlichen Verbesserungsvorschlägen eine »historische Chance«. Die Ausländerpolitik befinde sich jetzt »vermutlich am wichtigsten Punkt in der dreiunddreißigjährigen Geschichte der Ausländerbeschäftigung«.

Zum Schluß der Tagung gestand die Ausländerbeauftragte des Berliner Senats, Barbara John (CDU), den Kirchen und Wohlfahrtsverbänden zu, daß sie in den ausländerpolitischen Kontroversen der letzten Jahre Recht behalten und die besseren Argumente vorgebracht hätten. Es komme jetzt entscheidend darauf an, »die Politiker hierfür zu gewinnen und mit ihnen noch stärker das Gespräch zu suchen«.

Die Tagung dokumentiert ein Sammelband, der im Laufe des Jahres 1989 erscheinen wird: K. Barwig/M. Kessler (Hg.), Zwischen Nationalstaat und offener Republik. Bestimmungsfaktoren und Perspektiven deutscher Ausländerpolitik, Nomos, Baden-Baden, 1989. Bei Bezug über die Akademie oder die Fachstelle für Medienarbeit der Diözese Rottenburg-Stuttgart beträgt der Preis DM 20,-.

(K. Barwig / M. Kessler in: medien aktuell, information 9/1988)

Ausländerpolitik im Vergleich – das Beispiel Niederlande

Studienreise in die Niederlande und nach Brüssel
in Zusammenarbeit mit der Landeszentrale für politische
Bildung Baden-Württemberg

24. – 28. April
26 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Klaus Barwig

Referenten:
Secil Arda, Enschede
Walter Jansen, Utrecht
G. M. J. M. Koolen, Den Haag
Ruth Lesse, Utrecht
Piet Muller, Brüssel
Dr. Dietmar Nickel, Straßburg/Brüssel
Jan van Raalte, Driebergen
Hans Smies, Enschede
Adam Stratos, Dordrecht
Professor Dr. Dietrich Thränhardt, Münster
Andreas Turksma, Driebergen
Heinz-Oskar Vetter MdEP, Straßburg/Brüssel
Bürgermeister Heiko Wierenga, Enschede
Hens A. Wolf, Den Haag

Auszüge aus dem Bericht eines Teilnehmers:

Vorbemerkung

Die von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg und der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart organisierte Studienreise, an der der Verfasser teilgenommen hat, führte nach Enschede, Utrecht, Den Haag und Dordrecht (sämtliche Städte in Holland) und nach Brüssel. Die Teilnehmer waren Bedienstete und Vertreter der Landesverwaltung, der Justiz, der Kommunen, der Landesversicherungsanstalt Württemberg, der Parteien, Kirchen, der Verbände der freien Wohlfahrtspflege, der Gewerkschaften und des Süddeutschen Rundfunks.

Informationsgespräche wurden geführt mit Vertretern der Stadtverwaltung, des Gemeinderates und der Minderheiten der Stadt Enschede, mit Vertretern des Justiz-, Innen- und Sozialministeriums in Den Haag, mit Vertretern des Dachverbandes der Immigranten-Wohlfahrtsverbände NCB in Utrecht, mit Vertretern des Rates der niederländischen Kirchen und mit dem Vorsitzenden des Dachverbandes der Immigranten-Selbstorganisationen (LSOBA) in den Niederlanden. Themenschwerpunkte waren insbesondere die Inhalte der holländischen Ausländerpolitik (sog. Minderheitenpolitik) einschließlich der wichtigsten aufenthalts- und sozialrechtlichen Regelungen für Ausländer, die Erfahrungen mit dem kommunalen Wahlrecht, die Fragen im Zusammenhang mit der Einbürgerung, die Struktur, Organisation und Arbeitsschwerpunkte der sozialen Arbeit mit Ausländern, die Haltung der holländischen Kirchen, die Akzeptanz der Ausländerpolitik und der Ausländer seitens der Bevölkerung sowie die Selbstorganisation der Ausländer und ihre Beteiligung bei ausländerpolitischen Entscheidungen. Bei den Gesprächen in Brüssel mit Vertretern des Europäischen Parlaments, der Kommission und des Ausschusses der europäischen Kirchen für die Wanderarbeitnehmer standen die Vorschläge zur Einführung des Kommunalwahlrechts innerhalb der EG, die Erweiterung der EG-Freizügigkeit und die Fragen im Zusammenhang mit der Assoziierung der Türkei im Vordergrund.

Nationale Struktur der Ausländer (Minderheiten) in den Niederlanden

Die Geschichte von Zuwanderungen von Ausländern in die Niederlande ist verhältnismäßig kurz. Aus den ehemaligen Kolonien sind von 1949 bis 1955 etwa 300 000 Einwohner aus dem heutigen Indonesien zugewandert. Sie waren und sind niederländische Staatsangehörige und sind weitgehend integriert. Zwischen 1972 und 1980 wanderten etwa 240 000 farbige Emigranten aus Surinam und den Antillen ein, die ebenfalls in ihrer Mehrheit (90 %) die niederländische Staatsangehörigkeit besitzen, jedoch im wirtschaftlichen und sozialen Leben kaum integriert sind. Die Anwerbung von Wanderarbeitern aus den Mittelmeerländern begann Anfang der 60er Jahre und dauerte bis Mitte 1975 (Anwerbestopp). Damals wurden Anwerbeverträge abgeschlossen mit Italien

(1960), Spanien (1961), sowie mit Marokko, Jugoslawien und Tunesien (jeweils 1970). In den Niederlanden leben derzeit etwa 550 000 ausländische Staatsangehörige, was einem Bevölkerungsanteil von etwa 4 % (Bundesrepublik Deutschland 7 %) entspricht. Unter Einschluß der Einwanderer aus den früheren Kolonien mit niederländischer Staatsangehörigkeit beträgt der Anteil der sog. Minderheiten an der Gesamtbevölkerung rd. 6 %.

Neue Ausländerpolitik der Niederlande seit Beginn der 80er Jahre

Die niederländische Ausländerpolitik ging bis etwa 1980 davon aus, daß der Aufenthalt ausländischer Arbeitnehmer zeitlich begrenzt ist und betonte stets, daß die Niederlande kein Einwanderungsland seien. Inzwischen rechnet die christlich-liberale Koalitionsregierung mit dem Verbleib der Zuwanderer, strebt die Herstellung der Chancengleichheit an und versteht die in den Niederlanden wohnende Bevölkerung als multikulturelle Gesellschaft. In einem im September 1983 vom niederländischen Innenminister dem Parlament vorgelegten umfangreichen Dokument (die sog. »Minderheitennota«) wird ausgeführt:

»Die meisten Emigranten sind hierhergekommen als Folge des Entkolonialisierungsprozesses oder weil sie durch unser Land als Arbeitnehmer angeworben wurden. Die Regierung geht davon aus, daß die meisten von ihnen in den Niederlanden bleiben werden und daß sie somit in der Lage sein müssen, einen vollwertigen Platz einzunehmen. Darum sollen durch die Minderheitenpolitik die Voraussetzungen geschaffen werden, die die Gleichwertigkeit und gleiche Entfaltungsmöglichkeiten für alle Einwohner zu einer Selbstverständlichkeit machen.«

In dem für die niederländische Minderheitenpolitik grundlegenden Dokument (Nota) werden als die drei Hauptziele der Minderheitenpolitik die volle und gleichberechtigte Partizipation in der niederländischen Gesellschaft, die Verbesserung der sozialen und ökonomischen Situation der Einwanderer einschließlich der Verbesserung ihres Rechtsstatus sowie das Vorbeugen und Verhindern von Rassendiskriminierung herausgestellt. Diese konsequent formulierte Politik wird flankiert durch

eine restriktive Zuwanderungspolitik insbesondere gegenüber Flüchtlingen und Asylsuchenden. Es besteht der Eindruck, daß dies der Preis für die gute Akzeptanz der im übrigen sehr liberalen Ausländerpolitik durch die niederländische Bevölkerung ist.

Zum aufenthaltsrechtlichen Status

Das niederländische Ausländerrecht sieht wie in der Bundesrepublik eine stufenweise Verfestigung des Aufenthalts mit zunehmender Aufenthaltsdauer vor. Nach insgesamt fünfmaliger befristeter Erteilung der Aufenthaltserlaubnis auf jeweils ein Jahr wird die unbefristete und unbeschränkte Aufenthaltserlaubnis erteilt, wenn der Ausländer ein ausreichendes Einkommen hat. Der Nachzug von Familienangehörigen ist grundsätzlich möglich, wenn der Ausländer ein Jahr in den Niederlanden gewohnt und gearbeitet hat. Nach dreijähriger Ehedauer und einjährigem Aufenthalt in den Niederlanden erlangen Ehegatten von Ausländern ein eigenständiges, d.h. nicht vom Ehegatten abhängiges Aufenthaltsrecht.

Widerruf der Aufenthaltserlaubnis und Ausweisung sind möglich, wenn Auflagen oder Beschränkungen nicht eingehalten werden, wenn falsche Angaben zur Erteilung der Erlaubnis geführt haben oder wenn schwere Verstöße gegen die öffentliche Sicherheit und Ordnung begangen worden sind. Bei Ausweisung infolge von Straftaten ist die Proportionalität zwischen Dauer des Aufenthalts und Höhe der Strafe zu beachten.

Für die Koordination und Durchführung der Minderheitenpolitik ist das Niederländische Innenministerium zuständig. Im übrigen liegt die Zuständigkeit für das Ausländerrecht und die Ausländerpolizei beim Justizministerium, das gleichzeitig Rechtsmittelinstanz gegen ablehnende Bescheide der Ausländerpolizeibehörden (Gemeinden) ist.

Erleichterung der Einbürgerung

Das neue Staatsbürgerschaftsgesetz von 1984 sieht u.a. folgende Möglichkeiten der Einbürgerung vor:

– Nach fünfjährigem rechtmäßigem Aufenthalt in den Niederlanden kann die niederländische Staatsangehörig-

keit auf Antrag erworben werden, wenn keine negativen Erkenntnisse vorliegen, der Antragsteller über ein regelmäßiges Einkommen verfügt und eine gewisse Verbundenheit mit dem niederländischen Kulturkreis besteht. In der Regel wird Verzicht auf die bisherige Staatsangehörigkeit verlangt. In der Praxis wird nach Auskunft der holländischen Gesprächspartner von den ausländischen Konsulaten vielfach die bisherige Staatsangehörigkeit kurzerhand wieder erteilt, was von den niederländischen Behörden hingenommen wird.

– Ein in den Niederlanden geborenes und erzogenes ausländisches Kind erhält die niederländische Staatsangehörigkeit, wenn es diese im Alter von 18 Jahren beantragt (Option).

– Angehörige der dritten Einwanderergeneration, d.h. Kinder von ausländischen Müttern, die bereits in den Niederlanden geboren sind, werden mit der Geburt in den Niederlanden niederländische Staatsbürger.

Die niederländische Regierung erwartet aufgrund dieser Regelungen sozusagen eine weitgehend »biologische Lösung« der Ausländerfrage etwa bis zum Jahre 2015.

Die Zahl der Einbürgerungen belief sich im Jahresdurchschnitt von 1975 – 1980 auf 6 400 = jährlich ca. 1,6 % der Ausländer (Bundesrepublik jahresdurchschnittlich 13 600 = rd. 0,3 % der Ausländer jährlich).

Kommunales Wahlrecht für Ausländer seit 1985

Im Zuge einer zu Beginn der 80er Jahre in den Niederlanden durchgeführten Verfassungsreform wurden nach einer insgesamt etwa 10jährigen politischen Diskussion die verfassungsrechtlichen Schranken für die Gewährung des kommunalen Wahlrechts für Ausländer beseitigt. Auslöser war eine Veröffentlichung des bekannten niederländischen Staatsrechtlers und ehemaligen Präsidenten des Europäischen Gerichtshofes, Donner (Christdemokrat), der unter Hinweis auf Art. 21 der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte eine stärkere politische Partizipation der in den Niederlanden seßhaft gewordenen Ausländer verlangt hatte. Im Jahre 1985 wurde das kommunale Wahlrecht dann mit fast einstimmigem Parlamentsbeschluß durch einfaches Gesetz eingeführt. Aktives und passives Wahlrecht haben Ausländer, die ihren Wohnsitz seit fünf Jahren legal in den Niederlanden haben und das 18. Lebensjahr vollendet haben. Eine

Differenzierung nach EG-Staatsangehörigen und Staatsangehörigen aus Drittländern besteht nicht. Auf Erfüllung des Gegenseitigkeitsprinzips wurde verzichtet.

Nach einer aufwendigen Informationskampagne der Regierung und der Parteien nahmen die Ausländer erstmals 1986 an den niederländischen Kommunalwahlen teil. Die durchschnittliche Wahlbeteiligung der Ausländer lag bei 55 bis 60 % und damit leicht über der Wahlbeteiligung der Niederländer. Mit über 70 % war die Wahlbeteiligung der Türken am höchsten, mit rd. 20 % die Beteiligung der Marokkaner am niedrigsten. Dabei hat eine Rolle gespielt, daß der marokkanische König Hassan seinen Untertanen in einem Aufruf die Beteiligung praktisch mit dem Hinweis verboten hatte, man könne nicht hinter zwei Fahnen marschieren. Insgesamt wurden in 25 von 700 Gemeindeparlamenten rd. 30 Ausländer gewählt. Mit zwei Ausnahmen erfolgte die Wahl der Ausländer über Listen der etablierten Parteien. Ausländische Gruppierungen hatten praktisch keine Chancen. Politische Probleme der Herkunftsländer oder verschiedener ethnischer Gruppierungen einzelner Herkunftsländer spielten im Wahlkampf keine Rolle. Signifikante Kräfteverschiebungen im Parteienspektrum wurden nicht festgestellt.

Vom Kommunalwahlrecht wird Symbolwirkung auf die Immigranten und die einheimische Bevölkerung und für die Realisierung der ausländerpolitischen Ziele auf nationaler und kommunaler Ebene erwartet. Die Ausdehnung des Wahlrechts auf die nationale Ebene wird von der gegenwärtigen Regierung jedoch abgelehnt.

Quotenregelung für Ausländer im öffentlichen Dienst

Die Arbeitslosigkeit ist in den Niederlanden außerordentlich hoch. Sie beträgt bei den niederländischen Staatsangehörigen 14 %, bei den Ausländern über 40 %. Die Regierung ist bemüht, durch sog. positive Aktionen für eine Verbesserung der Chancen der Ausländer auf dem Arbeitsmarkt zu sorgen. Sie hat deshalb beschlossen, bis 1992 den Ausländeranteil im öffentlichen Dienst auf 3 % zu steigern. Die entsprechende Besetzung von Beamtenstellen bietet dabei in der Regel keine rechtlichen Schwierigkeiten. Durch solche »positiven Aktionen« soll auch die freie Wirtschaft motiviert werden, in stärkerem

Maße ausländische Einwohner einzustellen. Im Rahmen ihrer Genehmigungspraxis bei Tarifverträgen versucht die Regierung, darauf hinzuwirken, daß in den Tarifverträgen sog. »Strebeziffern« für Ausländer vorgesehen werden.

Keine Rückkehrförderung, jedoch Hilfen für Rückkehrer

Die Repatriierung von Ausländern gehört nicht zu den ausländerpolitischen Zielen der Niederlande. Neben dem zentralen Anliegen der Integration bleibt jedoch die Möglichkeit der freiwilligen Rückkehr als grundsätzliche Option gewährleistet. Rückkehrprämien werden grundsätzlich nicht gewährt. Es besteht jedoch ein Programm zur Förderung der selbständigen Existenzgründung von Rückkehrern durch Gewährung günstiger Darlehen. Rückkehrer aus Drittländern erhalten einen Beitrag zu den Reise- und Umzugskosten und zur Bestreitung des Lebensunterhaltes für drei Monate. Ausländische Arbeitnehmer aus Drittstaaten, die über 50 Jahre alt und über sechs Monate arbeitslos sind, erhalten von der niederländischen Regierung im Falle der Rückkehr eine nach Familienstand gestaffelte Zuwendung in Höhe von 650 bis 1 000 DM monatlich bis zum Bezug der Altersrente (65. Lebensjahr) oder, falls Altersrente nicht bezogen wird, bis zum Lebensende. Die Wiedereinreise in die Niederlande ist ausgeschlossen. Nach Auskunft der holländischen Gesprächspartner ist diese Leistung für den niederländischen Staat nach Wahrscheinlichkeitsberechnungen kostengünstiger als die u.U. langfristige Unterstützung dieses Personenkreises mit Familien in den Niederlanden.

Wanderarbeitnehmer innerhalb der EG

Bei den Gesprächen mit Vertretern der Kommission (Jacques Werquin) und des Europäischen Parlaments (Dr. Dietmar Nickel und Heinz-Oskar Vetter) wurden insbesondere aktuelle Fragen der Freizügigkeit, der Stand der Assoziierung der Türkei und die Bemühungen zur Einführung des kommunalen Wahlrechts für Ausländer innerhalb der EG erörtert.

Im Zuge der Verwirklichung des Binnenmarktes gemäß Artikel 8 a EWG-Vertrag bis zum 31.12.1992 strebt die

Kommission eine Erweiterung der Freizügigkeit in verschiedener Richtung an. Die Freizügigkeit soll sich unter bestimmten Voraussetzungen auf alle EG-Bürger erstrecken, auch soweit sie nicht erwerbstätig sein wollen. Um, wie zur Herstellung des »Raumes ohne Grenzen« vorgesehen, auf Personenkontrollen an den Grenzen weitgehend verzichten zu können, soll die Reisefreizügigkeit innerhalb des EG-Raumes auch Arbeitnehmern aus Drittländern ermöglicht werden. In diesem Zusammenhang wird die Einführung eines einheitlichen EG-



Gesprächsrunde im Europäischen Parlament.

Piet Muller, Dr. Christoph Schuhmacher, Jacques Werquin, Heinz Oskar Vetter MdEP

Visums angestrebt. Die Freizügigkeitsverordnung 1612/68 soll novelliert werden. Der Personenkreis, der nach dieser Verordnung Freizügigkeit genießt, soll erweitert werden auf anerkannte Flüchtlinge, alle Familienangehörigen auf- und absteigender Linie und auf Verwandte der Seitenlinie, sofern sie vom privilegierten EG-Arbeitnehmer unterhalten werden. Die bisher noch mögliche Befristung der Arbeitserlaubnis im Falle der Arbeitslosigkeit soll eingeschränkt werden.

In der Assoziierungsfrage Türkei besteht zur Zeit ein gewisser Stillstand. Die Türkei hat das Verhandlungsangebot der EG zur Regelung der Freizügigkeitsfrage für Arbeitnehmer als unzureichend abgelehnt. Der Gesamtkomplex der Assoziierung soll auf der nächsten Sitzung des Assoziationsrates im Juli 1988 weiterbehandelt werden. Parallel dazu wird nunmehr der Beitrittsantrag der Türkei von 1987 behandelt. Die Entscheidung hierüber trifft der Rat nach Stellungnahme der Kommission, die noch aussteht. Nach Einschätzung des Vertreters der Kommission möchten die meisten Ratsmitglieder den Beitrittsantrag ablehnen, zögern jedoch mit einer solchen Entscheidung im Hinblick auf die geopolitische und strategische Bedeutung der Türkei.

Über den Stand der Bemühungen zur Einführung des kommunalen Wahlrechts für Ausländer im Bereich der EG berichtete Heinz Oskar Vetter, Mitglied der sozialistischen Fraktion im Europäischen Parlament. Durch Entschließung des Europäischen Parlaments von 1983 war die Kommission aufgefordert worden, einen Vorschlag für eine Richtlinie zum Wahlrecht der Bürger der Mitgliedsstaaten der Gemeinschaft bei den Kommunalwahlen auszuarbeiten. Die Kommission ist diesem Petitum bis jetzt nicht nachgekommen. In einer Entschließung vom 15.12.1987 hat das Parlament die Kommission erneut aufgefordert, einen entsprechenden Richtlinienentwurf vorzulegen. Den Mitgliedsstaaten wird zugleich empfohlen, das Kommunalwahlrecht in absehbarer Zukunft auch Drittstaatsangehörigen einzuräumen. Die EG-Kompetenz für ein Tätigwerden in diesem Bereich wird aus Art. 235 EWG-Vertrag hergeleitet. Eine Minderheit im Parlament vertritt die Auffassung, daß der EWG-Vertrag keine hinreichende Rechtsgrundlage biete. Im übrigen ist für den Erlass der erforderlichen Vorschriften durch den Rat Einstimmigkeit notwendig (Art. 235).

Rudolf Maier (Ministerialrat im Sozialministerium Baden-Württemberg)



Sanctuary

Christliche Tradition mit neuer Aktualität

25. – 27. März
Weingarten
68 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Klaus Barwig
Dieter R. Bauer

Eine wachsende Flüchtlingsbewegung hat die Industrienationen der nördlichen Hemisphäre in den vergangenen Jahren vor neue Probleme gestellt. Dabei geriet das Recht auf Asyl in Konflikt mit staatlichen Abschottungsmaßnahmen. »Sanctuary« dagegen – die gegenwärtige Bewegung in den USA wie schon der Begriff selbst in seiner religiös-historischen Prägung – unterstreicht die besondere Pflicht von Christen, Fremde und Verfolgte

zu schützen. Hier öffnet sich – gerade auch für Christen – ein weites Diskussions- und Konfliktfeld um zentrale Anliegen gesellschaftlicher Kultur und politischen Bewußtseins wie Unversehrbarkeit menschlichen Lebens, Widerstand im demokratischen Rechtsstaat oder das Verhältnis Legalität – Legitimität.

Bei der Tagung ging es um die Darstellung konkreter Erfahrungen, politischer Hintergründe, allgemein geistes- und speziell kirchengeschichtlicher Traditionen, juristischer Implikationen sowie theologisch-ethischer Reflexionen mit dem Ziel, Beurteilungs- und Entscheidungskriterien für verantwortetes Handeln zu entwickeln.

Wiederholt wurde deutlich, daß bei Ablehnung von Asylbewerbern trotz formal und juristisch korrekten Verfahren im Einzelfall eine Gefährdung an Leib, Gesundheit und Leben bei deren Abschiebung droht. Dies führt zu einer außerordentlichen Gewissensnot all derer, die als Helfer mit diesem Personenkreis zu tun haben. Nach Ausschöpfung aller rechtlichen Möglichkeiten bleibt dann als Ultima ratio manchmal nur das »Verstecken«. Im Vordergrund solchen Handelns muß unbedingt und ausschließlich der gefährdete einzelne stehen. Dies erfordert eine gründliche Vergewisserung über die jeweiligen Umstände im Einzelfall (sowohl individuell wie im Hinblick auf die Gegebenheiten im Heimatland). Zugleich verbietet sich vor allem jedwede Form von Fundamentalismus und eine Instrumentalisierung unter partei- bzw. gesellschaftspolitischer Zielsetzung. – Die Tradition kirchlicher Rechtsräume außerhalb des staatlichen Gewaltmonopols oder gar gegen dieses ist aus guten Gründen nicht wieder herzustellen (der in den USA verwendete Begriff »Sanctuary« wird deshalb in Europa vermieden).

Eine Publikation ist in Vorbereitung: Sanctuary. Der gegenwärtige Konflikt um die Tradition des Kirchenasyls, hrsg. von Klaus Barwig und Dieter R. Bauer, Baden-Baden 1989 (Nomos Verlagsgesellschaft). Neben den Tagungsbeiträgen enthält der Band Gutachten bzw. Stellungnahmen zur strafrechtlichen Relevanz privater »Asylgewährung«.

Referate:

*Gesetzesbrecher aus Nächstenliebe?
Einführung in die Thematik*
Herwig Sander, Alpirsbach

*Erfahrungsberichte: Kirche auf der Seite der Flüchtlinge
– USA*

*»Schmuggler aus Barmherzigkeit«
Filmdokumentation von Erhard Thomas*

– Schweiz
Klaus Bäuml, Bern

– Berlin
Hanns Thomä-Venske, Berlin

*Hintergründe: Menschen auf der Flucht
Brennpunkt Mittelamerika: Literarische und journalistische Zeugnisse aus einer Krisenregion*
Walter Lesch, Tübingen

Traditionen des Kirchenasyls
Prof. Dr. Peter Landau, München

Juristische Aspekte zur kirchlichen Asylgewährung
Prof. Dr. Peter Saladin, Bern
Dr. Bertold Huber, Frankfurt

*Die Motivation der Engagierten
Zum Zusammenhang von religiösem und moralischem Urteil*
Walter Lesch, Tübingen

Ziviler Ungehorsam: Ethische Kriterien
Prof. Dr. Volker Eid, Bamberg

*Auf der Seite der Armen
Christliche Solidarität mit Menschen auf der Flucht*
Diskussion

Klaus Bäumlin, reformierter Pfarrer aus Bern, berichtete über Erfahrungen in der Schweiz. Hier ein Ausschnitt:

Die in der Freiplatz-Aktion engagierten Leute konzentrierten sich zunächst darauf, Unterkünfte zu vermitteln; denn im Winter 1984/85 waren die Flüchtlingsunterkünfte überfüllt, Hunderte von Tamilen waren obdachlos. Wir versuchten, sie privat unterzubringen, ihnen Arbeit zu verschaffen und Kontakte zwischen Flüchtlingen und Schweizer Familien zu knüpfen. Wir wandten uns an Kirchengemeinden. Und wir richteten an die Öffentlichkeit den Appell: Jetzt keine Ausschaffungen! Zur Konfrontation kam es damals noch nicht, da die Bundesbehörden einstweilen wieder davon absahen, Tamilen auszuschaffen. Sie verfolgten indessen während des ganzen Jahres 1985 eine zermürbende Stop-and-go-Politik. (...)

Unterdessen war es in Zürich zu einer ersten harten Konfrontation und einem Lehrstück in Sachen Kirchenasyl gekommen. Am 20. September hatte dort eine Gruppe von 52 Chilenen, die am 1. Oktober die Schweiz hätten verlassen sollen, Zuflucht in der reformierten Kirche Zürich-Seebach gesucht. Die Gemeindepfarrer und auch der Kirchengemeinderat als verantwortliche Behörde beschlossen, dieser Gruppe Zuflucht zu gewähren, und brachten sie während einiger Wochen in der Kirche, im Kirchengemeindehaus und in den Pfarrhäusern unter. Die Chilenen traten dann in einen Hungerstreik; die Aktion sorgte in der ganzen Schweiz für Schlagzeilen, das Wort »Kirchenasyl« wurde über Nacht zu einem vieldiskutierten Thema. Verhandlungen des Seebacher Kirchengemeinderates und der zürcherischen Kirchenleitung mit den Behörden brachten eine Verlängerung der Ausreisefristen. Als diese im Februar 1986 abliefen, folgten erneut dramatische Situationen. Täglich wurden die Glocken der Seebacher Markuskirche geläutet und riefen zu Abend- und Morgengottesdiensten als Zeichen der Solidarität der Kirchengemeinde mit den bedrohten Chilenen. Die Seebacher Aktion hat erreicht, daß keiner der 52 Flüchtlinge nach Chile ausgeschafft wurde. Für die meisten konnten Möglichkeiten der Ausreise in ein Drittland gefunden werden. Einige Familien konnten aus humanitären Gründen in der Schweiz bleiben. Die Seebacher Aktion hat aber vor allem gezeigt, daß eine die Menschenrechte mißachtende Asylpolitik mit dem Widerstand kirchlicher Kreise rech-

nen muß; sie hat Kirchenglieder und Kirchenbehörden, Theologen, Juristen, Historiker veranlaßt, ganz neu über die Lage des Widerstands, des Widerstandsrechts, des zivilen Ungehorsams und des Kirchenasyls nachzudenken. (...)

Bäumlin schildert dann das Engagement für 30 Tamilen in Bern. Unter anderem wurden diese – von der »Ausschaffung« bedroht – am Sonntag, 26. Oktober 1986, in neun bernischen Kirchengemeinden in die Gottesdienste eingeladen.

Die Gemeinden wurden über ihre Situation informiert, im Gottesdienst wurden Briefe an die schweizerische Justizministerin und an den Flüchtlingsdelegierten verfaßt, und diese Briefe waren eine Art Schutzklärung. Da konnte es etwa heißen: »Wir als Christen sind der Meinung, daß weder die hier anwesenden noch die anderen von der Ausschaffung bedrohten Tamilen dem innenpolitischen Druck gewisser Kreise geopfert werden dürfen. Wir fühlen uns der jüdisch-christlichen Tradition verpflichtet, diese Personen in Schutz zu nehmen vor den Bedrohungen an Leib und Leben, die ihnen bei der Rückschaffung drohen. Wir haben deshalb die genannten Personen an unbekannte Orte gebracht, um sie dem Zugriff der Polizei zu entziehen. Wir fordern von den zuständigen Behörden in Bund und Kanton, den genannten Personen eine Aufenthaltsbewilligung zu erteilen, die es ihnen erlaubt, bis auf weiteres in der Schweiz zu bleiben. Bis zum Eintreffen dieser Bewilligung werden wir die genannten Personen in unserer Obhut behalten.« Dazu wurde eine Liste herübergereicht, auf der die Gottesdienstteilnehmer ihre Unterschrift unter die Erklärung setzen konnten.

Politiker müssen sich vor den Mehrheiten...
die Kirchen müssen sich vor den Minderheiten verantworten.

Pfarrer Schulz, Frankfurt

Gasttagungen in der Akademie

128 Gasttagungen mit 4.217 Teilnehmern fanden in den beiden Tagungshäusern im Jahre 1988 statt. Diese Veranstaltungen kirchlicher wie öffentlicher Träger dienen keineswegs nur einer besseren Auslastungsquote unserer beiden hotelähnlichen Betriebe: vor allem dem Hohenheimer Tagungshaus kommt die Funktion eines Konferenzortes für die kirchlichen und caritativen Einrichtungen der Region zu, da – etwa im Vergleich zu Oberschwaben – das Angebot an kirchlichen Tagungsstätten mit Übernachtungsmöglichkeit im Mittleren Neckarraum eher gering ist.

Daß aus Gasttagungen Impulse für unsere »eigene« Arbeit resultieren und aus Teilnehmern von Gasttagungen Interessenten für unsere »eigenen« Tagungen werden, sind mehr als nur Nebeneffekte. Im Folgenden – gleichsam exemplarisch – Berichte von einigen Gasttagungen des Jahres 1988.

Verantwortung für das Leben – Biotechnische Möglichkeiten fordern heraus zur Standpunktsuche

Tag der Katholischen Organisationen und Verbände

8. – 9. Januar
Stuttgart-Hohenheim
135 Teilnehmer

Desoxyribonukleinsäure, Chromosomen, Restriktionsenzyme, Basensequenzen, molekulare Hybridisierung und Klonierung; mit diesen und noch mit vielen anderen Fachbegriffen machten die Tagungsteilnehmer beim traditionellen »Tag der Verbände« in Stuttgart-Hohenheim Bekanntschaft. Die Ausdrücke gehören zu einem Themenbereich, der sehr abstrakt, aber auch sehr brisant und umstritten behandelt wird: Bio- und Gentechnologie. »Verantwortung für das Leben – Biotechnische Möglichkeiten fordern heraus zur Standpunktsuche« stand deshalb auch ganz oben auf der Einladung.

Bischof Dr. Georg Moser machte in seinem Grußwort deutlich, wie wichtig er das Thema einschätzt: »Ich halte es für dringend nötig, daß wir uns mit dieser Thematik beschäftigen und sie nicht umgehen und das Feld nicht irgendwelchen anderen Leuten überlassen. Auch wenn es ein schwer zu beackendes Feld ist. Katholischen Verbänden war es immer eigen, sich den Herausforderungen zu stellen. Ich möchte Sie bitten, das mit diesem Thema ebenfalls zu tun und auch zu wagen.« Bischof Moser legte großen Wert auf die Information. Man könne nicht Dinge ordnen, ohne die Begriffe geordnet zu haben. Man brauche klare Begriffe, damit man weiß, wovon man redet.

Für die Ordnung der Dinge und Begriffe sorgte der Molekularbiologe Dr. Alfred Bach aus Heidelberg. Er erklärte ausführlich, was man unter Gentechnologie zu verstehen hat, wie man sie technisch ausführt und welche Anwendungsbereiche es gibt. Kurz und knapp kann man Gentechnologie so erklären: Sie stellt eine Methode dar, die die Konstruktion von Mikroorganismen und Zellen erlaubt, deren biochemische und stoffwechselphysiologische Syntheseleistungen technisch nutzbar geworden sind. Mit ihrer Hilfe können die Träger der Erbanlagen bei Pflanze, Tier und Mensch identifiziert, isoliert und auf andere Organismen übertragen und diese als biologische Fabrik genutzt werden.

»Dürfen wir, was wir können?«, diese Frage stellte der zweite Referent der Tagung, Prof. Dr. Bernhard Fraling, Moraltheologe aus Würzburg. Unter der Überschrift »Das Verhältnis des Menschen zur Natur im geschichtlichen Überblick« kam er zu folgenden Thesen:

- Menschwerdung heißt: Entwicklung einer primären Distanz zur Natur, in der der Mensch beginnt, Natur zu bearbeiten.
- In einer ursprünglich mythischen Deutung der Natur wird deren Übermacht anerkannt und in Personifizierung und Divinisierung beantwortet.
- Die vorgegebene Ambivalenz der Natur spiegelt sich in unterschiedlichen Ausformungen religiöser Deutung wider.
- Im Glauben Israels wird der Mensch in ein spezifisches Verhältnis zur Natur gesetzt: Er ist Herrscher und Fürsorger zugleich.
- Die Ambivalenz der Naturerfahrung des Menschen wird heilsgeschichtlich gedeutet und so auf Hoffnung hin ausgelegt.
- Erst nach einer längeren Zeit dominant griechischen Einflusses auf das Selbstverständnis des Menschen der Natur gegenüber setzt sich vom hohen Mittelalter an in wachsendem Maß eine Einstellung des Menschen zur Welt durch, in der die irrtümlich christlichen Motive vom Menschen als Bild Gottes in seiner Schöpfung den Ton angeben.
- Mit den immer deutlicher bewußt werdenden Langzeitfolgen technischer Beherrschung der Natur ist die ethische Verantwortung des Menschen in neuer Weise aufgerufen. Ihr Ziel- und Angelpunkt bleibt die Besorgung der Lebensmöglichkeit des Menschen für die Zukunft, mikro- und makroethisch gesehen.

Thesen zur Gentechnologie

- Grundsätzlich stellt die Erforschung der DNS-Sequenzen bzw. der Träger des Erbgutes auch des Menschen kein Tabu dar – so wenig wie die Erforschung des Atomkerns.
- Mit dem Ausmaß des Eindringens in die Natur wächst die Gefahr negativer Rückwirkungen und damit die Verantwortung des Forschers für die Sicherheit seiner Mitarbeiter und der Umwelt.
- Forschung ist unvermeidlich interessengeleitet und darum korrumpierbar, nicht schlechterdings wertneutral. Selbst die Grundlagenforschung ist von der technischen und ökonomischen Anwendung nicht vollkommen zu trennen.
- Genmanipulation zur Erzeugung von Medikamenten ist ethisch wertneutral.
- Züchtung von Pflanzen mit neuen Eigenschaften muß den generellen Grundsatz der Ökologieverträglichkeit beachten.
- Gentechnische Experimente mit lebenden Tieren sind nach denselben Grundsätzen zu beurteilen wie Tierexperimente allgemein.
- Gentherapie in Körperzellen ist positiv zu beurteilen.
- Genomanalysen sind nur mit der Einwilligung der Betroffenen durchzuführen und sollten nicht zur Ungleichbehandlung von Menschen aufgrund des Erbgutes führen; erhöhte Datensicherheit ist in diesem Bereich zu fordern.
- Forschung, bei der mit menschlichem Keimgut experimentiert wird, wo Hybriden bzw. Chimären erzeugt werden, ist abzulehnen.
- Gentherapie in Keimbahnzellen ist auf ethisch unbedenklichem Weg nicht realisierbar.
- Jede Anwendung gentechnischer Verfahren, die auf Züchtung von Menschen hinauslaufen würde, ist als gegen die Menschenwürde gerichtet grundsätzlich abzulehnen.

Bericht: Gerald Jantschik



Grafik: Hans Eduard Franke

Begegnung mit der Orthodoxie

Konsultationstagung der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Baden-Württemberg

15. – 17. September
Stuttgart-Hohenheim
86 Teilnehmer

Die wachsende Bedeutung der Orthodoxie im Dialog der Kirchen wie in der persönlichen Begegnung der Christen kann heute nicht mehr übersehen werden. In Baden-Württemberg lebt mittlerweile eine große Zahl orthodoxer Christen, meist ausländische Arbeitnehmer und ihre Familien. Viele von ihnen werden auf Dauer unter uns sein. Die Griechisch-Orthodoxe Kirche und die Serbische Orthodoxe Kirche gehören zu den Gründungsmitglie-

dern der ACK-BW. Zunehmend erkennen die anderen Mitgliedskirchen die Chance für das ökumenische Gespräch, die in der Begegnung der beiden großen christlichen Traditionen des Ostens und des Westens liegt.

Die Begegnung mit der Orthodoxie in Referaten und Gesprächen mit orthodoxen Christen zu fördern, war das Anliegen der diesjährigen Konsultationstagung.

Orthodoxie und Ökumene

Wie sehr die Mitgliedschaft der Orthodoxen Kirchen das ökumenische Miteinander prägt, wird deutlich im Blick auf die Präambel der Ordnung der ACK-BW: »Die in der ACK-BW verbundenen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften wollen ihrer Gemeinsamkeit im Glauben an den einen Herrn Jesus Christus, der Haupt der Kirche und Herr der Welt ist, in Zeugnis und Dienst gerecht werden – zur Ehre Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.« In der zum Schluß genannten und auf Wunsch der beiden Orthodoxen Kirchen aufgenommenen doxologischen Formel (Doxologie – Lobpreis der Herrlichkeit Gottes) spricht sich orthodoxes Glaubensverständnis authentisch aus. Nicht an eine abstrakte Gottesidee richtet sich der Lobpreis, sondern an den lebendigen, den dreieinigen Gott. Natürlich bringt jede christliche Kirche ihren Glauben an die Heilige Dreifaltigkeit zentral zum Ausdruck. Der Unterschied liegt freilich in der theologischen Akzentuierung: Geht die westliche Theologie von der Einheit Gottes aus und dann über zu den drei Personen, so geht Orthodoxe Theologie von der Wirklichkeit der Existenz der drei Personen aus und dann über zum einen Gott. So legt die Orthodoxie ihren Schwerpunkt stärker auf die Dreifaltigkeit Gottes. Der Lobpreis Gottes prägt das gesamte gottesdienstliche Leben. Hier wird die Lebendigkeit des orthodoxen Glaubensverständnisses besonders deutlich; hier geschieht Hineinnahme der betenden und feiernden Gemeinschaft der Kirche in das Geheimnis Gottes. Die griechischen Kirchenväter nennen sie Theosis: Die Gottwerdung des Menschen durch Jesus Christus. Im Gottesdienst tritt die Orthodoxe Kirche selbst am deutlichsten in Erscheinung: Als Volk Gottes und Leib Christi, trinitarisch formuliert, als Offenbarung Gottes in Jesus Christus durch den Heiligen Geist. Nach orthodoxem Verständnis ist Kirche so »Ikone der Trinität«.

Die Orthodoxie als ökumenischen Partner kennenzulernen, war das Anliegen der diesjährigen Konsultationstagung. In seiner Begrüßungsansprache betonte der Vorsitzende der ACK-BW, Domkapitular Prälat Hubert Bour: »Wir haben dieses Thema sehr bewußt gewählt, weil wir die Orthodoxie als ökumenischen Partner noch viel zu wenig kennen. Auf Weltebene aber spielen die Orthodoxen Kirchen im ökumenischen Bereich eine wichtige Rolle. Auch bei uns sind sie immer mehr ins Bewußtsein getreten, leben doch viele orthodoxe Christen unter uns. Die größte Gruppe bilden die griechisch-orthodoxen Christen, die inzwischen die drittgrößte christliche Konfession in der Bundesrepublik darstellen und deren Metropole in wenigen Wochen ihr 25-jähriges Jubiläum feiert.«

Die Eine Orthodoxe Kirche

Nicht nur in Deutschland, sondern weltweit präsentiert sich die Eine Orthodoxe Kirche in einer Vielzahl von einzelnen orthodoxen nationalen Kirchen. Die kulturell, sprachlich, geographisch und geschichtlich bedingte Vielfalt gehört zum Selbstverständnis der Orthodoxie. Dennoch sind die Orthodoxen Kirchen alle in demselben Glauben, in demselben gottesdienstlichen Leben, in derselben Kirchenordnung einander verbunden. Drei Prinzipien sind es, die das Verhältnis der einzelnen orthodoxen Kirchen zueinander bestimmen: Das Prinzip der Gleichheit, der Selbständigkeit, der Koinonia, d.h. der konziliarren und synodalen Gemeinschaft. Aufgrund dieser engen Verbundenheit sprechen wir nicht von mehreren, voneinander getrennten, sondern von der Einen Orthodoxen Kirche. – Dieses ekklesiologische Selbstverständnis der Orthodoxen Kirche hob der in Graz lehrende orthodoxe Theologe Prof. Dr. Grigorios Larentzakis hervor. Mit der bewegten Geschichte der Serbischen Orthodoxen Kirche machte der in Stuttgart lebende Pfarrer Slobodan Miljevic die Teilnehmer der Tagung vertraut.

Die Altorientalischen Kirchen

Mit den uns bekannten orthodoxen Kirchen des byzantinischen und slawischen Ritus – also Griechen, Russen, Serben u.a. – dürfen die Altorientalischen Kirchen nicht

verwechselt werden. Zu ihnen zählt man eine Gruppe von fünf miteinander glaubensmäßig verbundenen Kirchen. Es sind dies die Koptische, die Äthiopische, die Syrische Kirche von Antiochien, die Syrische Kirche von Indien (Malabar) und die Armenisch-Apostolische Kirche. Diese Kirchen werden häufig auch monophysitische oder vorchalkedonensische Kirchen genannt, da sie sich weigern, das Konzil von Chalkedon (451) als Ökumenisches Konzil, bzw. dessen Lehre anzuerkennen. Heute wissen wir indessen, daß diese erste große Kirchenspaltung der Geschichte vielfach auf Mißverständnissen beruht. Inoffizielle Gespräche mit den orthodoxen Kirchen des byzantinischen und slawischen Ritus haben die wesentliche Einheit des christologischen Glaubens aller orthodoxen Kirchen erkennen lassen. Beide Seiten bestätigen die vollständige Menschheit und vollständige Gottheit Christi. Inzwischen besteht sogar eine Vereinbarung zwischen der Syrischen Orthodoxen Kirche von Antiochien und der Römisch-katholischen Kirche über die gegenseitige Zulassung zu den Sakramenten. So zeichnet sich hier bereits eine, wenn auch noch unvollkommene kirchliche Gemeinschaft nach mehr als einem Jahrtausend der Trennung ab.

Altorientalische Christen leben größtenteils als Flüchtlinge unter uns. Sie kommen meist aus der Osttürkei, aus Ägypten und anderen Staaten des Nahen Ostens, auch aus Afrika.

Finden sich Christen dieser Kirchen hier bei uns zusammen, so haben sie kaum Seelsorger, die ihre Gemeinden betreuen können. So treffen wir häufig die Situation an, daß altorientalische Christen sich den am Ort befindlichen evangelischen und katholischen Kirchengemeinden anschließen.

Hier entsteht zwangsläufig eine Fülle von pastoralen und kirchenrechtlichen Problemen, die dringend einer Lösung bedürfen. – Der in Wien lebende katholische Professor Dr. Ernst Ch. Suttner führte die Teilnehmer der Tagung in die überaus vielfältige, bewegte, an Kulturen reiche Geschichte dieser Altorientalischen Kirchen ein.

»Glaube in der 2. Welt«

Im Rahmen der diesjährigen Konsultationstagung kam es aus gegebenem Anlaß zu einer Kooperation mit dem in Zürich ansässigen Institut »Glaube in der 2. Welt«. Das

auf konfessionell-kooperativer Grundlage operierende Institut sammelt, prüft und verbreitet seit 1972 Informationen über die Situation der Kirchen und Gläubigen in Ländern mit kommunistisch-atheistischen Regimes. Es unterhält einen eigenen Verlag, der eine Zeitschrift, Bücher und einen Dokumentationsdienst herausgibt. Der Leiter des Instituts, Pfarrer Eugen Voss, erläuterte die Zielsetzung des Trägervereins »Glaube in der 2. Welt«, der sich als Plattform für jene Christen Osteuropas versteht, die sonst keine Stimmen haben. G2W hat eine seiner Aufgaben so formuliert: Wir reden, wo andere schweigen müssen. Mit seiner Öffentlichkeitsarbeit sucht das Institut, den Christen unserer säkularisierten Welt das Glaubenszeugnis der osteuropäischen Glaubensbrüder näher zu bringen.

Der Würzburger Privatdozent Dr. Peter Plank verstand es, seinen Zuhörern in lebendiger Weise spirituelles Leben und Lehre der Russischen Orthodoxen Kirche zu vermitteln. Der Geschäftsführer der Deutschen Sektion von G2W, Dr. Gerd Stricker, sprach über das Schicksal der Russischen Orthodoxen Kirche nach der Oktoberrevolution von 1917. Pfarrer Eugen Voss rundete das Bild der Russischen Orthodoxen Kirche mit einem Referat zur aktuellen Lage der Religion in der Sowjetunion unter Gorbatschow ab. Pfarrer Voss unterstrich, daß die schlechte wirtschaftliche Lage die Position der Kirchen stärke. Neue Gemeinden werden zugelassen, viele Behörden indessen machen dabei in gewohnter Weise Schwierigkeiten. Die Kirchenleitungen sind gewillt, an der Perestrojka mitzuwirken, die Basis hingegen mißtraut diesem Kurs ihrer Kirche. Für eine endgültige Antwort ist es allerdings derzeit noch zu früh. Im Rahmen der ACK-BW-Konsultationstagung fanden Vorstandssitzung und Mitgliederversammlung der Deutschen Sektion von G2W statt.

(Dr. Wolfgang Thönissen)

*von links nach rechts:
Diakon Amiran Naschwili, Prof. George Tsintsadse,
Patriarch Ilia II., Bischof Sosima, Erzpriester Surab Siradse*

Patriarch Ilia II. in Weingarten

8. – 10. September

Bei seinem ersten Deutschland-Besuch wohnte der georgisch-orthodoxe Patriarch Katholikos Ilia II. mit einer Delegation zwei Tage lang im Tagungshaus Weingarten. Zur Delegation gehörten:

Patriarch Ilia II. Shiolasgwili
Bischof Sosima Shioshwili
Erzpriester Surab Siradse
Diakon Amiran Naschwili
Prof. George Tsintsadse
Miss Schorena Petruaschwili
Mr. Boris Gagua
Miss Tamara West

Von Weingarten aus nahm der Patriarch an Veranstaltungen der Stadt Biberach teil, die eine Städtepartnerschaft mit Telawi in Georgien unterhält.

Von Weingarten aus reiste die Delegation der georgisch-orthodoxen Kirche nach München, wo sie unter anderem Gast bei Kardinal Wetter war.



25 Jahre länderkundliche Seminare

**Institut für Auslandsbeziehungen Stuttgart im
Tagungshaus Stuttgart-Hohenheim**

Internationale Kommunikation hilft Konflikte zu verringern, das Verständnis zu verbessern, Vorurteile abzubauen. In diesem Sinne arbeitet das Institut für Auslandsbeziehungen.

Christian Doehler, seit Beginn Organisator und Leiter dieser länderkundlichen Seminare:

Aufgabe des Instituts ist der internationale Kultur- und Informationsaustausch auf der Grundlage der Gegenseitigkeit.

Als autonome Mittlerorganisation ist das IfA im Rahmen Auswärtiger Kulturpolitik der Bundesrepublik Deutschland tätig. Dies geschieht in Abstimmung und Zusammenarbeit mit in- und ausländischen Partnern.

Das Institut wird durch die Bundesrepublik Deutschland, das Land Baden-Württemberg, die Stadt Stuttgart und durch seine Mitglieder und Freunde getragen und gefördert.

Zur Information und Vorbereitung von Fach- und Führungskräften der Wirtschaft werden jährlich 7 Seminare in Hohenheim veranstaltet. Die Seminare wurden von Anfang an durch das Ministerium für Wirtschaft, Mittelstand und Technologie des Landes Baden-Württemberg gefördert. Damit sollen insbesondere auch der mittelständischen Industrie die Bemühungen um den Export erleichtert werden.

Diese 2½ tägigen Intensivseminare dienen der Vorbereitung derer,

- die im Rahmen von Handels- und Wirtschaftsbeziehungen vornehmlich in überseeische Länder gehen,
- die in Firmen und Institutionen Mitarbeiter für den Auslandsaufenthalt auswählen oder vorbereiten oder Praktikanten aus überseeischen Ländern ausbilden,
- den Kaufleuten und Experten schlechthin, um die Zielgruppenländer und deren Menschen besser kennenzulernen.

Der inhaltliche Aufbau der Seminare gliedert sich im wesentlichen in drei thematisch ineinandergreifende Abschnitte:

1. Wirtschaftsgeographie, Geschichte, Kultur und Bevölkerung des jeweiligen Landes im Überblick
2. Fragen der aktuellen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Situation des Landes
3. Geschäftspraxis, Umgang und Verhaltensweisen im Land sowie die Aussprache mit Experten.

Wichtiger Bestandteil eines Seminars ist auch die Möglichkeit persönlichen Erfahrungsaustausches zwischen Referenten, Rückkehrern und Ausreisenden.

Diese Seminare vermitteln sowohl das nötige Fakten- und Hintergrundwissen, ermöglichen Zugang zu allen einschlägigen Informationsquellen und helfen schließlich, Geschäftspraktiken an Hand von Beispielen qualifizierter Landeskennner für die eigenen Bedürfnisse umzusetzen.

Die Planungsbesprechung des Vorbereitungskreises findet jeweils im November statt. Erfahrene Persönlichkeiten aus Industrie und Handel, den Verbänden und Behörden sowie Vertreter der Industrie- und Handelskammern beraten über die Wünsche der Industrie, die im Program des jeweils folgenden Jahres Berücksichtigung finden sollen.



Stuttgarter Zeitung vom Januar 1966

Der ganze Mensch ist gefordert

Auslandseinsatz erfordert Vorbereitung

Stuttgart. »Die Abende hier sind lang und dunkel, jeden Tag um 18 Uhr ist es stockfinster und wehe, man weiß dann nichts mit sich anzufangen. Das Leben kann dann unerträglich werden...« das schreibt Günther R., Angehöriger einer großen deutschen Industriefirma, seit genau zehn Monaten in Bangalore im Süden Indiens tätig. Seine Worte sollten alle jene zu Herzen nehmen, die von einem interessanten Leben irgendwo im Ausland, von Abwechslung und vielleicht sogar Abenteuern, träumen. Die Ingenieure, Techniker, Ärzte, Krankenschwestern, Kaufleute und wer sonst als Bürger der Bundesrepublik in einem fernen Land arbeitet, müssen ihr Bestes geben. Können allein genügt nicht. Der ganze Mensch ist gefordert.

Wer eine Reise unternimmt, der beschäftigt sich meist schon vorher mit dem betreffenden Land, seinen Eigenheiten und seinen Sitten. Wer auf einen Posten ins Ausland geht, wird im Laufe der Zeit mit mehr Unbekanntem konfrontiert, als es die ausgedehnteste Reise bringen kann. Manche Panne, manche Peinlichkeit – die letztlich nicht nur dem Betreffenden selbst, sondern seiner Dienststelle oder Firma und darüber hinaus seinem Land schaden – kann nur vermieden werden, wenn entsprechende Vorkenntnisse vorhanden sind. Seit bald vier Jahren bemüht sich das Referat für Entwicklungsländer beim Stuttgarter Institut für Auslandsbeziehungen, Fach- und Führungskräften der süd- und südwestdeutschen Industrie, die in Entwicklungsländer ausreisen, durch länder- und völkerkundliche Vorbereitungsseminare ein gewisses Rüstzeug mit auf den Weg zu geben.

Dienstleistung für die deutsche Wirtschaft

»Es handelt sich um eine Dienstleistung der deutschen Wirtschaft und Industrie in Baden-Württemberg, Bayern und Rheinland-Pfalz«, erläutert Referatsleiter Christian Döhler, der den Tagungen über die verschiedensten Länder und Staatengruppen in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Akademie Bad Boll und der Akademie der Diözese Rottenburg vorsteht. Die jeweiligen Gebiete werden den Seminarteilnehmern in wirtschaftlicher, politischer und kultureller, in länder- und völkerkundlicher Beziehung nahegebracht. Besonderer Wert wird auf die Information über andersartige Umgangsformen und Gebräuche gelegt. Jeder Deutsche ist im Ausland aber zugleich auch ein »Botschafter« seines Landes. Das ist ein oft gebrauchtes, fast abgedroschenes Schlagwort, das trotzdem leider in seiner Bedeutung häufig mißachtet wird. In jedem Seminar wird deshalb ganz besonders heraus-

gestellt, daß jeder deutsche Fachmann in einem Entwicklungsland in persönlichen Gesprächen zur Vermittlung eines aktuellen und richtigen Deutschland-Bildes bei seinem ausländischen Partner entscheidend beitragen kann. Entsprechend dieser Aufgabe werden nicht nur die betreffenden fremden Länder, sondern ebenso deutsche Gegenwartsprobleme behandelt. Wie gut fundiert diese Tagungen sind, ergibt sich neben den Namen der Referenten auch aus der Zusammensetzung des jeweiligen Vorbereitungskreises. Ihm gehören ehrenamtlich fachkundige Persönlichkeiten der Wirtschafts- und Kultusverwaltungen Baden-Württembergs, Bayerns, Hessens, des Saarlandes und von Rheinland-Pfalz, der Industrie- und Handelskammern, der Handwerkskammern, der Carl-Duisberg-Gesellschaft e.V., des Deutschen Gewerkschaftsbundes und namhafter Großunternehmen an.

»Von unendlichem Nutzen...«

Mit den Seminaren des Instituts wurde im Juni 1962 begonnen. Allein im vergangenen Jahr wurden in fünf viertägigen Lehrgängen über asiatische, lateinamerikanische und afrikanische Länder 119 Fachkräfte unterrichtet, darunter 60, die unmittelbar anschließend in eines dieser Länder ausreisen, sowie 15 Praktikantenausbilder in deutschen Betrieben. Das Jahresprogramm 1966 beginnt mit einem Seminar über Afghanistan, Indien und Pakistan am 31. Januar und umfaßt sechs Lehrgänge, in die dieses Mal auch europäische Entwicklungsgebiete, wie Griechenland, Spanien, Portugal und die Türkei, aufgenommen sind. Über den praktischen Wert dieser Vorbereitungsarbeit urteilte ein Mechanikermeister, der in einem deutschen Filialbetrieb in Indien arbeitet und in einem Brief an das Stuttgarter Institut schrieb: »Nachdem ich nun dreiviertel Jahre hier verbracht und entsprechend viele Eindrücke von Land und Leuten gesammelt habe, möchte ich doch nicht versäumen, Ihnen zu sagen, was wir damals zu hören bekommen, für uns von unendlichem Nutzen war.«

VDI-Nachrichten vom 4. Juli 1986

Vorbereitung auf den Auslandsaufenthalt

»Wenn du es eilig hast, wähle den Umweg«

Japan-Nachhilfestunden für die deutsche Industrie – Von Dietrich Mommert

VDI-N, Stuttgart, 4.7.86 – Als eine »Dienstleistung vornehmlich für die Industrie« bezeichnet das Institut für Auslandsbeziehungen in Stuttgart seine mehrmals im Jahr veranstalteten Kurzseminare, in denen deutsche Fach- und Führungskräfte auf ihren Auslandseinsatz vorbereitet werden sollen.

Die Auslandsseminare, die das Institut für Auslandsbeziehungen in Stuttgart schon seit 1962 in Zusammenarbeit mit dem baden-württembergischen Ministerium für Wirtschaft, Mittelstand und Technologie anbietet, sollen in einem auf zwei bis drei Tage verteilten Programm aus Vorträgen, Diskussionen und zwanglosen Gesprächsrunden »landes-, völker- und wirtschaftskundliche Grundinformationen« und die Möglichkeit zu Kontakten »mit auslandserfahrenen Fachleuten über praktische Fragen der Auslandstätigkeit vermitteln.«

In diesen Tagen hatte man sich während eines dreitägigen Seminars im Haus der Katholischen Akademie in Stuttgart-Hohenheim unter »Seminar 4« kurz und bündig des diffizilen Themas »Japan« angenommen. Teilnehmer waren Diplom-Ingenieure, Geschäftsführer, Exportkaufleute und Exportfachbearbeiter, Volkswirte und Fachreferenten aus klein- und mittelständischen Betrieben, aber auch aus der Großindustrie und Wirtschaft, wobei Firmennamen wie Daimler-Benz, Siemens, Robert Bosch, Leybold-Heraeus vertreten waren.

Auf Grund der wirklich profunden Sachkenntnis und der langjährigen Japan-Erfahrungen dieser vom Institut gut ausgewählten Referenten war der Erfolg dieser Veranstaltung eigentlich vorprogrammiert, und ein rundum erfolgreiches Seminar war dies tatsächlich, wie auch mehrere Teilnehmer im Gespräch bestätigten. »Sogar Geschäftsleute, die sich schon mehrmals in Japan aufgehalten haben, können hier noch »was lernen«, sagte einer von ihnen. Besonders erfreulich war die Tatsache, daß kein bißchen akademisch »doziert« wurde. Vielmehr verstanden es die Referenten, ihre für die meisten Teilnehmer bestimmt sehr wertvollen und aufschlußreichen Informationen ganz ungezwungen und dennoch auf fesselnde Weise an den Mann zu bringen.

In besonderem Maße galt dies für den aus jahrzehntelanger und reicher Erfahrung schöpfenden Japan-Spezialisten Andreas Meckel, Geschäftsführer des Deutsch-Japanischen

Wirtschaftsförderungsbüros in Düsseldorf, der gewissermaßen verwandtschaftlich »vorbelastet« ist, was den »geheimnisvollen« asiatischen Inselstaat betrifft. Sein Urgroßonkel half als militärischer Berater, die japanische Armee zu »reformieren«.

Auch in Düsseldorf kann Meckel problemlos einschlägige Kontakte pflegen – in der nordrhein-westfälischen Metropole leben 6000 Japaner. Der Experte wandte sich in seiner zweistündigen, weit in die Geschichte ausgreifenden Lektion gegen die hierzulande meist übliche »Mystifizierung« Japans. Das Land werde immer wieder mit »Mythos« und »Phänomen« umschrieben, womit man sich nur künstliche Barrieren für ein wirkliches Verstehen schaffe oder einer echten Auseinandersetzung sogar ausweiche, weil sie unbequem sei.

Meckel verglich Japans wirtschaftliche Erfolge nach dem zweiten Weltkrieg mit dem bundesdeutschen Wirtschaftswunder, nur habe der Erfolg in Japan eben länger angehalten, und nun schicke sich Tokio sogar an, eine »aktivere Rolle auf den internationalen Finanzmärkten« zu spielen. Der Referent verwies auf die japanische Geldwertstabilität und auf den Außenhandelsüberschuß, der 1985 rund 54 Mrd. US-Dollar betragen habe sowie auf ein im laufenden Jahr erwartetes Wirtschaftswachstum von durchschnittlich 2,8 %. Trotz der leicht gestiegenen Zahl der Arbeitslosen und der ungünstigen Exportentwicklung infolge der Yen-Aufwertung machten nach Meckels Meinung diese Daten deutlich, daß Japan seine »Hausaufgaben« in Volkswirtschaft besser gemacht habe als die BRD. Das einstige Schüler-Lehrer-Verhältnis zwischen Deutschland und Japan hat sich, so der Experte, seit geraumer Zeit umgekehrt, zumindest sei der Schüler inzwischen zum Musterschüler geworden. Daraus erwuchs nicht nur in der BRD ein unterschwelliges Neidgefühl, ein »volkswirtschaftlicher Neidkomplex«.

Noch immer aber gelte Deutschland den Japanern als Vorbild, wobei Meckel an zahlreiche Beispiele aus dem vergangenen Jahrhundert erinnerte, die für die Vorbildfunktion des »made in Germany« stehen.

Der bundesdeutschen Industrie und Wirtschaft hielt der Japan-Kenner vor, den immer noch guten Ruf der Deutschen bei den Japanern viel zu wenig zu nutzen. Die Gründe für diese Zurückhaltung? Meckel meint, daß Manager und Geschäftsleute in Deutschland zumeist desinformiert sind, was japanische Lebenshaltung und Mentalität angeht.

Diese Mentalität aber sei in wirklich allen Bereichen japanischen Lebens geprägt vom »Harmoniegebot«, wie Meckel erläuterte. »Die Harmonie ist hochzuschätzen und der Verzicht auf Widerspruch ist ehrenwert« – dieser Artikel 1, der aus dem 7. Jahrhundert n. Chr. stammenden »Verfassung der 17 Artikel« des Prinzen Shotoku Taishi ist, so Meckel, der Schlüssel zum Verständnis japanischer Lebens- und Weltauffassung überhaupt. Harmonie sei das »Grundstreben« aller

Japaner, das Europäer eben nur schwer nachvollziehen könnten. Der hierzulande gängige Typ des Managers mit »gesundem« Egoismus, durchsetzungsstark, entscheidungsfreudig, vorwärtsdrängend wäre in Japan geradezu eine »Unperson«. Dem Harmoniegebot folgend muß der japanische »Gegenpart« unseres Managertyps geschmeidig, flexibel, anpassungsfähig und konfliktscheu sein.

An zahlreichen Beispielen machte der Düsseldorfer Japan-Experte die tiefgreifenden und lebensbestimmenden Auswirkungen des Harmoniegebots deutlich: Es gibt im Japanischen keine direkte Übersetzung für unsere Wörter »Revolution«, »Gleichberechtigung«, »Mitbestimmung« oder sogar »europäische Einigung«. Man kann in Japan nicht »diskutieren«, sondern nur »miteinander reden«, bis eine Lösung gefunden wird. Ein Unternehmen ist keine Firma, bei der man »eingestellt« wird, sondern eine »Schicksalsgemeinschaft«, in die der Mitarbeiter auf Lebenszeit aufgenommen wird und mit der er sich »identifiziert«. Prozessieren ist in Japan sehr schwer und selten, weshalb es auch viel weniger Juristen als anderswo gibt. Ein Gegensatz zwischen Staat und Wirtschaft, zwischen Kapital und Arbeit konnte sich gemäß dem japanischen Staatsverständnis gar nicht entwickeln, und schließlich hat das Harmonieprinzip, wie Meckel zeigte, sogar Eingang gefunden in Sprache und Grammatik: Es gibt viele umschreibende Arten der Verneinung. »Nein« wird möglichst nie direkt ausgesprochen.

Die viel größere Motivation des japanischen Arbeitnehmers und das Sich-Identifizieren mit seinem Betrieb, nicht Gewinne sind dem Unternehmer wichtig, sondern Umsatz und Marktanteile, Konzentration auf wenige Produktgruppen, fast fanatisches Qualitätsbewußtsein (»after-sale-service«) und ein Kunde, der nach japanischer Auffassung nicht »König« sondern »Gott« ist, sind nach Meckel weitere wichtige Kriterien, die ein nach Japan kommender Geschäftsmann unbedingt ins Kalkül ziehen sollte. »Ein Entscheidungsprozeß beispielsweise bei Verhandlungen mit japanischen Unternehmern kann sich lange hinziehen«, sagte Meckel, der deshalb auch kritisierte, daß europäische Verhandlungspartner oft genau im falschen Moment aus Ungeduld »das Handtuch werfen« – eine Entscheidung stand in solchen Fällen meist unmittelbar bevor. Man redet in japanischen Unternehmen eben so lange, bis untereinander vollständige Einheit herrscht, aber die Realisierung des Geschäfts geht dann dafür um so schneller, so daß im Endeffekt der scheinbare Zeitverlust wieder wettgemacht ist.«

Hatte Andreas Meckel die weitreichenden und für alle Seminaristen sehr aufschlußreichen Hintergründe des japanischen Aufstiegs und japanischen »way of life« mit deutscher Gründlichkeit zu durchforschen versucht, so ging Dr. Bernhard Grossmann, Geschäftsführer der Deutschen Industrie- und Handelskammer in Japan, im tages- und wirtschaftspoliti-

schen Bereich konkret zur Sache und fragte in seinem Referat »Deutsches Defizit gegenüber Japan: Muß das sein?«

Der Fehlbetrag im bundesdeutschen Japanhandel muß nicht sein, ist Grossmanns pauschale Antwort, zumindest lasse sich das Defizit durch Erhöhung der Lieferungen nach Japan verringern. Schließlich sei Japan der zweitgrößte Konsumgütermarkt der westlichen Welt. Der Geschäftsführer der Deutschen IHK in Tokyo versuchte dann, einigen Handelshemmnissen im deutschen Warenverkehr mit Japan auf den Grund zu gehen, wobei Grossmann zwischen tarifären, nichttarifären, informativen und historischen Hemmnissen unterschied. Beispiele dafür seien die hohen Importzölle auf bestimmte Waren, technische und andere Tests, die in Japan wiederholt werden müssen und die Schwierigkeiten auf deutscher Seite, japanische Ansprüche hinsichtlich Qualität, Pünktlichkeit, guter Verpackung und after-sale-service zu erfüllen. Politische und informative Handelshemmnisse kommen nach Grossmann erschwerend hinzu: Noch immer herrsche bei uns große Unkenntnis über die japanische Wirtschaft und ihre Tendenzen, weil man sich auf deutscher Seite noch immer sehr schwer tue mit der systematischen Auswertung des reichlich vorhandenen Informationsmaterials. Auch eine langfristige Marketing-Strategie für den japanischen Markt gebe es auf seiten deutscher Anbieter nicht, bemängelte Grossmann und nannte dazu konkrete Beispiele: Für den Bau des neuen Flughafens Osaka gebe es erstmals ausländische Ausschreibungen und für weitere Flughafen-Modernisierungen eine »Flughafen-Messe« – aber noch keinerlei Reaktionen seitens der deutschen Wirtschaft, obwohl die Handelskammer darüber informiert habe. Bei der deutschen Leistungsschau in Tokyo hätten deutsche Aussteller den japanischen Besuchern gezeigt, wie und in welchen Eigenheimen Deutsche wohnen, obwohl ein Japaner mit seiner 45-m²-Wohnung damit nichts habe anfangen können, kritisierte Grossmann und regte deshalb an, die deutsche Wirtschaft sollte japanische Musterhäuser kaufen, sie mit deutscher Ausbautechnik und Wohnkultur ausstatten und diese in einer Ausstellung vorführen. Nach Auffassung Grossmanns könnte sich eine solche Schau exportfördernd für die deutsche Möbelindustrie auswirken. Die deutsche Wirtschaft sollte also, wie Grossmann meint, »Grundlagenforschung« betreiben, sich besser informieren, mehr Geduld mit japanischen Partnern haben – aber sich vor allem selbst gründlich in Japan umschaun.

Als japanischer Gast und gewissermaßen korrigierender Gegenpart beteiligte sich Dipl.-Kfm. Haruo Kurebayashie von der IHK Mittlerer Neckar an der abendlichen Gesprächsrunde zum Thema »Geschäftspraxis, Umgang mit Verhaltensweisen«. Hier wurden die für den Alltag in Japan wichtigen und praxisnahen Themen besprochen wie z.B. Verhalten bei einem Unfall in Japan, kann man mit unseren Kreditkarten einkaufen?, die Rolle der Frau in Japan, Geschenke, Visiten-

karten, Kinder- und Schulprobleme, Autoversicherung.

Für Leute, die sich auf ihren Auslandseinsatz vorbereiten, auf ihr künftiges Leben in Japan also, waren die drei Tage bestimmt sehr nutzbringend und daher eine »lohnende Investition«, erfuhr man aus erster Hand, wie Japan wirklich ist. Ein Seminar, das tatsächlich »entmystifizierend« gewirkt haben dürfte. Sah es der japanische Teilnehmer auch so? Haben denn die Deutschen wirklich so »naive« Vorstellungen von Japan und den Japanern? Fast scheint es, als wollte Herr Kurebayashi, der schon mehrere Jahre in Deutschland ist, die während des Seminars geschilderten Verhaltensweisen der Japaner in Person demonstrieren. Er windet sich ein wenig, bleibt immer lächelnde Höflichkeit: »Es war ein sehr nützliches Seminar, mit außergewöhnlichen Diskussionen. Ja, eigentlich aber gibt es gar keine japanische ›Mentalität‹ – so wie es ja auch keine deutsche ›Mentalität‹ gibt«, meinte er. »Die Menschen sind dort anders, wo das Gesellschaftssystem anders ist.« Der Beobachter wird unwillkürlich an das japanische Sprichwort erinnert, das während des Seminars fiel: »Wenn du es eilig hast, wähle den Umweg.« Dann aber kommt es doch ganz europäisch-direkt aus dem Munde Kurebayashis: »Na ja, manche Deutsche haben schon etwas naive Vorstellungen von den Japanern. Dabei sind wir doch gar keine Marsmenschen...«

Institut für Auslandsbeziehungen Stuttgart

Seminare des Nordamerika-Referates im Tagungshaus Stuttgart-Hohenheim

High-Tech Colloquium 1988

Eine Delegation des Wirtschaftsrates des Premierministers von Ontario (Kanada) von 22 Personen traf zum High-Tech Colloquium vom 30.04.-05.05.1988 in Stuttgart-Hohenheim ein. Ziel des Seminars war es, Ausbildungs- und Forschungszentren Baden-Württembergs vorzustellen und die politische Umsetzung von Forschungs- und Entwicklungsergebnissen in die Berufsausbildung in der Bundesrepublik verständlich zu machen.

Die Rolle der Industrie in der beruflichen Aus- und Weiterbildung war ein weiterer Seminarschwerpunkt. Nicht zuletzt erkundete der Wirtschaftsrat Möglichkeiten der Kooperation in den oben genannten Bereichen sowie beim Technologietransfer zwischen Ontario und Baden-Württemberg.

High Tech Interessenaustausch

Im vergangenen Mai besuchte eine Delegation aus Ontario, der Premiers Council, das Land Baden-Württemberg und Berlin, um sich zu informieren, wie Regierungsbehörden die Industrie bei der Forschung unterstützen. Während dieses Besuches wurde das Land Baden-Württemberg eingeladen, eine ähnliche Delegation nach Ontario zu entsenden.

Im September besuchte nun eine Gruppe von elf Repräsentanten aus in Baden-Württemberg beheimateten Technologie-Instituten, wie z.B. das Fraunhofer Institut für Telekommunikation, Ontario. Die Delegation wurde von Dietrich Munz, Leiter der Abteilung Technologie und Industrie im Ministerium für Wirtschaft, Mittelstand und Technologie des Landes Baden-Württemberg, geführt. Der Zweck des Besuches war es, Wege zu finden, wie die Kooperation zwischen Forschungsinstituten in Baden-

Württemberg und Ontario verstärkt werden könnte. Zwischen beiden Ländern besteht seit diesem Jahr eine Vereinbarung über eine Zusammenarbeit auf dem Gebiet moderner Technologien. Gleichzeitig war die Delegation daran interessiert, einige ganz spezifische Gebiete der Forschung, die in Ontarios neuen Hochleistungszentren durchgeführt werden, kennenzulernen. Besucht wurden außerdem einige Firmen Ontarios, die auf ihrem Spezialgebiet als weltführend anerkannt sind. Zu den Höhepunkten der Reise zählen Besichtigungen von General Motors in deren Autoplex Betrieb in Oshawa, ein Besuch bei Spar Aerospace, wo der Space Arm, also der Greifarm für die US-Raumfähre, hergestellt wird und eine Präsentation der neuesten Technologien, die von Bell Nother Research entwickelt werden.

Am Ende einer sehr hektischen Woche flog die Delegation nach Thunder Bay im Nordwesten Ontarios. Dort wurde sie von der Lakehead Universität empfangen, dem ein Besuch bei Great Lakes Forest Products, einer der größten Zeitungspapier- und Zellstoffhersteller Nordamerikas, folgte. Zum Abschluß der Reise nahm die Delegation in Thunder Bay an einem Abendessen in dem berühmten Old Fort William teil, einem rekonstruierten Pelzhandels-Komplex der North West Company aus dem Jahre 1815. Während des Dinners, dessen Gastgeber der Minister für Hochschulen und Universitäten, The Hon. Lynn McLeod war, brachten der Minister und Delegationsleiter Dietrich Munz zum Ausdruck, daß als Resultat des Besuches ganz spezifische Gebiete der Kooperation identifiziert werden konnten und daß mit der Zusammenarbeit bereits in den nächsten Monaten begonnen werden kann.

Freiheit als Anfrage

Das Tagungshaus Stuttgart-Hohenheim war vom 20. bis 21. September 1988 Gastgeber für 40 Unteroffiziere des Wehrbereichs V, die zu einer Tagung mit dem Thema »Freiheit als Anfrage« zusammengekommen waren.

Referenten waren Professor Dr. Günther Bien, Stuttgart, der über die Themen »Freiheit als Staatszweck – Moderne Freiheitsrechte – Die Freiheitsidee in der Geschichte der abendländischen Philosophie und über Sozialstaat und Freiheit – Möglichkeiten und Grenzen« sprach.

Über Freiheit im Alten und Neuen Testament referierte Pater Dr. Fritz Arnold, Fürstzell, der die Gedanken der Befreiung aus der Knechtschaft Ägyptens und aus der Knechtschaft von Sünde und Gesetzlichkeit in den Vordergrund stellte.

Militärpfarrer Wolfgang Müller, Böblingen, der die Tagung leitete, sprach in einer Bildmeditation zum Gleichnis vom Barmherzigen Samaritaner über die Wegelagerer und Räuber, die jedes Leben und seine wahre Freiheit bedrohen können. Das Recht, das den Schwächeren schützen soll, müsse in den Randsituationen des Lebens durch die Barmherzigkeit ergänzt werden.

Die Tagung wurde ausgezeichnet durch die Anwesenheit von Domkapitular Prälat Alfred Ebert, Rottenburg, und durch den Wehrbereichsdekan Pater Fridolin Lechner, Stuttgart. Künftig sollen im Wehrbereich V alljährlich Akademietagungen für Offiziere und Unteroffiziere stattfinden, so 1989 zu dem Thema »Menschenwürde – Menschenrechte«.

W. Müller (KMS)

aus: Jahrbuch 87/88 der Katholischen Militärseelsorge

Wenn wir keine Zeit für sie haben, wird die Wahrheit selten.

Origenes

Aus den Themen- schwerpunkten der Akademie-Arbeit

Dialogprogramm Wirtschaft und christliche Ethik

Die Akademie hat in den letzten 5 Jahren über 60 Veranstaltungen zu Themen nach der »Zukunft unserer Wirtschafts- und Arbeitswelt« durchgeführt: Expertengespräche im kleinen Kreis geladener Gäste, interdisziplinäre Kolloquien im Rahmen des »Arbeitskreises Wirtschaft und Ethik«, Fachtagungen mit bestimmten Zielgruppen und offene Wochenendtagungen mit bis zu 180 Teilnehmern.

Vor dem Hintergrund der hier gewonnenen Erfahrungen initiierten die Akademiereferenten Paul Dingwerth und Rainer Öhlschläger die Entwicklung eines wissenschaftlichen Projekts »Dialogprogramm Wirtschaft und christliche Ethik«. In Abstimmung und Kooperation mit der Katholischen Akademie Rabanus-Maurus in Wiesbaden, die sich ebenfalls seit Jahren mit wirtschaftsethischen Fragen beschäftigt, wurde dieses, auf zwei Jahre angelegte »Dialogprogramm« im Detail konzipiert, das sich als christlicher Beitrag zur strukturellen Verbesserung des Verhältnisses von Wirtschaft und Ethik versteht. Neben dem angestrebten wechselseitigen Austausch von Informationen, moralischen Wertschätzungen und ethischen Sichtweisen geht es zugleich um die wissenschaftliche Ausarbeitung methodischer Kriterien des gelingenden Dialogs überhaupt. Daß solche Dialoge mißlingen können, wird jeder bestätigen, der sich einmal in die Auseinandersetzung auf diesem Felde gewagt hat. Die Wissenschaftlichkeit des Projekts zielt also auf die Erforschung derjenigen Bedingungen, die erfüllt sein müssen, wenn Vertreter der Wirtschaft und Wirtschaftswissenschaft mit theologischen und philosophischen Ethikern einen gelingenden Dialog führen sollen. Dieses Dialogprogramm ist ein Forschungsprojekt, das von der Stiftung Volkswagenwerk und der Gottlieb Daimler- und Karl Benz-Stiftung finanziell gefördert wird.

Diese Förderung hat es ermöglicht, für die Dauer des

Projekts einen wissenschaftlichen Mitarbeiter anzustellen, der in Zusammenarbeit mit den Projektleitern die wissenschaftliche Begleitung und Auswertung übernimmt. Für diese Aufgabe konnte Michael Wörz gewonnen werden, der dafür eine geeignete Ausbildung und einschlägige Erfahrung mitbringt: 8 Jahre berufliche Tätigkeit als Ingenieur in der Wirtschaft und ein abgeschlossenes Studium der Philosophie.

Das Projekt geht davon aus, daß die bevorstehenden wirtschaftlichen Entwicklungen das Sozial- und Wirtschaftsleben so verändern, daß die Bedingungen eines guten und gelingenden menschlichen (Zusammen-) Lebens davon grundlegend berührt werden. In welchem Umfang das geschieht und wie es von beiden Seiten beurteilt wird, ist die Eingangsfragestellung des Dialogs zwischen Wirtschaft und Ethik.

Der Brückenschlag zwischen dem wirtschaftlichen und ethischen Denken erscheint umso dringlicher, als die Folgen des Wirtschaftens zunehmend negativ eingeschätzt werden. Die Kritik negativer Begleiterscheinungen des wirtschaftlichen Handelns ist jedoch so alt wie Geschichte der modernen Industriegesellschaft. Die Neuartigkeit der gegenwärtigen Situation besteht nun darin, daß einer wachsenden Zahl von Führungskräften der Wirtschaft die Konsequenzen des eigenen Handelns und Denkens zunehmend fragwürdig werden – und zwar aus ökonomischen (!) Gründen. Überspitzt ausgedrückt: Wer nur nach rein wirtschaftlichen Kriterien plant und entscheidet, dem droht langfristig der wirtschaftliche Mißerfolg. Die Einsicht in diesen paradoxen Zusammenhang ist ein Anlaß der wirtschaftsethischen Reflexion. Es erscheint aus ökonomischen Gründen geboten, das wirtschaftliche Handeln auch ethisch zu bedenken. Die Wirtschaft signalisiert aus ihrem genuinen Eigeninteresse heraus einen Bedarf an Ethik.

Ferner wurde in den letzten Jahren zunehmend deutlich, daß in der gesellschaftlichen Auseinandersetzung um die Verwirklichung des technisch Machbaren die Berücksichtigung ethischer Fragestellungen eine immer entscheidendere Rolle spielt. Dies gilt sowohl für die Akzeptanz eines Produkts, bzw. der sozialen Verträglichkeit eines gesamten Industriezweiges, als auch für dessen langfristigen ökonomischen Erfolg.

In diesem Zusammenhang sehen wir uns als kirchliche Akademie im Vorfeld der politischen Entscheidungen herausgefordert, unseren Beitrag zum erstrebten

Grundkonsens verantwortbarer Zukunftsgestaltung zu leisten. Wir tun dies, indem wir maßgeblichen Vertretern der Wirtschaft und verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen in unseren Tagungshäusern die Möglichkeit des formellen und informellen Dialogs bieten, daß sie nicht nur als Vertreter ihres Amtes, sondern vor allem als Personen einen fruchtbaren gegenseitigen Austausch führen können. Wir tun dies deshalb, weil wir der Überzeugung sind, daß das ethisch und ökonomisch Vernünftige im Dialog der Wirtschaftsexperten mit den Ethikern aus dem wohlverstandenen Wirtschaften selbst entwickelt werden muß.

Von diesem Ansatz her ist das Dialogprogramm letztlich auch ein Beitrag zur Profilierung einer interdisziplinären Wirtschaftsethik. Eine Hauptaufgabe dieser jungen wissenschaftlichen Disziplin besteht genau darin, die ökonomische und ethische Vernunft zu vermitteln, d.h. die Grundsätze des Wirtschaftens mit den Grundsätzen des guten Lebens in dem Sinne zu versöhnen, daß sie deren gegenseitige Ergänzungsbedürftigkeit einsichtig macht: Dem ökonomischen Denken wären seine immanenten Wertschätzungen kritisch vor Augen zu stellen; aber auch dem Standpunkt der ethischen Sichtweise ist sein ökonomisches Fundament freizulegen. Hier konnte bereits die in Auftrag gegebene Studie von Georges Enderle »Wirtschaftsethik im Werden« grundlegende Orientierungshilfe leisten.

Es geht also in diesem Projekt nicht darum, die Wirtschaft mit dem erhobenen Zeigefinger der Ethik moralisch zu maßregeln. Vielmehr geht es um einen wahrhaften Dialog, in dem sich die Gesprächspartner offen auf die Problemdiagnosen, Lösungsvorschläge und Zielvorstellungen der jeweils anderen Sichtweise einlassen und in argumentativer Weise ein gemeinsames Bestes entwickeln.

Der Dialog zwischen Wirtschaft und Ethik ist aufgrund der inneren Differenziertheit beider Bereiche auf verschiedenen Ebenen möglich und wünschenswert. Deshalb werden in den ersten Expertengesprächen zunächst unterschiedliche Dialogkonstellationen erprobt, die in der thematischen Konzentration auf das Problemfeld ethischer und ökonomischer Beurteilung technologischer Innovation ihren gemeinsamen Bezugspunkt haben. Ferner ist die Abfolge der Veranstaltungen so aufeinander abgestimmt, daß zugleich eine sachliche Vertiefung und Konkretion erreicht werden kann.

Der erste Veranstaltungsblock (ca. 5 Expertengespräche) bereitet die Fragestellungen, Thesen und Theoriebildungen für das erste Symposium im Oktober '89 vor, das sich auf eine »Problemorientierung in analytischer Absicht« konzentriert. Der zweite ähnlich strukturierte Block ist als Rückbindung der Theorie auf die Praxis nach der Maxime »Handlungsorientierung in normativer Absicht« ausgerichtet. In einem weiteren Symposium im Frühjahr 1990 werden dann Personen des öffentlichen Lebens stärker einbezogen.

An dieser Stelle ist noch auf eine letzte Besonderheit des Projekts hinzuweisen: Die Konkretisierung der Gesamtkonzeption und der einzelnen Tagungsschwerpunkte erfolgt induktiv; d.h. sie beginnt bei den besonderen Erfahrungen in den Expertengesprächen und entwickelt daraus die allgemeinen Gesichtspunkte für die vertiefende Analyse des Problemfeldes und die Modifikation der Themenstellung bevorstehender Veranstaltungen. Insofern hat die hier vorgestellte Konzeption notwendigerweise einen Entwurfscharakter, gleichwohl ist sie für den Start des Projekts unentbehrlich.

Das Projekt hat auf mehreren Ebenen eine gute Chance, seine hochgesteckten Ziele zu erreichen, wenn es den Veranstaltern gelingt, in den Tagungshäusern der Akademie eine Atmosphäre zu schaffen, die die geladenen Gesprächsteilnehmer zum offenen Dialog stimuliert. Es ist schon ein kleiner Erfolg, wenn sich Vertreter der Wirtschaft und der Ethik überhaupt an einen Tisch setzen. Wenn sie durch den Dialog die Belange des anderen sachgerecht in ihre weiteren Überlegungen einbeziehen und künftig mit weniger Mißverständnissen und Vorurteilen miteinander umgehen, hat sich der Aufwand schon gerechtfertigt. Wenn es schließlich erreicht wird, mit Hilfe der wissenschaftlich ermittelten Bedingungen gelingender Dialoge die vielerorts geführte Auseinandersetzung zwischen Wirtschaft und Ethik strukturell zu verbessern, hat das Dialogprogramm Wirtschaft und christliche Ethik gute Aussichten, über seine zeitliche Begrenzung hinaus wünschenswerte Wirkungen zu zeitigen.

Literaturhinweis: Georges Enderle: Wirtschaftsethik im Werden. Ansätze und Problembereiche der Wirtschaftsethik. Hrsg. von der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, 1988. Bestellung über das Sekretariat der Akademie.

Arbeitsmigration

Während des Jahres 1988 intensivierte sich erneut die Diskussion um Ausländer- und Asylpolitik. Ein wichtiger Teilaspekt ist hierbei u.a. die Neugestaltung des Ausländerrechts: Die derzeitige Regierungskoalition hat sich die Aufgabe gestellt, das Ausländergesetz noch in der laufenden Legislaturperiode zu novellieren – ein Vorhaben, über dessen Dringlichkeit nach mehr als 30 Jahren Arbeitskräftewanderung (die ersten italienischen Arbeitskräfte wurden 1955 angeworben) weithin Konsens besteht. Ausländerrecht und -politik sind seit mehreren Jahren fester Bestandteil im Programm der Akademie. Zahlreiche Veranstaltungen und eine Reihe von Publikationen (veröffentlicht jeweils im Nomos-Verlag Baden-Baden) sollen einen Beitrag zu einem ebenso sachbezogenen wie dem Grund-Postulat der Menschenwürde verpflichteten Dialog im Schnittpunkt von Wissenschaft, Politik und sozialer Praxis leisten.

Im Folgenden stellt Klaus Barwig dieses Arbeitsgebiet der Akademie dar und fügt einige Fragen und Optionen an:

Determinanten

Daß an einer kirchlichen Akademie das Thema »Arbeitsmigration« seit 1981 kontinuierlich und als ein Schwerpunkt betrieben wird, ist nicht beliebig oder gar zufällig: Etwa 200.000 der rund 2 Millionen Katholiken der Diözese Rottenburg-Stuttgart (die den württembergischen Landesteil umfaßt) sind Ausländer. Der weitaus größte Teil von ihnen ist während der Anwerbephase, die bis 1973 angedauert hat, in unser Land gekommen bzw. als Kinder oder Ehegatten zu einem späteren Zeitpunkt nachgezogen. Da in der ersten Phase v.a. Italiener, Spanier und Portugiesen, also Angehörige der katholisch geprägten Mittelmeerländer, angeworben wurden, ergab sich schon sehr frühzeitig die Dringlichkeit eines kirchlichen Engagements für diesen Personenkreis – zunächst in erster Linie in den Bereichen muttersprachlicher Sozialdienste und Seelsorge. Durch diese Nähe zu den in der Gesellschaft zunächst als »Gäste« bzw. Arbeitskräfte auf Zeit wahrgenommenen Fremden kamen kath. Kirche und Caritas (das gilt in sehr ähnlicher Weise auch für die evangelische Kirche und die Diakonie) in die Rolle von Anwälten.

Zunächst teilten die Kirchen wohl die Einschätzung eines vorübergehenden Phänomens. Zumindest wurde die heute sichtbare Dauerhaftigkeit der Arbeitsmigration, die für viele der Betroffenen faktisch zu einer Einwanderung geworden ist, nicht gleich erkannt. So kenne ich keine kirchliche Stellungnahme, die anlässlich der Anwerbung (an manchen Tagen wurden im gesamten Mittelmeerraum bis zu 1000 Arbeitskräfte angeworben) oder anlässlich der Unterzeichnung der Römischen Verträge (damit verbunden die Herstellung von Freizügigkeit innerhalb der EWG) zunächst nach den Konsequenzen für unser nach dem Nationalstaatsprinzip organisiertes Gemeinwesen gefragt hätten. Es dauerte bis Anfang der 70er Jahre, bis Caritas und die Gemeinsame Synode der Bistümer Deutschlands erste Kritik an der Ausländerpolitik formulierten und für Verbesserungen v.a. auf rechtlichem, sozialem und kulturellem Gebiet eintraten.

Die von da an immer wieder wahrgenommene »Anwaltsfunktion« der Kirchen resultiert aus mehreren Bestimmungsfaktoren:

Die eigene Fremdheitserfahrung des Volkes Israel wie die Grenzen und Kulturen überschreitende neutestamentliche Gemeinde weisen über den jeweiligen kulturellen oder nationalen Rahmen hinaus. Der Gedanke der Gotesebenbildlichkeit des Menschen impliziert eine grundsätzliche Achtung vor der Andersheit des Anderen. Aus der religiösen Überzeugung von einem die Würde jedes Menschen verbürgenden Gott wurde von der neuzeitlichen Anthropologie der Gedanke der unverletzlichen Menschenwürde aufgegriffen und zum obersten Maßstab der meisten Verfassungen erhoben.

Vor diesem Hintergrund – ausgefaltet in der kath. Soziallehre – wurde im Rahmen päpstlicher Aussagen ein internationaler Gemeinwohlbegriff entwickelt, der sowohl Fremde wie Einheimische einschließt. Die Enzyklika »Populorum progressio« (1967) bekräftigt eindrucksvoll in der Verbindung von Gerechtigkeit und Frieden diese Argumentationslinie, die während des 2. Vatikanischen Konzils (Gaudium et spes) wie folgt skizziert wurde: »Aus der immer engeren und allmählich die ganze Welt erfassenden Abhängigkeit ergibt sich als Folge, daß das Gemeinwohl, d.h. die Gesamtheit jener Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens, die sowohl den Gruppen als auch den einzelnen Gliedern ein volleres und leichteres Erreichen der eigenen Vollendung ermöglichen, heute mehr und mehr einen weltweiten

Umfang annimmt und deshalb auch Rechte und Pflichten in sich begreift, die die ganze Menschheit betreffen. Jede Gruppe muß den Bedürfnissen und berechtigten Ansprüchen anderer Gruppen, ja dem Gemeinwohl der ganzen Menschheitsfamilie Rechnung tragen.«

Erfahrungen

Ein Rückblick in die Geschichte der Ausländerpolitik in der Bundesrepublik macht schnell deutlich, daß die Prämissen der Arbeitsmigration – wie der Name schon sagt – anderer Art waren. Erst als deutlich wurde, daß die zunächst angenommene Kurzfristigkeit des Phänomens weder im Interesse der Arbeitgeber noch der ausländischen Arbeitnehmer lag, artikulierten sich die Kirchen vor dem Hintergrund o.g. Prinzipien.

Mit der Feststellung zu Beginn der 70er Jahre, daß die Bundesrepublik für viele der einstmals angeworbenen Arbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen faktisch zum Einwanderungsland geworden sei, traten die Kirchen in eine kontroverse gesellschaftspolitische Diskussion ein, die bis heute andauert und zu Konflikten mit einer diese These verneinenden Politik geführt hat. Dieser Konflikt geht – wie sollte es anders sein – bis in die eigenen Reihen. Vielfach wird den Kirchen in der Frage der Ausländerpolitik »Sozialromantizismus« vorgeworfen, schließlich gehe es doch – vor allem in Zeiten wirtschaftlicher Rezession – um die vorrangigen Interessen der deutschen Bevölkerung. Interessanterweise wurde derselbe Begriff ins Feld geführt, als sich die kath. Kirche (wie übrigens auch der in diesem Zusammenhang unverdächtige Deutsche Städtetag) gegen eine Anwerbung von türkischen Arbeitnehmern mit dem Hinweis aussprach, zuerst sollten die Probleme für die bereits angeworbenen (mehrheitlich christlichen) Arbeitnehmer aus dem europäischen Ausland gelöst werden, bevor in großer Zahl Menschen aus einem religiös wie kulturell sehr fremden Kontext hierhergeholt würden. Im übrigen wird angezweifelt, inwieweit die Kirchen in solchen praktisch-politischen Problemfeldern überhaupt Sachkompetenz beanspruchen können.

Mehrere Gesichtspunkte weisen jedoch darauf hin, daß die Kirchen in ihren damaligen Einschätzungen nicht falsch lagen: Mittlerweile ist aus der ursprünglichen »Ausländerbeschäftigungspolitik« eine »Ausländerpolitik« geworden – die lange Zeit diskutierte Rotationsidee ist

obsolet geworden, auch wenn sie heute gelegentlich wieder aufgegriffen wird. Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer der ehemals Angeworbenen zeigt, daß der schon bald vermutete Prozeß des Seßhaft-Werdens eingetreten ist. Doch die hieraus sich ergebenden Folgen sind bis heute keineswegs geklärt.

Anfragen

Wie können kirchliche Akademien hierauf reagieren? Zunächst sollte man meinen, am besten im üblichen und bewährten Sinne, ihren Zielsetzungen entsprechend: Den Beteiligten (oder Kontrahenten) Raum für einen sachorientierten Diskurs bieten. Doch wenn die Beteiligten dieses Angebot nicht annehmen? Wenn der Diskurs die Gräben nur vertieft? Wenn – im Kontext der o.g. Prämissen – die Akademiearbeit das Postulat der Unparteilichkeit, der Ausgewogenheit nur innerhalb von ethischen Mindest-Standards (wie z.B. dem Postulat der Einheit von Ehe und Familie, auch bei Ausländern) erfüllen kann? Müssen wir darüberhinaus gehende theologisch-ethische, soziologische, juristische und historische Erkenntnisse, die im Rahmen unserer Arbeit Plausibilität gewinnen, immer wieder »vergessen«, um möglichst offen die Bemühung um Dialog angesichts kontroverser Ausgangslagen aufrechtzuerhalten? Oder hat nicht vielmehr die Geschichte der Ausländerbeschäftigung in den letzten 30 Jahren Lebensprozesse, Einwurzelungen, Entwicklungen gebracht, über deren Konsequenzen ethisch verantwortet nur noch im Sinne einer Sicherung der Lebensperspektiven der Betroffenen nachgedacht werden kann? Ist solche »Parteilichkeit« schon geeignet, uns als Dialog- und Konsens-stiftende Institution in diesem Feld zu diskreditieren?

Im Vordergrund unserer »Ausländer-Arbeit« an der Akademie steht jedenfalls nicht die große, offene Wochenendtagung für ein möglichst breit interessiertes Publikum. Vielmehr bieten wir subsidiär eine Dienstleistung für den kirchlichen wie für den gesellschaftlichen Bereich an, die durch folgende Kriterien zu kennzeichnen ist:

Kriterien

– Wahrnehmungen ermöglichen

Wir versuchen vorrangig, mit Menschen, die als Ausländer oder als Deutsche in diesem Feld engagiert oder betroffen sind, zu arbeiten. Ein intensives Seminar für Studenten der Sozialarbeit oder für Mitarbeiter eines Jugendamtes oder einer Ausländerbehörde ist zwar nicht öffentlichkeitswirksam und verändert auch nicht die politischen Rahmenbedingungen, es läßt aber oft nachdenklicher gewordene, reflektierter mit dem soziokulturellen Hintergrund ausländischer Familien umgehende Praktiker zurück.

– Kontinuität

Wichtiges Kriterium innerhalb dieser Arbeit ist die Kontinuität – nicht nur in thematischer Hinsicht: Wenn ein Thema einen Ort hat, besteht ein größerer Anspruch der Verbindlichkeit.

– Begegnung

Der immer wieder in akademiespezifischen Zusammenhängen strapazierte Begriff bekommt aus dem Gesagten hier eine exemplarische Funktion: Gerade wo gesellschaftlich und auch im politischen Raum Begegnung mit Ausländern (i. S. von Kommunikation) die Ausnahme ist. Dadurch kann mitgeholfen werden, die in diesem Feld zu beobachtende Vereinzelung der wenigen Engagierten zu mildern.

– Kooperation

Ein weiteres Kriterium: Kooperation. In diesem Arbeitsfeld gibt es seit Jahren enge Verbindungen zu den Kollegen in Bad Boll. Aus den o.g. Bestimmungsfaktoren und aus ähnlichen Problemlagen im evangelischen Bereich legte sich diese Form praktischer Ökumene nahe und hat sich in vielen Seminaren (v.a. für Mitarbeiter der Stadt Stuttgart und für die Mitglieder des Ausländerausschusses des Stuttgarter Gemeinderates) realisiert. Eine weitere Kooperationsebene besteht mit der Robert Bosch Stiftung, die sich in den vergangenen Jahren intensiv darum bemüht hat, die soziale Praxis angesichts der Problemstellungen mit ethnischen Minderheiten zu unterstützen. Eine Reihe von Veranstaltungen führte u.a. zu einem mehrjährigen Projekt an Fachschulen für Sozialpädagogik, innerhalb dessen die Lehrkräfte ihre

Unterrichtsgestaltung und -inhalte für künftige Erzieher auf das »Ausländerthema« einrichteten.

– Thematische Schwerpunktsetzungen

Wenn in der Ausländerfrage gesellschaftlich von einer Randständigkeit des Themas gesprochen wird, so sind in Theologie und Kirche Parallelen zu beobachten. Obwohl – wie eingangs erwähnt – in der Diözese Rottenburg-Stuttgart der Anteil der Katholiken anderer Muttersprache bei fast 10 % liegt und es in der Kirche grundsätzlich keine Unterscheidung in Fremde und Einheimische bezüglich der Rechte gibt (z.B. aktives und passives Wahlrecht zu den Kirchengemeinderäten), ist die Präsenz der ausländischen Gemeindeglieder im Bewußtsein und im Alltag der »deutschen« Kirche verbesserungswürdig. Im Rahmen eines Projekts »Fremde und Theologie« fand im vergangenen Jahr ein Kolloquium mit Vertretern theologischer Ethik statt. Ähnliche Veranstaltungen sind mit Exegeten und Pastoraltheologen geplant. Möglicherweise bildet sich hieraus ein Kreis von Wissenschaftlern, die künftig in besonderer Weise um die »Integration« dieses Themas in die Theologie bemüht sind.

Daß das Feld des Ausländerrechts – um zum Ausgangspunkt zurückzukommen – einen sehr breiten Raum einnimmt, sollte nicht verwundern. Solange die politischen Optionen und Perspektiven nicht klar sind und ein ausländerpolitischer Grundkonsens auf parlamentarischer Ebene immer noch aussteht, muß sich dies im ausländerrechtlichen Bereich auswirken: Der Rechtsprechung fällt auch in diesem Sektor die (undankbare) Aufgabe zu, politisch Ungeklärtes wenigstens auf der Ebene des Rechts zu klären. In diesem Feld besteht an der Akademie seit mehreren Jahren ein Gesprächskreis aus Vertretern von Kirchen, Wohlfahrtsverbänden, Gewerkschaften, Kommunen, Medien und der Rechtsprechung. Jeweils im Dezember finden die »Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht« statt.

Optionen

Es mag erstaunlich klingen: Die Chancen für einen weitreichenden Grundkonsens in der Ausländerpolitik stehen gegenwärtig günstig. Kirchen, Wohlfahrtsverbände, Gewerkschaften und Politiker von den Sozialausschüssen der CDU bis zu den GRÜNEN sind sich zumindest darüber einig, daß die aufenthaltsrechtliche Absiche-

rung und der Ausweisungsschutz für lange hier lebende Ausländer und ihre Familienangehörigen verbessert, die Einbürgerung erleichtert und Wiederkehrmöglichkeiten für hier aufgewachsene Kinder geschaffen werden sollten. Ebenfalls Einigkeit besteht darüber, daß diese stabilisierenden Maßnahmen nur bei einem Festhalten am Anwerbestop plausibel und realisierbar sind.

Um so mehr ist zu bedauern, daß im politischen Raum gegenwärtig kein Ort existiert, an dem interfraktionelle Bemühungen um Klärung der Ziele und Perspektiven einer konsensfähigen Ausländerpolitik stattfinden. Hier könnte die notwendige Diskussion über die künftige Gestalt des Nationalstaates im Kontext einer von Freizügigkeit des Arbeitsmarktes, der Waren und Dienstleistungen geprägten europäischen Gemeinschaft stattfinden ebenso wie die Diskussion einer angemessenen Partizipation der hier seßhaft gewordenen Ausländer und schließlich auch – gleichsam als Konsequenz – die Diskussion um die Novellierung des Ausländergesetzes. Eine Studienreise der Akademie (zusammen mit der Landeszentrale für politische Bildung) in die Niederlande machte deutlich, daß es dort vor 5 Jahren gelungen ist, den dort bestehenden Konsens der Parteien i.S. eines integrationsfreundlichen neuen Ausländergesetzes zu konkretisieren.

(Der Text ist entnommen aus: Aktuelle Gespräche. Berichte – Kommentare – Interviews. Hrsg.: Evangelische Akademie Bad Boll, H. 2/1988, S. 15 ff.)

Publikationen:

Muslimen unter uns. Ein Prüfstein für christliches Handeln. Hrsg.: Klaus Barwig/Klaus Philipp Seif, München 1983

Migration und Menschenwürde. Fakten, Analysen und ethische Kriterien. Hrsg.: Klaus Barwig/Dietmar Mieth, Mainz 1987

Familiennachzug von Ausländern auf dem Hintergrund völkerrechtlicher Verträge. Hrsg.: Klaus Barwig/Klaus Lörcher/Christoph Schumacher, Baden-Baden 1985

Soziale Sicherung und Aufenthaltsrecht. Hrsg.: Klaus Barwig/Klaus Lörcher/Christoph Schumacher, Baden-Baden 1986

Aufenthalt – Niederlassung – Einbürgerung. Stufen rechtlicher Integration. Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht 1986. Hrsg.: Klaus Barwig/Klaus Lörcher/Christoph Schumacher, Baden-Baden 1987

in Vorbereitung:

Politische Beteiligung von Ausländern. Das kommunale Wahlrecht. Hrsg.: Klaus Sieveking/Klaus Barwig/Klaus Lörcher/Christoph Schumacher

Zwischen Nationalstaat und offener Republik. Bestimmungsfaktoren und Perspektiven deutscher Ausländerpolitik. Hrsg.: Klaus Barwig/Michael Kessler

Sanctuary. Christliche Tradition mit neuer Aktualität. Hrsg.: Klaus Barwig/Dieter R. Bauer

Materialien:

3/85: Rechtshilfevereine für Ausländer

5/86: Interkulturelle Beratung

6/86: Ausländische Patienten im Krankenhaus

10/86: Straffälligkeit ausländischer Jugendlicher

4/87: Flüchtlinge am Ort

2/88: Ausländische Flüchtlinge in unserer Nachbarschaft

3/88: Flucht und Asylsuche am Beispiel des indischen Subkontinents

5/88: Weingartener Entwurf. Vorschläge zur Novellierung des Ausländerrechts

Forum Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung

Die Arbeitsgemeinschaft der christlichen Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West) (ACK) war beauftragt, den sogenannten konziliaren Prozeß voranzutreiben. 120 Delegierte aus allen christlichen Kirchen verabschiedeten am 22. Oktober 1988 die Stuttgarter Erklärung. Voraus gingen zwei Plenumskonsultationen in Königstein und Stuttgart sowie zahlreiche Redaktions-sitzungen. Zur katholischen Delegation gehörte Rainer Öhlschläger. Seine Erfahrungen aus der Akademiearbeit konnte er als Leiter der Arbeitsgruppe, die sich mit Fragen der Arbeitswelt, der Ausländer und Flüchtlinge befaßte, sehr direkt einbringen.

Auch wenn an Pfingsten 1989 die Friedensversammlung der Christen in Basel auf europäischer Ebene fortgesetzt wird, beteiligt sich Rainer Öhlschläger als Mitglied der katholischen Delegation an den Debatten.

USA Klerus und Laien miteinander einen lebendigen und öffentlichen Dialog über gesellschaftspolitische Fragen praktiziert haben, mit dem sie sich in neuer Glaubwürdigkeit auf komplizierte, aktuelle politische Kontroversen einlassen konnten, ohne der einseitigen Parteinahme auf der einen Seite oder der Standpunktlosigkeit auf der anderen Seite gescholten zu werden. Erzbischof Weakland hat in einem auch deutsch erschienenen Aufsatz betont (»Orientierung« 1987, Nr. 2/3), daß hinter der Forderung nach Konsultationen dieser Art ein reflektiertes Bild von der Rolle der Kirche in unserer Zeit steht – eine Ekklesiologie!

Das ACK-Forum hat in diesem Sinne beraten: Ökumenisch, politisch, motiviert durch den christlichen Auftrag an der Welt von heute. Bischöfe, Priester und Laien gemeinsam, frei von fundamentalistischer Kraftmeierei und lächerlich wirkender Bekennermanier, und vor allem auf die Autorität der Vernunftsargumente vertrauend. Nur wenn man vernünftig abwägt, wird man zu Kompromissen fähig sein.

Auch das Forum »Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung« 1988 hat Kompromisse geschlossen. Dies ist keineswegs ehrenrührig. Die Delegierten haben hart um diese Kompromißformeln gerungen, was zugleich die Verwendung des Terminus des »faulen« Kompromisses verbietet.

Wenn es den Kirchen gelingt, über ihre Grenzen hinaus andere Menschen und Gruppierungen in Abwägungsprozesse (konziliare Prozesse) zu den behandelten Themenbereichen zu verwickeln, war das Forum ein Erfolg. Wenn es darüber hinaus glücken sollte, die in Königstein und Stuttgart mit solchen Konsultationen »exemplarisch«, im Sinne von vorbildlich, gemachten Erfahrungen zu multiplizieren, war es ein großer Erfolg.

Rainer Öhlschläger

Auszug aus einem Artikel von Öhlschläger in Bibel heute, Nr. 96, IV/88:

Das Schlußdokument und seine möglichen Folgen

Kritiker werden am Stuttgarter Schlußdokument überhaupt vieles auszusetzen haben. Es enthält keine Aussagen, die vom Stuhl zu reißen vermögen. Alles wurde bereits einmal erklärt, vielleicht pointierter, griffiger und begründeter. Überflüssig war dieses Forum deswegen keineswegs. Man kann nicht hoch genug bewerten, in welcher Art und Weise das Forum abgewickelt wurde.

Die amerikanischen katholischen Bischöfe haben vor einiger Zeit die Konsultationsprozesse, die zu deren Friedens- und Wirtschaftshirtenbrief führten, als ein »amerikanisches Modell« bezeichnet. Sie wollten damit beschreiben, daß in den

Neue Reihe: Beiträge aus der Forschung

Mit dem Vortrag von Dr. Wolfgang Thönissen unter dem Thema »Das Geschenk der Freiheit. Zum Verhältnis von Dogmatik und Ethik« eröffnete die Akademie in festlichem Rahmen am 10. Oktober 1988 eine neue Veranstaltungsreihe. Sie wird den Namen tragen »Beiträge aus der Forschung«.

In loser Reihenfolge wird die Akademie jungen Damen und Herren, die wissenschaftlich gearbeitet haben oder noch arbeiten, eine Plattform anbieten, die eigenen Forschungsergebnisse einem interessierten und multiplikatorisch wirkenden Zuhörerkreis bekannt zu machen und sich dabei auch selbst vorzustellen.

Die Akademie bekundet damit ihr Interesse, am Gang der gegenwärtigen Forschung zu partizipieren und setzt zugleich ein Zeichen, daß sie der wissenschaftlichen Arbeit auch für die eigene Tätigkeit einen hohen Rang einräumt und sie gerade heute für unverzichtbar hält.

Dies gilt v.a. auch für den Bereich der wissenschaftlichen Theologie, die sich gegenwärtig in wachsendem Maße unter Legitimationsdruck gesetzt sieht. Angefangen vom Ruf nach einer stärkeren kirchlichen Disziplin bis hin zu der denunziatorischen Rede, in der theologisch-wissenschaftlichen Arbeit sei eben nur ein defizienter, verkopfter Glaube am Werk. Wissenschaftlichkeit und Rationalität haben gewiß keinen exklusiven, wohl aber einen unverzichtbaren Stellenwert für den Glauben des Christentums und für die Kirche in der Welt von heute. Religion, die sich der Vernunft entzieht und darauf verzichtet, rational kommunikal zu sein, gerät alsbald auf den gefährlichen Pfad des Fanatismus. Die Vortragsreihe wird aber nicht nur auf Themen aus dem Bereich der Theologie, sondern aus allen Bereichen der Wissenschaften aufmerksam machen, die für den lebendigen Dialog von Kirche und Welt, Christentum und Gesellschaft, glaubender und autonomer Vernunft von Belang sind.

Der zum Vortrag eingeladene Gast sieht sich herausgefordert, die Quintessenz seiner wissenschaftlichen Arbeit in verständliche Sprache zu transformieren und

sie im Stil eines kommunikativen Vortrags einem nicht aus Spezialisten bestehenden Publikum nahezubringen, um die Relevanz seiner Einsichten und Ergebnisse aufzuzeigen. Er leistet hiermit einen Beitrag zur Dialogfähigkeit der Wissenschaften und zur Kommunikabilität der Forschungsergebnisse.

Aber im Blick auf die Einzuladenden gibt es noch andere Motive für die neue Vortragsreihe. Es ist gewiß nicht von der Hand zu weisen, daß jemand, der sich jahrelang der Askese wissenschaftlicher Forschungen unterzogen hat, die Früchte seiner Arbeit gerne anderen näherbringen möchte und sich über deren Interesse freut. Im Zeitalter der Massenuniversität ist eine Kultur im Umgang mit dieser menschlichen Dimension der wissenschaftlichen Arbeit sehr zum Schaden der Humanität der Wissenschaft und ihrer Träger abhanden gekommen.

Die Akademie möchte mit ihrer Reihe »Beiträge aus der Forschung« in der angezeigten Richtung einen neuen Stil entwickeln. Sie möchte mit ihrer Einladung an den Vortragenden und die Gäste des festlich gestalteten Abends über das wissenschaftliche Interesse hinaus der Freude Ausdruck verleihen, daß jemand die Anstrengung des Begriffs im Hinblick auf ein gestelltes Problem erfolgreich auf sich genommen hat.

Die erste Abendveranstaltung mit Dr. W. Thönissen, der seit 1985 Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Baden-Württemberg ist, war ein gelungener Auftakt. Durch diesen Anfang wurde deutlich, daß Ökumene seit der Gründung der Akademie im Jahr 1951 nicht nur ein isolierter Sektor, sondern immer schon eine wesentliche Dimension aller Akademiearbeit war und bleiben wird. Das ausgeführte Thema »Verhältnis von Dogmatik und Ethik« ist nicht ohne Brisanz. Es führt an die Frage des Verhältnisses von Natur und Gnade heran, an eine Frage, die sich aus der innermoraltheologischen Diskussion um die Autonomie der Moral ergibt. Dr. Thönissen zeigte eindrucksvoll, daß diese Verhältnisbestimmung im Interesse des heutigen Menschen nur unter positiver Einbeziehung und Aufarbeitung des neuzeitlichen Freiheitsverständnisses möglich und sinnvoll ist.

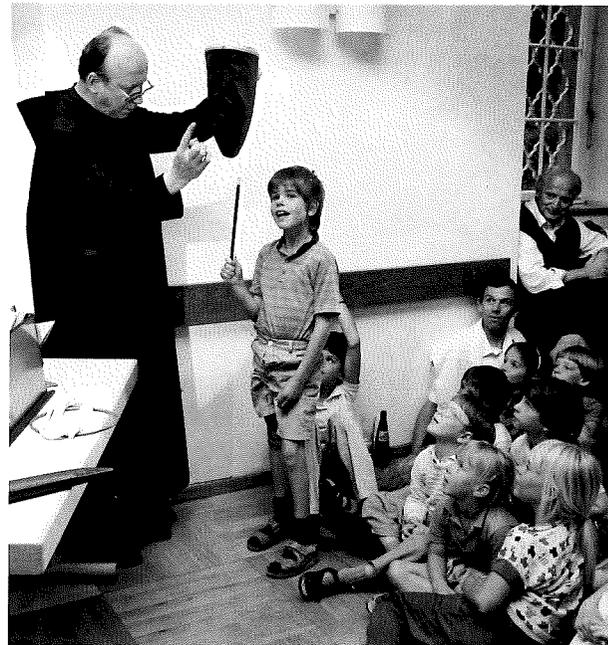
Clubabende in Weingarten

Der Ort scheint beliebt zu sein: – die Trinkstube der Akademie. Einmal im Monat findet dort in Weingarten ein Clubabend statt. Dabei steht das informelle Gespräch im Vordergrund, die Begegnung mit Menschen, die man gerne trifft. Die Erfahrung zeigt, daß sich die Zusammensetzung immer neu und bunt mischt – kein »Untersich-Zirkel«.

Und so sah die Gästeliste 1988 aus:

- Januar: Bauern erzählen über ihre Situation; einigen geht es gut, einige leben von der Substanz, Zuerwerbsbauern, Pendlere und Bankrottgegangene.
- Februar: Die Zirkusfamilie Feraro, im Winterquartier in Weingarten, beschreibt ihren Alltag und führt eine Nummer mit Tieren vor.
- März: Es gibt auch in Oberschwaben eine alternative Kulturszene: einige Macher berichten über ihr Projekt Kulturfabrik. Was ist Kultur?
- April: Für Furore sorgt Judith Jannberg, die vorgibt, eine Hexe zu sein.
- Mai: Der Erziehungswissenschaftler Dr. Heribert Weber aus Tübingen schildert eine Sonderrolle als Landrat im Film »Daheim sterben die Leut«.
- Juni: Auch einmal was für Kinder und Erwachsene: der Benediktinerpater Johannes aus Disentis in der Schweiz zaubert wie ein Weltmeister.

- September: Szenische Lesungen mit Dr. Theo in der Smitten aus Don Quijote führen in die Tiefendimensionen dieses Weltromans von Cervantes.
- Oktober: Dr. Yüksel Pazarkaya. Lesungen eines türkischen Literaten in deutsch. Leise Töne.
- November: Doppelsinniges von Mundartdichter Rolf Staedele und Lieder aus der Bauernkriegszeit von Bitterwolf und Hirthammer.
- Dezember: Jürgen Hohl, Eggmannsried, ein Original aus Oberschwaben, er entwirft Trachten und Fasnachtgewänder, Restaurator von Krippen und vieles andere mehr.



*Pater Johannes Held OSB, Disentis/Schweiz am 16. Juni 1988.
Es wird den Kindern etwas vorgemacht – ein zauberhaftes
Klosterleben*

Personalia

Michael Wörz

Zum offiziellen Start des Dialogprogramms »Wirtschaft und christliche Ethik« am 1. Oktober 1988 trat Michael Wörz als wissenschaftlicher Mitarbeiter dieses Projekts in die Dienste unserer Akademie.



Am 1. Juli 1954 kam er am Fuße der Schwäbischen Alb, in Dettingen/Erms, zur Welt. Nach dem Abitur im benachbarten Urach und 15monatiger Wehrpflicht brachte er im Sommer 1980 die Ausbildung zum Brückenbauingenieur an der Fachhochschule für Technik in Stuttgart zum Abschluß. Von diesem Zeitpunkt an verliefen Berufsausübung und universitäre Weiterbildung auf zwei gänzlich verschiedenen Bahnen: von 1980 – 88 war er als Ingenieur in der Bauwirtschaft mit der Ausführung, Planung und Prüfung unterschiedlicher Industrie- und

Kulturbauten beauftragt. Parallel dazu absolvierte er das Studium der Philosophie und Pädagogik an den Universitäten Stuttgart, Bonn und Tübingen mit den Schwerpunkten Moral- und Bildungsphilosophie der Antike, Neuzeit und Gegenwart. Diese beiden Wege führen nun in unserem Dialogprogramm, das als ein christlicher Beitrag zum gelingenden Brückenschlag zwischen Wirtschaft und Ethik konzipiert ist, wieder zusammen.

»Ich werde nicht versuchen irgend etwas an meinen oder Ihren Gedanken zu ändern, um eine uns allen wohlgefällige Versöhnung der Standpunkte herbeizuführen.

Vielmehr möchte ich Ihnen heute sagen, daß die Welt ein echtes Zwiegespräch nötig hat, daß das Gegenteil eines Dialogs ebenso Lüge heißt wie Schweigen und daß ein Zwiegespräch deshalb nur zwischen Menschen möglich ist, die das bleiben, was sie sind, und die wahr sprechen. Mit anderen Worten: die heutige Welt verlangt von den Christen, daß sie Christen bleiben.«

(A. Camus, Der Ungläubige und die Christen)

Zum 60. Geburtstag des Kuratoriums- vorsitzenden Otto Träger



Aus dem Glückwunsch-Schreiben von Bischof Moser:

Am 14. April dieses Jahres jährt sich zum sechzigsten Mal Ihr Geburtstag. Das ist für Sie gewiß ein Anlaß, mit Freude auf dieses Datum und mit Dankbarkeit auf Ihr bisheriges Leben zurückzublicken.

Ihr bedeutsames Amt, das Sie als Präsident der Oberpostdirektion Stuttgart im öffentlichen Leben unseres Landes inne haben, bringt es mit sich, daß Ihnen in diesen Tagen im Blick auf Ihre berufliche Tätigkeit sicher viele Dankesworte gesagt werden. Lassen Sie mich, ver-

ehrter Herr Träger, einen anderen Kontext ansprechen. Sie haben Ihr eigenes Leben, das Ihrer Ehe und Ihrer ganzen Familie auf das Fundament des christlichen Glaubens gegründet, und Sie gestalten die von Ihnen übernommenen öffentlichen Aufgaben aus christlicher Grundüberzeugung und kirchlicher Gesinnung. In einem gesellschaftlichen Umfeld, in dem Christlichkeit und erst recht Kirchlichkeit immer mehr abhanden zu kommen drohen, ist dies alles andere als selbstverständlich. So möchte ich Ihnen gerade an Ihrem Festtag von Herzen danken für Ihr christliches Zeugnis in Gegenwart und Gesellschaft.

Seit vielen Jahren sind Sie Mitglied des Kuratoriums unserer Akademie der Diözese. Sie haben sich auch hier der Verantwortung nicht entzogen, als das Kuratorium Sie in einem eindrucksvollen, einmütigen Votum zum Vorsitzenden gewählt hat. Ich habe Ihre anlässlich Ihrer Amtseinführung am 10. März 1984 gehaltene Antrittsrede über »Die Funktion des Kuratoriums« nochmals nachgelesen. Sie sagten damals: »Ich will mich in den Dienst der guten Sache stellen und mich voll für die Akademie und das Kuratorium einsetzen.« Sie stellten dann an die oberste Stelle der Aufgaben des Kuratoriums die »beratende Funktion«. Als Vorsitzender, in den Kuratoriumssitzungen, im Beratenden Ausschuß, aber auch – wie ich von Direktor Dr. Fürst weiß – in vielen von Ihnen initiierten Gesprächen haben Sie diese beratende Aufgabe immer wieder wahrgenommen und dadurch der Akademie manche Türe geöffnet und ihren Veranstaltungen manchen Referenten zugeführt. Für diesen Dienst des Ratgebens möchte ich Ihnen besonders danken.

In einer von Tag zu Tag komplizierter werdenden Welt und Gesellschaft bedarf gerade die Akademie immer wieder des Rates kompetenter Laien aus den Bereichen »ihrer vielfältigen beruflichen Aufgaben, Verantwortlichkeiten und Erfahrungen«, wie Sie, lieber Herr Präsident, damals formulierten. Nur so vermag die Akademie ihre ebenso wichtige und dabei so großartige Aufgabe zu erfüllen, nämlich als Einrichtung einer weltoffenen Kirche den Dialog zwischen christlichem Glauben und säkularer Vernunft so zu führen, daß die Relevanz der christlichen Wahrheit für die vielfältigen Probleme unserer Zeit zum Tragen kommen kann. Ich sage Ihnen herzlich »Vergelts Gott« für Ihren Einsatz, Ihr lebhaftes Interesse an der Akademiearbeit und Ihren gern gegebenen Rat!

Zum Tod von Bischof Dr. Georg Moser

Am 9. Mai 1988 starb Bischof Dr. Georg Moser, von 1960–1970 Direktor unserer Akademie. Die folgenden Auszüge aus Reden und Texten Mosers sollen verdeutlichen, welche Rolle und auch welche Bedeutung er der Akademie-Arbeit für den Dialog nach »außen«, aber auch nach »innen« beigemessen hat. Die von ihm postulierten Prinzipien haben – auch wenn z.T. schon mehr als zwei Jahrzehnte alt – für die Akademie unvermindert Gültigkeit.

Am 10. Januar 1965 konnte das neu errichtete Akademiegebäude in Stuttgart-Hohenheim von Bischof Dr. Carl-Joseph Leiprecht eingeweiht werden. Der festliche Anlaß bot Gelegenheit, auf die bereits seit 1951 geleistete Akademiearbeit zurückzublicken und gleichzeitig zu neuen Horizonten aufzubrechen. Mit den Worten des Akademiedirektors Dr. Georg Moser:

»... Glauben Sie mir, dieses neue Haus wird uns nicht bloß ein angenehmes Gehäuse sein, in dem wir das Bisherige halt recht und schlecht weiter betreiben. Wir werden versuchen, in ›schöpferischer Ruhelosigkeit‹ – wie mein Freund Alfons Auer das genannt hat – der Kirche und darüber hinaus allen, denen wir begegnen und verpflichtet sind, etwas zu vermitteln vom Reichtum der Erkenntnis sowie von der Tiefe des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, welche Jesus Christus um des Heiles aller willen auch in unsere Zeit eingestiftet hat. Wir werden uns mühen, das Klima der recht verstandenen Freiheit und der unzerstörbaren Freude in einer verzweckten und rationalisierten Gesellschaft zu mehren. Wir tun das nicht von oben her, sondern unter dem Gesetz des vertrauensvollen Dialogs mit einzelnen und mit den verschiedenartigsten Gruppen der Öffentlichkeit. Bitte helfen Sie uns, daß dieses Haus ein Ort des Segens, der Klarheit, der beglückenden Begegnung und damit ein Ort des fruchtbringenden Dienstes vor Gott und für die Menschen werde!« (Aus: Bildung, die dem Ganzen dient. Beiträge zur Begegnung von Kirche und Welt, 78, hrsg. von der Akademie der Diözese Rottenburg 1965, S. 18)



Die Stuttgarter Zeit hat Georg Moser nachhaltig geprägt. Auch für sein späteres Verständnis des Bischofsamtes sind diese an Arbeit wie Eindrücken und Herausforderungen überreichen Jahre bestimmend geworden. Als Beispiel in politisch-staatsbürgerlicher Hinsicht mag dafür der folgende Text stehen. Er entstammt der Kurt Georg Kiesinger, dem damaligen Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg, zum 60. Geburtstag gewidmeten Festschrift:

»Wir gehen nicht ab von dem Satz, den der weise Roncalli-Papst in einer Sozial-Enzyklika geschrieben hat: ›Es gibt in unserer Zeit wohl keine größere Torheit als den Versuch, in dieser Welt eine feste und brauchbare Ordnung aufzubauen ohne das notwendige Fundament, nämlich Gott.«

Auf solcher Grundlage wird sich der Christ in unserer Demokratie vor allem für die gottgewollte Wertordnung in Rechts- und Sittenfragen einsetzen. Alle menschlichen Handlungen unterliegen auch im Politischen dem Sittengesetz, das vorgegeben ist und das infolgedessen kein Mehrheitsbeschluß neu normieren kann. Es ist nicht Machtgier der Klerikalen oder sture Hartnäckigkeit gläu-

biger Laien, wenn sie dies in aktuellen Auseinandersetzungen (etwa bei der Frage nach den Indikationen zur Schwangerschaftsbeendigung) immer wieder hervorheben. Die Verteidigung unabhängiger Rechtsgrundsätze gegenüber jeglichem Rechtspositivismus gehört zur dienenden Aufgabe der Christen; damit bewahren sie die Macht vor dem stets drohenden Mißbrauch. Freilich – das sagt sich jeder moderne Christ – müssen hierbei auftretende Spannungen in offener Partnerschaft und ehrlicher, keineswegs bloß taktischer Toleranz bis zur Lösung oder Kompromißlösung durchgehalten werden...

Der Dienst in der Demokratie fordert vom Christen eine ständige Bildung des Gewissens im Blick auf das Gemeinwohl, eine sorgfältige Pflege solidarischen Denkens und ein bewußtes Bemühen um Reife in Politik und Kritik. Das Verantwortungsbewußtsein, das wir auf diesem Wege erreichen, wird bereits bei unserer Jugend dazu beitragen, der Vermassung, dieser zerstörerischen Kraft, zu begegnen...

Und noch ein Letztes: Weil er um die relative Unerfüllbarkeit aller irdischen Ordnung weiß, wird der wahre Christ als Widerpart der ungeduldigen Perfektionisten auch eine gute Portion Humor in die harte Politik einbringen. Und ins heißeste Getriebe der Tagespolitik wird er Öl gießen durch jene weise Geduld, ohne die das Bemühen um ein gutes Zusammenleben des Volkes und der Völker vergeblich wäre; nur Geduld zeitigt Früchte.« (Aus: Führung und Bildung in der heutigen Welt, Stuttgart 1964, S. 444 f.)

Nicht nur »nach außen«, auch für sein Denken und Handeln »nach innen« in den schwierigen Fragen der nachkonziliaren Kirche stellte die Akademiezeit für Georg Moser ein bleibendes Fundament dar. Dies belegt – stellvertretend für ähnliche Äußerungen – ein Text aus späteren Jahren. Gern kehrte Georg Moser zu den verschiedensten Anlässen an die Akademie zurück und nahm immer Anteil an ihrer Arbeit.

»Wenn Papst Paul VI. die Kirche als Dialog kennzeichnet, so verpflichtet er natürlich auch das innerkirchliche Leben selbst. Ein offener Austausch von Meinungen, die argumentative Auseinandersetzung über strittige Fragen, über in der Tat Frag-würdiges, muß auch innerhalb der Kirche Platz haben. Wir sind gewiß der Einheit der Kirche verpflichtet, und wir Bischöfe tragen dafür

besondere Verantwortung; doch darf diese Einheit nicht erkauft werden um den Preis von unausgesprochenen Diskussionsverboten, gegenseitigen Verdächtigungen oder der Angst vor neuen Wegen.

Mir ist wohl bekannt, daß es derzeit gewisse Sorgen gibt, ob denn das freie Wort in der Kirche überhaupt erwünscht oder gestattet sei. Manche reden gar davon, man müsse Angst haben, mal eine freimütige Äußerung zu tun. Ob das zutrifft oder ob einige diese Angst nur herbeireden möchten, sei hier nicht hinterfragt. Auf jeden Fall: Ich kann mir die Kirche Jesu Christi nicht vorstellen als geschlossene Lehranstalt, in der alle nur andächtig lauschen, was ein anderer zu sagen hat. Sicherlich: Einer ist und bleibt in der Gemeinschaft der Kirche der einzige Lehrer und Meister. Es bleibt auch dabei, daß es in der Kirche ein Reden in der Vollmacht dieses einen Herrn gibt, aber der Heilige Geist, der in die ganze Wahrheit Jesu Christi einführen soll (vgl. Joh 16,13), ist ausgegossen über alle, »über alles Fleisch« (Apg 2,17), wie Petrus in seiner Pfingstpredigt sagt. Und wo der Geist weht, da ist Freiheit – eine Freiheit, die um ihre Weite, immer jedoch auch um ihre Verantwortung weiß. Daher gilt: Dialog in der Kirche ist möglich, weil der eine Geist Gottes allzeit am Wirken ist. Und Dialog in der Kirche ist nötig, weil der Heilige Geist durch jeden in seiner Art ins Wort drängt. Dialog in der Kirche ist auch überall dort leicht, wo der Glaube an die vielfältige Wirksamkeit des Geistes Jesu Christi lebendig ist. Obwohl mir klar ist, daß nicht jeder Geist, der sich äußert, auch Heiliger Geist ist, gestehe ich gerne und offen, daß ich allein auf diesem Hintergrund und in diesem Vertrauen das Wagnis einer Diözesansynode einging, wie wir sie zur Zeit vorbereiten. Dabei halte ich fest an dem maßgeblichen Kriterium für unseren innerkirchlichen Dialog, das bereits der heilige Paulus formuliert hat, nämlich: »Alles geschehe so, daß es aufbaut.« (1 Kor 14,26)

Das Gebet bindet jeden Dialog unter Menschen ein in den Dialog mit Gott. Wer betet, dessen Gedanken ordnen sich und dessen Motive klären sich. Im Gebet übe ich eine Selbstlosigkeit ein, die es mir im Dialog erleichtert, das eigene Interesse zu übersteigen; weil mein Herz frei wird, wird mein Blick offen für den Anspruch der Wahrheit der Wirklichkeit, wie er mir entgegentritt.«

(Aus: Weltoffene Katholizität. Symposium zum 70. Geburtstag von Prof. A. Auer.)

Zum Tode von Dr. Gerhard Weng

Katholisches Sonntagsblatt vom 2. Oktober 1988

Ein Mann mit Profil

Pontifikalrequiem für Dr. Gerhard Weng in Rottenburg

Als einen Mann, der sich um ein gutes und harmonisches Verhältnis von Staat und Kirche bemühte, würdigte Diözesanadministrator Weihbischof Franz Josef Kuhnle den am 18. September 1988 in Konstanz im Alter von 72 Jahren verstorbenen früheren Landtags-Vizepräsidenten Dr. Gerhard Weng.

Beim Pontifikalrequiem im Rottenburger Dom am 23. September sprach Kuhnle auch von den Verdiensten des Verstorbenen, der 13 Jahre lang als Beamter an verantwortlicher Stelle in der Diözesanleitung von Rottenburg-Stuttgart gewirkt hat. Mit Energie und Können habe er das Haushalts- und Finanzwesen geleitet, die Rechts- und Vermögensaufsicht über mehr als 900 Kirchengemeinden ausgeübt und eine hilfreiche Sammlung der für Württemberg geltenden staats- und kirchenrechtlichen Bestimmungen herausgegeben. Dank seiner umfassenden Kenntnisse und seines unermüdlichen Engagements gehörte Weng sehr bald zu den wichtigsten Beratern in der deutschen katholischen Kirche.

Auch nach seinem Wechsel (1961) in den Staatsdienst ging es ihm um ein gedeihliches Zusammenleben unseres Volkes. Dies konnte es nach seiner Meinung nur dadurch geben, daß die großen gesellschaftlichen Kräfte und Institutionen des Landes am gleichen Strick ziehen zum Wohl der Menschen.

Gerhard Weng stammt aus Schömberg im Kreis Balingen, mußte für den Wehr- und Kriegsdienst sein Studium zweimal

unterbrechen, promovierte 1947 zum Dr. jur. und trat dann in den Dienst der Diözese. Weihbischof Kuhnle bezeichnete Dr. Weng als einen Mann, der sich um die Fundamente für eine neue und bessere Zukunft gesorgt habe. Vielen sei es aufgefallen, daß in seinem Leben immer ein »mehr« spürbar und erlebbar wurde. Er sei ein Mann mit Profil gewesen, dessen Denken, das er in geschliffener Rede zu vermitteln wußte, nie langweilte, dessen Tun nicht wirkungslos blieb und »dessen Person zur Persönlichkeit ausgereift ist«. Bei Auseinandersetzungen, denen er sich mutig stellte, vermied er durch das ihm geschenkte und von ihm gepflegte »mehr« verletzende Schärfe; er habe, sagte Weihbischof Kuhnle, mit aller Macht darum gekämpft, daß Sachargumente die Kontroversen bestimmen und der Umgangston sympathisch und fair blieb. Er wußte auch darum, wo die viel beschworenen Grundwerte unserer Gesellschaft bleibend verankert sein müssen.

Dr. Weng, der bis zuletzt Kuratoriumsmitglied der Diözesan-akademie war und viele Jahre im Aufsichtsrat des Schwabenverlags wirkte, hat sich vor allem als Kulturpolitiker einen Namen gemacht. Als Staatssekretär im Kultusministerium und später im Ministerium für Wissenschaft und Kunst sorgte er vor allem für das Nachdenken über Bildungsfragen. Nach der Landtagswahl 1980 wurde er zweiter stellvertretender Präsident des Landtags.

Publikationen aus dem Jahr 1988

Hohenheimer Protokolle:

Bd. 25: «... und muß nun rauben lassen...»
Zur Auflösung schwäbischer Klosterbibliotheken

Bd. 26: Das Christusbild im Menschenbild
in Memoriam Roland Peter Litzenburger

Bd. 27: Wirtschaftliche Gerechtigkeit aus der Sicht des Glaubens
Die deutsche Diskussion über ein amerikanisches Hirtenwort

Kleine Hohenheimer Reihe:

Georges Enderle: Wirtschaftsethik im Werden
Ansätze und Problembereiche der Wirtschaftsethik im Überblick

Alfons Auer: Gestaltwandel des Katholizismus

Klaus Bannach: Visionen von Gericht und Endzeit
Zur Aktualität des apokalyptischen Denkens

Christian Schneider: Emil Wachter
Tuschezeichnungen

Josef Nolte: Die Kunst, nein zu sagen
Elemente einer Widerstandsethik bei Thomas Morus

Materialien:

1/88: AIDS: Eine Krankheit fordert die Christen heraus

2/88: Ausländische Flüchtlinge in unserer Nachbarschaft

3/88: Flucht und Asylsuche am Beispiel des indischen Sukkontinents

4/88: Leben auf Vernunft hin
Zum 50. Todestag Edmund Husserls

5/88: Weingartener Entwurf
Vorschläge zur Novellierung des Ausländerrechts

6/88: Von der Philosophie zur Kreuzeswissenschaft
Die Husserl-Schülerin Edith Stein

7/88: Die Welt – Produkt des Zufalls oder Gottes Schöpfung?

8/88: Die Fasnetshex – Narrenfigur mit Rollenprobleme

Die »Chronik '88« wird herausgegeben von der
Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart,
Im Schellenkönig 61,
7000 Stuttgart 1,
Telefon (07 11) 21 95-0

Verantwortlich für den Inhalt:
Dr. Gebhard Fürst, Akademiedirektor.

Redaktion:
Klaus Barwig

Bildnachweis:
Werner Nurma
Ernst Fesseler
Dr. Karl-Heinz Meier-Braun
Stefan Herzog
Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Druck und Herstellung:
Grafik Druck GmbH, Stuttgart

Tagungshaus in Stuttgart-Hohenheim:
Paracelsusstraße 91,
7000 Stuttgart 70 (Hohenheim),
Telefon (07 11) 45 31 93

Tagungshaus in Weingarten:
Kirchplatz 7,
7987 Weingarten,
Telefon (07 51) 4 27 80

Bankverbindung:
Landesgirokasse Stuttgart 2 045 692 (BLZ 600 501 01)
Schwäbische Bank Stuttgart 1 300 (BLZ 600 201 00)
Postscheckamt Stuttgart 13 447-707 (BLZ 600 100 70)

Für eine finanzielle Unterstützung unserer Arbeit bedanken wir
uns. Spendenbescheinigungen zur Vorlage beim Finanzamt senden
wir auf Wunsch gerne zu.

